UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 01854895 8

Meinem lieben Schwager Heinrich zum 4. Juli 1922.

Hermann.

Schicksale der Völker

Dieses Buch wurde als zweiter Band der dritten Jahresreihe für die Mitglieder des „Volksverbandes der Bücherfreunde“ hergestellt und wird nur an diese abgegeben. Den Einband zeichnete Adolf Propp.

Schicksale der Völker

(Der Schauplatz und sein Zwang)

von

Alexander von Gleichen-Rußwurm

UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE LIBRARY

Volksverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag G. m. b. H.
Berlin · 1921

As the soil is, so the heart of man.
Byron.

Die Geſchichte ſteht nicht neben der Natur,
ſondern in der Natur.
Carl Ritter.

Toute loi naît du sol.
Montesquieu.

Vorwort.

In diesem Buch will ich Dichterträumen mich anvertrauen, um das Werden des geschichtlichen Menschen in Landschaft und Fabel zu grüßen.

Seine Götter will ich befragen und mich einfühlen in das Geheimnis, wie sich ein Stamm zum geschichtlichen Volk bildet, auf den unergründlichen Wassern emporblüht, einem Lotus gleich, der seine Knospe daraus emporzuheben weiß zur Vollentfaltung, und wenn die Zeit vorüber ist, sich wieder hinabsenkt, wo seine Knospe gekeimt, in das Unergründliche des Gewässers, um geheimnisvoll und keusch zu sterben.

Im Schicksal der Völker wie im Schicksal der einzelnen ist der Schauplatz des Daseins gebieterisch.

Wie weit seine Gebote gehen, sein Einfluß reicht, gehört noch zur „terra incognita" menschlicher Forschung. Mutmaßung über Mutmaßung häuft sich, schwerer Band stellt sich gegen schweren Band, streitbar erklärend hebt bald dieser, bald jener Gelehrte den Finger. Meist aus der Stube, vom Büchertisch her, vom Prinzip her, und es wagen sogar Theoretiker dem Weltreisenden zu widersprechen und dessen Erfahrungen mit ihren vorgefaßten Meinungen zu widerlegen. Der Reisende hingegen ist geneigt, seiner persönlichen Sympathie und Antipathie zu leicht zu folgen und der zufälligen Anekdote Allgemeingültiges zuzuschreiben.

In diesem Buche ist vorgesehen, weder System noch Anekdote blind Glauben zu schenken. Es lehrt kein Fachgelehrter, es erzählt kein Weltreisender; Betrachtungen, Anregungen, Träumereien über Weltgeschichte sollen geboten werden, nicht

Behauptungen, obwohl man ja auch in sinnender Betrachtung nicht anders als behauptend auftreten kann.

Volkscharakter ist Volksschicksal, wie der Charakter des einzelnen sein Eigenschicksal bestimmt, was immer die Ereignisse bringen mögen.

Denn was äußerlich geschieht, genügt keineswegs zur Geschichtsbildung, ebensowenig wie eine Zeitungsnotiz über einen Unglücksfall oder ein Verbrechen ein dramatisches Kunstwerk ist.

Was äußerliches Geschehen aus einem Menschen, aus einem Volke macht, wie sich ein Volk seelisch verhält zu Glück und Unglück, wie es Gefahr, wie es Erfolg übersteht, mit welcher sittlichen Kraft es sich behauptet, das ist seine Geschichte, das macht es historischer Studien wert.

Welche Fiktionen, welche Mythen sind seinem Leben nötig? Denn Volksleben wie Einzelleben sind nicht vom Brot allein abhängig, sie werden getrieben von Hunger und Liebe, aber auch von Eitelkeit, von Lust an Märchen und Abenteuern, von irdischem Geizen nach Ehre und schließlich von einer Ehrsucht, die bis ins Übersinnliche reicht und in den Himmeln verfahren will wie auf der Erde.

Zuweilen sinnen wir darüber, ob auf Sternen, die wir nächtlich funkeln sehen, Völker und Staaten in Wesenheit sind, wie die unsrigen, ob Völker dort gestorben, ob Reiche untergegangen.

Vielleicht sind die auf unserem Stern längst gestorbenen Völker und längst untergegangenen Reiche für Sternenbewohner noch gegenwärtig, so langsam reisen die Lichtwellen trotz aller Geschwindigkeit. Nach Sternenzeit türmt sich noch Ninive, blüht Atlantis, herrschen weise Könige über das Land Ophir.

Uns zeugt von ihrem einstigen Dasein das Dauerhafteste irdischer Dauer, der Mythos, und je näher wir dem Bereiche der Geschichte kommen, desto vernehmlicher sprechen aus ergreifenden Gräberfunden, aus behauenen Steinen und einst wohnlichen Höhlen die Toten, die tot sind seit ungezählten Jahrtausenden.

In Afrika, in Zentralasien scheinen sie zuerst darum besorgt gewesen zu sein, fernen Nachfahren Kunde zu über-

lassen. Gesammelte Überlieferungen, gefundene Dinge ergänzen einander und verraten, wie unendlich weit die Geschichte des Menschentums zurückreicht.

Ein Volk ist eine Menschengruppe, die ein historisches Profil gewonnen hat oder ein solches zu gewinnen sucht.

Es ist eine Menschengruppe, die irgendein Schicksal nicht vergessen kann.

Nur bedeutende Menschen haben Profile, bei unbedeutenden sucht man sie umsonst, oder vielmehr, man sucht sie gar nicht, man traut ihnen kein Profil zu.

Bedeutende Menschen mögen ein häßliches Profil zeigen, es drückt immer etwas Wichtiges, Vielsagendes aus gleich einer ein für allemal zum Sinnbild gewordenen Hieroglyphe, die ein Tiefes und Reiches besagt. Es ist schicksalhaft, vom Schicksal gezeichnet.

Ähnlich verhält es sich mit den bedeutendsten und daher mit unverkennbarem Profil begabten Völkern, deren Antlitz in der Bilderschrift der Geschichte Züge von reichem Gepräge aufweist.

Die Völkerkunde bemüht sich, die Menschen einzuteilen in langköpfige und rundköpfige oder nach Haarbeschaffenheit und Hautfarbe und letztens nach ihrer Verschiedenheit der Sprache. Ich möchte sie danach betrachten, ob sie *geschichtliche*, das heißt tragische, oder *ungeschichtliche* Menschen sind und wie die geschichtlichen Schicksale vom Schauplatz abhängen mußten, auf den die große Wanderung diese oder jene Völkerschaft verschlug, sowie von deren gegebener Veranlagung und der Gesellschaft anderer, die sie freiwillig oder gezwungen pflegte.

Der schmerzliche Schönheitswille des geschichtlichen Menschen, der die Geschichte seines Leids in die Form der Tragödie zu bringen sucht, drängt nach dem Ausprägen eines Profils.

Je ausgeprägter dies Profil, je geschichtlicher, tragischer und bedeutender in der Gesellschaft der Völker ist das Volk, das es ausgeprägt. Verlieren des Profils ist Verlieren des Charakters, des Sonderlebens, des Schönheitswillens, der tragischen Persönlichkeit. Das Leid eines profillosen Menschen oder Volks versinkt in den Orkus — jenes des profilbegabten

lebt fort in Gesang und Bild und Bewußtsein. Niemals ist das Profil des Ägypters, des Semiten, des Inders, des Griechen aus dem bewußten Erlebnis der Menschheit zu streichen.

Es ist müßig, geschichtliche Aufgaben Leuten mit fliehender Stirn oder fliehendem Kinn oder gemeiner Nase anzuvertrauen; sie können dieselbe mit bestem Willen nicht erfüllen und spielen nur Marionette, groteske Figur. Das Profil ist unzertrennlich vom Amte des Führers, des Herrschers, des Weisen wie des sinnenden Gottes, und eine bedeutende Landschaft, die schicksalsvoll ist, hat ein bedeutendes Profil als Schauplatz der Geschichte wie der Schauspieler im Weltspiel, der geschichtliche Mensch.

So geheimnisvoll innig hängen Schönheit, Schmerz, Menschheit, Landschaft und Gott zusammen.

Unzerreißbare Kette tiefer Mystik, an der nicht zu rütteln ist.

Häßlichkeit wird gleichbedeutend mit Geschichtslosigkeit und Geschichtslosigkeit mit der Unfähigkeit, zur Würde der Tragödie zu gelangen. Tragödie ist Würde der Geschichte, ein bewußt und stolz um großer Dinge willen aufgenommenes Leid, ein Ringen mit dem rohen Stoff und schließlich Verklären desselben.

Wie der einzelne unter anderen hervorragt, wenn er ein Profil zeigt, so ragen jene geschichtlich beglaubigten Völker hervor.

Die ein ausgeprägtes, unverkennbares Profil zeigen, prägen sich unvergeßlich ein.

Die schärfsten, niemals aus dem Bewußtsein der Menschheit verlöschenden haben auf alle späteren Völker gewirkt, und alle späteren haben von ihrer großen Überlieferung gezehrt, sind Geist von ihrem Geist geworden.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Die erste Stufe des Gemüts 1

1. Das tägliche Brot 1
2. Mensch und Tier 11
3. Das Hausrecht 22

Die zweite Stufe des Gemüts 36

4. Tubalkains Söhne 36
5. Bruder Cham und Nimrod 54

Die dritte Stufe des Gemüts 71

6. Hapis, der Gott des Nil 71
7. Das Märchen der Pyramide 86
8. Der Löwenstil 102

Die vierte Stufe des Gemüts 121

9. Jordan und Adonis 121
10. Wort und Zahl 131
11. Bruder Sem 143

Die fünfte Stufe des Gemüts 158

12. Der persische Tell 158
13. Das erste Weltreich 175

Die sechste Stufe des Gemüts 187

14. Die gelbe Erde 187
15. Der Kaiser der Gelehrsamkeit 202
16. Wie der Dichter Indra schuf 213
17. Der arische Staatsgedanke 230

Schlußbetrachtung 214

Die erste Stufe des Gemüts.

1. Das tägliche Brot.

Wer waren die großen Lehrer der Menschheit?

Jene, die den Anfang des Beginns und jedes Beginnens ihr beibrachten und Grund legten zum historischen Schicksal der Völker?

Die Griechen nennen Prometheus als ersten Meister der Lebensschule. Die Chaldäer nahmen als ersten Lehrer einen Fischgott an, die Ägypter den Gott Tot, die Chinesen weisen auf eine Reihe fabelhafter Herrscher, die Tausende von Jahren herrschten und ihren Untertanen geduldig den Ackerbau, den Hausbau und alle Künste einprägten. Israel erzählt, daß Jahve selbst sich um das erste Wissen der ersten Menschen bemühte — freilich nicht genug für deren Wissensdurst, denn sie lauschten begierig der entgegengesetzten Lehre, den Worten der Schlange und taten den Apfelbiß um tieferer Erkenntnis willen.

Fragen wir die Forschung, wer die großen Lehrer der Menschheit gewesen, so kündet sie: Berg, Strom und Meer waren die großen Lehrer.

Die stolzen Sterne waren Lehrer — aber auch bei demütigen Wesenheiten hatten wir in die Schule zu gehen, bei Tier und Pflanze und Metall und selbst bei dem scheinbar gleichgültigen Stein.

Auch der Stein war mitbestimmend im großen Schicksal der Völker. Ist Griechenland ohne Marmor zu denken, Ägypten ohne Granit und Babylonien ohne den Ziegelstein, den ihm der Schlamm des Euphrat lieferte?

Von der Furcht, von Not und Tod lernte der Mensch. Er lernte von Haß und Liebe.

Den Krieg, den schon Ameisen mit Kunst zu führen verstanden, vervollkommnete er von Generation zu Generation mit äußerster Anstrengung des Gehirns. Seine persönliche Eitelkeit und seine Nationaleitelkeit förderten mächtig das kunstgerechte Verfahren, Feinde zu überfallen und zu erledigen.

Die Entdeckung der über das Gröbste hinausgehenden Sinnenfreuden, wie sie nur freiwilliges Gewähren und Schmeicheln des Weibes schenkt, lehrte den Anfang von Wohlbehagen und Luxus.

Nachdem er alle seine Sinne geübt und verfeinert, tat der Mensch den großen Schritt über das Nur-Sinnliche hinaus mit seiner Denkkraft und einem neugeborenen Fühlen der Seele.

Der Mensch lernt vom Schmerz, von seiner tragischen Schuld und wird also zum geschichtlichen Menschen, zum Helden der Tragödie.

Schmerz tritt als Gestalter und Bildner auf. Eben weil er zertrümmert und Bildungen vernichtet, läßt er die verzweifelte Sehnsucht nach neuen Bildungen bauherrlich auftreten. Was zertrümmert wurde, war vielleicht ohne viel bewußtes eigenes Zutun gewachsen und notdürftiger Versuch. Wir kamen zum Bewußtsein der Form, als eine erste unvollkommene Form vernichtet wurde und müssen von nun an mit bewußt kraftvollem Tun unter dem Meister Schmerz den Neubau vollführen. So baut in Athen Mann, Weib und Kind heroisch am neuen Parthenon, nachdem das erste Parthenon, von den Persern in Brand gesetzt, die geduldig harrenden Schiffe in Salamis mit Flammenschein beleuchtet hatte.

Wie sich Pallas-Athene dem Jüngling Telemach als Mentor zugesellt, in allerlei Gestalt, die seinem Auffassungsvermögen entspricht, dann aber, als er reif geworden, ihn durch Offenbarung ihrer Göttlichkeit belohnt, also verfährt die Lehrerin des Menschen, die ihn allein zum höheren und höchsten ausbildet, die Schönheit. Verkleidet und vermummt tritt sie dem Kind entgegen, dem mutwilligen Knaben,

der ihre Herrlichkeit noch nicht fassen könnte. Sie prüft und leitet, rettet und erlöst. Endlich läßt sie verklärend ihre Strahlen in das Erdendasein fallen.

Es ist bedeutsam, daß der Mensch alles vergöttlicht und zu göttlichen Ehren erhebt, von dem er bewußt und dankbar eine Lehre empfangen, die seine Menschlichkeit erhöht, die ihn schöner und vollendeter macht, das heißt, seiner wahren Lebensaufgabe gemäß ausbildet.

Vom Schauplatz ihres Daseins, von den Ernährungs- und Fortpflanzungsmöglichkeiten, die er bietet, stammt das Typische, man möchte fast sagen, der nationale Typus der Tiervölker ab.

Auch die Menschenvölker sind ursprünglich typisch durch diesen Schauplatz, durch geographische Besonderheiten charakteristisch bestimmt, so charakteristisch, daß der Typus des Yankee, des weißen angelsächsischen oder gemischtrassigen Amerikaners neuerdings gewisse Ähnlichkeiten in Schädelbildung und Zügen mit dem ursprünglichen Bewohner Amerikas, dem Indianer aufweist.

Die Menschenvölker sind jedoch nicht allein vom Schauplatz ihres Lebens gebildet, sie sind nicht nur ein Stück hochentwickelter Erde. Mystische Strömungen suchen sie wechselnd zu bestimmen, gegensätzlich umherzutreiben, und je nachdem sich Erdbewohner ihnen überlassen oder sich stemmen, erhalten sie charaktervolles Gepräge, wie jene Gebirgsbäume, die in stetem Zwiegespräch mit ihren Stürmen erstarken.

Es ist, als kämpften Götter um die Menschenvölker, als seien diese Völker von mächtigen mystischen Stürmen hin und her geweht, wie jener unvorsichtige Schiffer, der den Schlauch des Äolus öffnete und dessen Söhnen Kampfplatz, sich selbst zum Gegenstand des Kampfes gab.

Geographische Lage und Besonderheit bestimmen zuerst den Gottesbegriff der einzelnen Völker und damit deren Lebensideal.

Je nachdem eine Gegend schauerlich oder lieblich, klar umrissen oder nebelschwanger, geraten ursprünglich die Götter der Menschen, die sie bewohnen, treten furchtbar oder

anmutig auf, plastisch wohlgebildet, unverkennbar gestaltet oder Nebelriesen gleich verschwommen gespenstisch.

Das Naturgefühl löst eine mächtige Metapher aus, die Metapher verdichtet sich zur Gottheit.

„Der erhabene Fremdling, der Gedanke" ist mit dieser Gottbildung im menschlichen Gehirn herrschermäßig aufgetaucht. Sein Geschöpf ist der Mensch-Mensch mit allen seinen majestätischen Schmerzen.

Dies neue Geschöpf hat nicht nur körperliche, sondern auch seelische Anpassungsfähigkeit zu gewinnen.

Wunderbar genug: jedes Volk muß sich seinen Göttern anpassen und anschließen. Kaum entstanden, sind sie wirklich, sind sie gebietende, mystische Wesenheiten, die ihren Dienst wollen.

Das Volk schafft an ihnen und sie schaffen am Volk. Denn alles, was wir schaffen, gewinnt Macht über uns im Bösen oder Guten, je nachdem der Schaffensdrang gewesen. Was wir an Geistigem in die Welt entlassen, nimmt seinen Gang, wird selbständig, wirkt fort und fort, donnert oder seufzt in den Hallen der Unendlichkeit, arbeitet an und in unzähligen Gehirnen und wirkt schließlich zurück auf das Gehirn, dem es entstieg oder das ihm Geburt in die wirkenden Wirklichkeiten erlaubte.

Wir wissen ja nicht, woher der erhabene Fremdling, der Gedanke den Weg nahm, welches Durchgangsstadium, welche Wanderrast ihm das Wachbewußtsein des Erdenbürgers bedeutet.

Eines ist sicher. Nichts anderes als das Walten der Schönheit reift jedes Volk zum Begreifen des Göttlichen.

Genau nach dem Maß an Schönheit, genau nach der Ordnung der Schönheit, genau nach dem besonderen Sinn der Schönheit einer Landschaft gedieh der Gottesbegriff, er gedieh, je nachdem die Schönheit dieser Landschaft Schauer, Ehrfurcht oder gerührte Liebe in der Menschenbrust auslöste.

An allen Punkten, die geeignet waren, solche Affekte gebieterisch auszulösen, erblühten Kultstätten, Tempel um Tempel, Klöster, Kirchen, Kapellen. Noch heute pflanzt

frommer Sinn Bildstöcke an schöne Punkte. Stets wurde an denselben erhabenen Stätten gebetet. Entgöttert wird die Welt durch Schönheitsverlust und der Mensch entmenscht.

Alles, womit wir eine Gottheit beweisen wollen, ist kläglich, wenn wir selbst kläglich sind, denn jene Beweise sind nur aus uns zu holen, aus unserem Vermögen des Denkens und Fühlens.

Den Beweis Gottes und seiner Tätigkeit in menschlicher Geschichte zu erbringen, hat sich etwa ein Pascal bemüht mit berühmt scharfer Beweisführung, höchster Anstrengung des Genies und des Glaubens. Allein er konnte seinen Beweis nirgends schöpfen als in dem schwachen menschlichen Gehirn, schwach auch, wenn es sich wie bei Pascal zum höchsten steigerte in der Technik menschlich logischer Erwägungen, gebrechlich, wenn auch wie bei Pascal von mathematischem Gerüst gestützt.

Ebenso sind die leidenschaftlichen Beweisführungen gegen ein Gottesdasein und Wirken in der Geschichte aus Irrtumsquellen geschöpft, denen wir nicht entgehen können, da wir selbst dieses Irrtums Born bei jedem Verstandesurteil sind. Daher wird Verstandesurteil stets von Gefühlsurteil überwältigt und die großen Linien jeweiligen Glaubens, die schließlich jedes Geschehen bestimmen, laufen von Gefühlsurteilen aus.

Eine Beweisführung für die Gottheit, die menschlichem Erkennen entgegenkommt und doch nicht aus unserer Klügelei stammt, sondern gegeben, eingegeben, geschenkt erscheint, ist jene allein, die aus wachsender Erkenntnis des Schönen entspringt.

Das große internationale Volk der Kinder lauscht dessen Offenbarung immer wieder und lernt dasjenige davon, was unvergeßlich bleibt. Von dieser Erinnerung wird das Schicksal jedes einzelnen erwachsenen Menschen begleitet wie von freundlichem Genius, und alle diese Genien fließen zusammen zu einem guten Genius der Menschheit.

Ähnlich dichtet schließlich jede Mythologie, jede Philosophie, denn nicht anders ist es ihr gegeben, zu dichten —

weiter lüftet Isis den Schleier nicht. Es muß uns genügen, zu wissen, daß sie über unser Begreifen schön und ihr Gebot Schönheit ist.

Verwirrend steigen neue Erkenntnisse auf und machen die Geschichte des Menschen stets rätselhafter und auch stets trauriger, denn sinnlos scheint alles zu fließen und zu schwanken.

Schauerlich ist der Krieg von Mensch zu Mensch, noch schauerlicher der Krieg, den er gegen Götter führt, der Tod, den er über sie verhängt. Wie viele wurden von ihren letzten Anhängern versteckt, vergraben, in schier unauffindbare Höhlen geflüchtet, wie jene erhabenen Standbilder Buddhas von gläubigen Chinesen in den unwirtlichen Bergen. Doch Schachergeist spürte ihnen nach und entriß sie den heiligen Höhlen.

Menschengeschlechter reiben sich auf, Völker versinken, Götteraltäre vereinsamen. Geschlechter von Göttern fallen hinab zu den Toten wie Geschlechter der Menschen.

Was kann für gegründet, für bewährt, für historisch sicher und erwiesen gelten?

Im großen Irrgarten ist nur ein Faden zuverlässig. In den Rätseln der Menschenwege, der Wege, welche die Geschichte nimmt, steigt eine einzige, zugleich göttliche und menschliche, himmlische und irdische Gewißheit auf, die fest bleibt trotz allem Schwanken und Wanken von Geschehen, Urteilen, Wollen, Sollen und Wünschen.

Es ist die Gewißheit, daß wir zur Schönheit bestimmt sind und nur dann im Verband unseren Lebenszweck erfüllen, wenn wir uns ihrer Erziehung überlassen.

Alles, was nicht von Schönheit angeregt ihr nachstrebt, kindlich oder erhaben — wie Kinder oder erwachsene Söhne der anbetungswürdigen Mutter —, verfällt und zwingt zu Verfall.

Dem Häßlichen ergeben, schaffen wir böse Götter und lassen uns von ihnen lenken. Schönheitsfromm bilden wir in Gedanken an Göttern, die schön und schöner, licht und lichter werden und uns nach sich ziehen.

Aber die Götter eines Volkes sind sein Schicksal.

Ist es nicht, als ginge von der Erscheinungswelt ein magisch mystisches Schönheitswollen aus?

Schreckliche und traurige Gegenden werden durch Zauber plötzlich verklärt, in der trostlosen Wüste grünt das Wunder der Oase, über nördliche Steppen geistert und glüht es in weißen Nächten und in arktischer Trostlosigkeit schlägt das Demantfeuer des Nordlichts auf.

Welch fromme Lügen der Schönheit erzählt immer wieder der Mond, wie schmeichelt der Frühling, wie proben Sommer und Herbst uns Herrlichkeiten vor, und ähnlich wie der Mond schenkt der Winter weiße Schönheitsmärchen.

Aber am ergreifendsten ist es, wenn das magische Schönheitswollen mit dem Häßlichen bösen Menschentums und tragischen Menschenschicksals ringt.

Eigenen Lichtzauber haben die Steinwüsten unserer Großstädte und einige unter ihnen sind belebt und durchglüht, wie die Steppe in weißen Nächten, vom Dämmerungszauber. Mit tausend grünen Zärtlichkeiten umarmt die Natur die Ruinen und kränzt sie mit holdseligen Kränzen und kiest sie zu erlesenen Nistplätzen. Und die häßlichsten Verwüstungen, die je die Welt sah, die Schlachtfelder des zwanzigsten Jahrhunderts überwältigte das Schönheitswollen mit unerhörtem Sieg. Es breitete Purpurteppiche über die künstliche Wüste, Felder blutroten Mohns über die blutgetränkten Stätten. Vielleicht hat die Mystik dieses Ringens des Schönen mit dem Häßlichen nie so eindringend geredet wie in dieser Blumensprache, dieser zartesten aller Sprachen, die laut blieb, als Flüche und Sterbenslaute in allen Sprachen verklungen waren.

„Zuletzt," sagt Laotse, „siegt das Sanfteste."

Von großer Schau betrachtet, sind die blutigen Menschenkämpfe ein Rückfall in Tierheit, nicht einmal von der erhaben-tragischen Art der Brunstkämpfe des Hirsches, sondern durch den Gegenstand, um den es sich handelt, meist viel prosaischer. Man drängt sich mörderisch nach besserem Weideplatz, auf dem Weg zum Wasser bleichen Gebeine von

Mensch und Tier, die [illegible] in Kampf geraten. Über den Zustand des Wilden hinausgekommen, kämpft man um Weihrauch, dann um kostbares Gewürz — die großen Pfefferkriege —, und langwierige Fehden entspinnen sich um Gespinste (selbst die Kreuzzüge sind zum Teil versteckte Textilkriege), zuerst um Wolle und Seide — das jahrhundertelange Hin- und Herringen zwischen Persien und Byzanz ging um Seide —, in neuer Zeit traten Baumwollkriege auf. In kleinerem Maßstab kämpfte man um Gegenstände des Luxus, Bernstein, Elfenbein und Gold. Nicht verschleiert wie heute, sondern aufrichtig und offenkundig kosteten die Gehänge schöner Frauen einst viele Menschenleben.

Ihr nie gestillter Hunger nach Luxus feuerte jedoch Erfinder, Entdecker und Handelsleute stetig an, peitschte grausam und lockte süß.

Venus verbindet sich daher mit Mars. Sie liebt Gaben, die Blut gekostet oder zum mindesten Mühe und Opfer verlangt haben. Venus und Mars spornen in den frühesten Stadien des Menschentums zum Ausholen des Geistes.

Sittlich bringt jeder Krieg bedenklichen Rückfall und Rückschritt, doch technisch bildet der Mensch seine Fähigkeiten in der Not des Krieges, denkt immer künstlicher Schutz und Wehr aus und verwechselt die Freude an geistiger und körperlicher Übung, die also gewonnener Fortschritt bringt, mit der Freude am Kriege selbst. Schließlich führen die technischen Errungenschaften, die Notwendigkeit von Schutz und Wehr mit sich brachte, höhere Lebensform herbei.

Das Verdienst daran wurde für den Krieg beansprucht.

Nach einiger Zeit überlebt sich, was er schuf. Die Edeln der Nation sitzen nicht mehr, Raubvögeln gleich, auf hohen Horsten, von denen sie wirksam herabstoßen können. China baut keine neue chinesische Mauer, Ägypten staut keine Katarakte mehr, um sich von der feindlichen Außenwelt abzuschließen. Einst hatte es sogar der Seeschiffahrt entsagt, um ferne Konflikte zu vermeiden und sich mit Kahnfahrt begnügt. Ähnlichen Sinnes hatte Japan nach manchem Erfolg zur See

jahrhundertelang auf Schiffahrt verzichtet, trotz seiner Insellage.

Sicherheit und Schutz werden bald durch Abschließen ganzer Länder gesucht, bald durch Befestigung einzelner Punkte, Benützen natürlicher Verschanzungen und Anbau künstlicher. Durch Gefahr wird die Trägheit des Denkens aufgerüttelt und seine Kraft vervollkommnet.

Doch nicht durch diese allein, noch durch das gebieterische Geschlecht und dessen Phantasie, die stets neue Reize, neuen Schmuck verlangt, weil die Menschen solches nicht von sich aus erzeugen, keine bunten Federn hervorbringen oder zur Liebeszeit leuchten, sondern Buntes und Leuchtendes sich erwerben und anhängen müssen.

Nicht Venus und Mars allein spornen zur Tätigkeit.

Ceres und Prometheus nehmen sich der Menschen an und greifen ein in das Schicksal der Völker.

Brotgetreide und dessen mühsamer Bau machen vor allem den geschichtlichen Menschen, denn Brotgetreide heiligt zuerst sein Tun und ist gerade dadurch ein Göttergeschenk, weil die Nahrung, die es bietet, nicht mühelos erworben wird.

Es gibt Kokosvölker, Dattelpalmenvölker, deren Dasein bis heute genügsam träg verläuft, da die eine Pflanze alles Lebensnotwendige schenkt; diese Palmen erschöpfen den Ausblick und die Wünsche derjenigen, die sich von ihnen nähren. Einfach und sorglos läßt sich leben von Früchten, die uns in den Schoß fallen.

Den Getreidevölkern jedoch war das höhere Los bestimmt; das nährende Korn nahm die Geistestätigkeit anders in Anspruch, lehrte prometheisch Vorbedacht, lehrte Ausnützen der Zeit und machte die Erde seinem Bebauer zu eigen.

Seßhaft und heimlieb trat er heroisch dem unbegrenzt Schweifenden, dem Land- und Seenomaden entgegen.

Persiens Mythologie, der Kampf zwischen Ahriman und Ormuzd bedeutet nichts anderes.

Ormuzd ist der Gott, der Getreide baut, opfervoll Stück für Stück der Steppe und Wüste fruchtbares Land entreißt

durch Wässerung und Pflege, Ahriman der Wüstengeist, der die Siedler und Ackerbauer stets bedroht.

Ähnlich wird Ceres, ähnlich wird Isis von finsteren Gewalten verfolgt und muß unendlich weinen, damit die Erde immer wieder fruchtbar blühe.

Bedeutsam ist es, daß der Getreidebau die Menschen zu höchster Lebensform erzieht, zum Bewußtsein von Besitz und Ordnung, zu einem Stolz, der weit über die Tierheit, weit über den primitiven Stolz des Kriegers und Jägers geht. Er drückt sich in Gebärden der Schönheit aus und führt bei allen Völkern zu Symbolen des Heiligen, der mystischen Einheit von Mensch, Erde und Himmel.

Später hinzugekommene Nahrpflanzen haben nicht diese Poesie. Es gibt keine Göttin der Kartoffel, keinen Gott des Mais, so nahrhaft und nützlich, so schicksalsmächtig diese Pflanzen auch sind. Auf den Menschen haben sie niemals poetisch erzieherisch gewirkt, seinen geistigen Habitus verändert und ihn erhoben. Ihrem Anbau fehlt die Gebärde der Schönheit.

Seht das ehrwürdig Großartige von Millets Säemann, hört die Gleichnisse, die Jesus an die majestätische Geste des Saens knüpfte.

Mühsam prosaisch, passend in proletarisch gleichförmige Zeit, ist das tiefe Bücken bei der Kartoffelernte in trüber Herbstlandschaft, gespensterhaft stehen die Säcke im Nebel grau in grau — voraussichtlich bestimmt, ein gedrängtes, gedrücktes Leben grau in grau zu fristen.

Aber die Getreideernte steht gold in gold, götternah, sonngebadet. Wir graben nicht nach dem Brot, es reift uns zu, weil es der Sonne zureift.

Schmuckvoll prangt es am Rande des Feldes blau und rot zur Erinnerung, daß der Erntekranz gewunden und bunt sein soll; die Ernte froh, alles, was an ihr schafft, majestätisch und holdselig zugleich. Ruth, die Ährenleserin, steht mit Noëmi vornehm im Abendrot, goldene Ähren im Saum ihres Kleides, und der Patriarch grüßt sie vornehm, mitten im warmen Brotduft finden sich ernst ihre Herzen.

Es war der Stolz der Besten in Israel, daß ihr Gott kein Menschenopfer verlangte wie die Götter umliegender Völker, sondern Freude hatte an den Schaubroten im Tempel. Dank für das geschenkte Land Kanaan. Zum Andenken an die gelungene Flucht in das „gelobte Land" wird das österliche Brot gebacken, das Jesus bricht und zu unvergleichlichem Gleichnis braucht.

Auserseben zum Symbol der Verbindung zwischen Geistigem und Leiblichem, Göttlichem und Irdischem wird es zum gegenseitigen Versprechen der Treue. Die Bitte um tägliches Brot bedeutet nicht nur die Bitte um alle Notdurft des täglichen Daseins, sie bedeutet auch die Bitte um jene Fähigkeiten, die dazu gehören, das tägliche Brot für den einzelnen herzustellen und für das Volk, um den Fleiß, den Vorbedacht, die Ordnung und Sitte, um Frohmut und Hoffnung allen Schwierigkeiten zum Trotz. Sie schließt ein, was segensvolle Arbeit am Menschen und im Menschen wirkt und beschwört alle großen Gebärden herauf, welche die Arbeit schön, das heißt menschenwürdig machen.

Mit der Aufbewahrung und Verteilung des Getreides im Falle der Not, mit der Aufschließung von Kornkammern und deren tiefpolitischer Bedeutung hängt der Anfang aller Staatsweisheit zusammen, die am Charakter und an der charaktervollen, weit voraussehenden Politik der Getreidevölker bildet.

2. Mensch und Tier.

Ein opfervoller Forscher nach dem anderen hat sein warmes Leben dem Totenreich geweiht, den vieltausendjährigen Toten — und sein Augenlicht dem Entziffern der Totenstaub gewordenen geheimnisvollen Schriften und Sprachen gewidmet, atemlos bangend, sie könnten verlöschen und für ewig verlorengehen.

Mit Andacht und Ehrfurcht begrüße ich ihr Werk, das von allen Nationen ausging und alle angeht. Doch bekenne ich aufrichtig, daß ich mich in meinen Träumereien über

Weltgeschichte von den verschiedensten Forschern anregen ließ und für die besondere Meinung und Deutung des einen oder anderen nicht Partei ergreife, so fruchtbar auf diesem Gebiete Gelehrtenstreit sein mag. Ich gebe mich derjenigen Annahme hin, die fördert, indem sie am meisten poetischen Gehalt bietet, denn poetische Wahrheit führt am sichersten in geschaute Wirklichkeit, sie ist die zuträglichste aller Wahrheiten und ein ruhender Pol im Gewühl aufgeworfener Fragen.

Wie durch Wunder entdeckt ein Champollion den Schlüssel der Hieroglyphenschrift, die solange als brennende Sehnsucht den Durst des Wissens gereizt hatte, ein Anquetil-Duperron bringt die heiligen Schriften des Zoroaster, die Zendavesta nach Europa, und endlich wird die Bibliothek der sagenhaften Herrscher Babylons und Ninives geläufig gelesen.

Fund reiht sich an Fund mit reichem Anschauungsunterricht, die Entdeckung der Sprachen vervollständigt die von Leibniz und Volney zuerst angeregte Vergleichung aller Sprachen. Sie ist zu einer der bedeutsamsten Lehren geworden.

Vom Vergleich der lateinischen Tochtersprachen stiegen die Forscher auf zum Vergleich sämtlicher europäischer Zungen. Man geriet auf manchen Irrweg, suchte sie vom hebräischen abzuleiten aus Ehrfurcht vor der Bibel. Nach der Entdeckung des Sanskrit (der „vollkommenen Sprache", wie ihr Name sagt) riet man auf diese Sprache, dann auf die möglicherweise noch ältere des Zend als Ursprung, doch auch diese scheinen nur Töchter eines Uridioms zu sein, das vielleicht zuerst der Tonkarbeit diente in der Gegend des Orus, ehe die Arier gleich dem vom Föhn geschmolzenen Schnee von ihren Bergen herabflossen.

Die Ursprache bleibt unbekannt wie der Urmensch. Doch die ältesten Gedankenbauten der Menschheit, die architektonische Formen erlangten, sind ausgegraben und uns fernen Nachjahren verständlich geworden.

Fremd und doch vertraut steigen die zu den Toten ge-

betteten Sprachen aus dem Verließ des Vergessens. Wir erkennen Verwandtschaft, Blutsfreundschaft, Versippung und Verschwägerung daraus, eine eigentümliche Brüderlichkeit zwischen allen Stämmen.

Auf diese urtümliche Brüderlichkeit deutet die Bibel, indem sie alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen läßt. Merkwürdigerweise ist diese allegorische biblische Erzählung noch buchstäblich genommen worden, nachdem die erhabenen Gleichnisse der jüdischen Urkunden längst als solche erkannt sein konnten, und die Gelehrten stritten über den Ort, wo dieses erste Menschenpaar gelebt, indes die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es überall auf einmal erste Menschen sowie erste Tiere und erste Pflanzen gegeben, wo es die geographischen Verhältnisse einigermaßen erlaubten.

Pflanzen, Tiere und Menschen gerieten in Wanderung, sobald die Beschaffenheit des Bodens und das Klima sich änderten, was in der Urzeit anscheinend mehrmals und schrecklich geschah. Steigende Wasser, geifernde Feuer, tödlich schreitende Eisberge jagten und trieben alles Lebendige vor sich her in vorgeschichtlichen Zeiten.

Nirgends konnten Menschen, Tiere und Pflanzen recht beheimatet sein, denn Meere und Kontinente schwankten in ihren Grenzen; Kälte und Hitze waren noch nicht durch Zeiten bestimmt und in Regelmäßigkeit gebannt.

In geschichtlichen Jahrtausenden, nachdem durch die geographisch klimatisch bestimmten Wanderungen der Völker eine erste grobe Mischung bereits stattgefunden, ergab sich eine zweite feinere Mischung, indem Wanderungen und Kreuzungen dadurch erregt wurden, daß irgendein Volk, zu zahlreich geworden, die Nachbarn bedrängte, denn erste menschliche Technik erleichterte die Lebensbedingungen und beschleunigte die Vermehrung, oder daß Eroberer auftraten, die gefangene Völker eigenmächtig über die Erde verteilten, oder daß freiwillige Wanderung einsetzte nach besserem, reicherem Land, von dem vordringende Handelsleute lebhaft berichtet.

Diese Ursachen vermengten zu Beginn geschichtlicher Zeit die Rassen und Völker wie mit merkwürdiger Absicht. Allein überall, wo sich ein Volk lange aufhielt, verwuchs es auffallend mit Land und Meer, mit Berg und Tal. Die körperliche Bildung und die Bildung der Seele nahmen Landvertrautes von der Heimat an.

Es entstand zwischen Erde und Mensch und dem Stückchen Himmel über dem bestimmten Stückchen Erde jene heilige und enge Beziehung, die zur Göttlichkeit der Heimatliebe erhebt.

So wie wir den Schauplatz des geschichtlichen Menschentums kennen, bildete er sich nach zwei gewaltigen Eiszeiten, zwischen denen eine mittlere Zeit eingeklemmt liegt, die überall eine Art Insularklima erzeugte.

Anfangs war Europa keine so merkwürdig zerrissene Halbinsel. Großbritannien und Frankreich hingen zusammen, die skandinavischen Halbinseln waren nirgends vom Festland getrennt, die Themse bildete einen Nebenfluß des Rheins, und im Süden gab es keine einschneidende Trennung zwischen Europa und Afrika. Der Einschnitt südlich von Spanien und Sizilien war noch nicht geschehen, Tiervölker und Menschenvölker wogten unbehindert hin und her. Renntier und Hippopotamos und die mit ihnen und von ihnen lebenden Menschen begegnen sich.

Doch die skizzenhafte erste Andeutung des Schauplatzes erdengeschichtlichen Daseins wird — gleichsam nach Überlegung eines sinnenden und doch mit der Technik des Schöpfertums nicht ganz vertrauten Demiurgos — mit gigantischem Schwamm ausgelöscht.

Eis über Eis schiebt sich vor, sein ungeheures Schmelzen wird zu rasendem Wasser, das die heutigen Täler sich als Bett höhlt und nur allmählich abläßt, an deren Wände zu donnern. Schichten zermahlenen Materials, die Lößbildung hinterlassen sie als Andenken.

Über Rußland schwemmt das Wasser unbehindert dahin und sammelt sich in ein gewaltiges Becken, das Schwarze, das Kaspische, das Asowsche Meer und wahrscheinlich die

Wüste Gobi umfassend, wie in Afrika die Wüste Sahara ein Meer bildete.

Eines Tages sprengen diese Wasser ihre Dämme und entleeren sich mit solcher Wucht in das tiefere Meer, daß ihr Becken zum Teil austrocknet, zum Teil Meertümpel wird. Was heute Festland ist, erhebt neugeboren sein Haupt, und das Klima, wie wir es heute kennen, ordnet sich streng nach Länge- und Breitegraden und wirft Lose über die Völker der Tiere und Menschen.

Diese leben in engstem Verband, und wie noch heute der Bewohner arktischer Regionen vom Renntier abhängt und mit ihm verwachsen ist, so übt irgendein besonderes Tier herrschenden Einfluß auf die gesamte Lebenshaltung und den Lebenslauf eines Volkes, sowie auf die Lebensaufgabe, die es sich stellt.

Esel und Katze gesellen sich den semitischen, früh in wärmere Regionen gelangenden Völkern, Pferd und Schwein den nordischen, den Söhnen Japhets und werden erst von diesen den andern vermittelt. Mit Rind und Schaf scheinen alle bald bekannt, ihre ungeheure Wichtigkeit verleiht diesen Tieren sakralen Charakter und Heimatsrecht in frommen Gesängen wie im Kreise bildlicher Darstellung, wo Stier, Kuh und Widder bei den ältesten Kulturvölkern ständig wiederkehren.

Allein das erste Tier, das durchaus und überall dem Menschen zugesellt war und in den frühesten Schichten mit ihm begraben zu finden ist, war kein sakrales Nutztier, sondern ein solches, das dem dunklen Drang menschlichen Gemütes entgegenkam. Es war der Hund.

Ich möchte über diese erste Errungenschaft des Menschen an der Schwelle seines bewußten Eintritts in die Geschichte ein Märchen erzählen.

Der Mensch, der Hund und der Mond.

Es war ein Abend zu Anbeginn der Welt, noch lebte im Andenken von Mensch und Tier das Grauen der Eiszeit,

die Mensch und Tier verjagt hatte von Stätten, wo es wohlig und warm gewesen unter mächtigen Baumfarren.

Weiße Riesen hatten sich schrecklich in Bewegung gesetzt, Eissesstürme hatten geblasen und alles, was nicht rechtzeitig floh, zu Haufen gekehrt in den Tod. Die Pflanzen mußten ebenfalls sterben, wenn es ihnen nicht gelang, rechtzeitig nach Süden auszuwandern mit geflügeltem oder stacheligem Samen, der sich an die Wolle der Tiere geheftet und also mit ihnen floh in wärmere Länder.

Am besten hatten es die Vögel, die in geordneten Scharen fortzogen, was den Menschen noch weniger gut gelang; denn sie mißtrauten einander und konnten sich nicht einigen, und wenn Not sie zusammengetrieben, stoben sie bald wieder auseinander. Dann suchten sie grimmig und einzeln, um sich zu fristen, das Glück der Jagd.

Die Menschen fingen damit an, Asiens Mitte, das Dach der Welt zu bevölkern, von wo sie Ausschau halten konnten nach Ost und West und sich in bewohnbare Täler ergießen, den Flüssen entlang, ihrem Lauf folgend wie einem Ruf.

Hier auf dem gewaltigen Dach war gut rasten, bis hierher reichte das Eis nicht, noch die Vermuhrung, die Platz gegriffen, noch die wilde Flut, und viele Tiere und Pflanzen hatten sich hierher gerettet.

Es war ein Abend zu Beginn der Welt . . .

Einsam war ein Urmensch als Jäger den ganzen Tag gestreift, und ebenso einsam ein Urhund — ähnlich dem Schakal oder Wolf.

Nach glücklichem Jagdergebnis begegneten sie einander, sattsam satt — und beide waren erstaunt über eine neue, seltsame Regung, die nicht Freßlust war und einen in des anderen Nähe trieb.

Eine Sehnsucht tastete im Gemüt der beiden wie in dunkler Kammer, ein Wünschen, verschieden von Hunger, verschieden vom Sinnestrieb, gespannt war ihr Herz und mit gespanntem, forschendem Blick betrachteten sich Mensch und Hund.

Sie waren sattsam satt.

Konnte es noch Wunsch, noch Glücksbedürfnis geben, das unbefriedigt blieb?

Langsam suchte und tappte diese Frage im Gehirn des Urhundes und hinter der niederen Stirn des Urmenschen, des rauhbehaarten.

Da stieg der Mond auf über dem Dach der Welt, und sein Weiß siegte über die letzten Strahlen abendlichen Rots.

Unheimlich verwandelt sah die Erde weiß aus, silberweiß, wie sie ausgesehen, als die Eisriesen sich aufgemacht, alles weit und breit zu vertilgen.

Jenes Blaßgesicht, das da aufstieg, indes schnell einbrechende Kühle sich auf das Dach der Welt senkte, sollte es nicht der böse Geist der Kälte sein, der alles Lebende bis in die letzte Zuflucht verfolgte und bedrohte?

Weißer und weißer, silberner und silberner schimmerte es rings umher, indes der Mond voll und für den Urmenschen wie für den Urhund schrecklich geheimnisvoll aufstieg.

Dem Schauer, dem Grauen, das beider Brust erfüllte, lieh der Hund endlich Laut.

Die Blicke wie beschwörend auf den Mond gerichtet, brach er in Geheul aus, vielleicht war das Geheul ein Flehen um Erbarmen.

Als er geendet, ging er zögernd, dann immer entschlossener auf den Gefährten der großen, weißen Einsamkeit, auf den Menschen schutzsuchend zu, blickte vielsagend zu ihm auf und leckte bedeutungsvoll die Hand, die der am Felsen lehnende Mann herabhängen ließ.

Da fühlte sich dieser nicht mehr allein in der Urwelt. Ein Stolz kam über ihn.

Er wußte sich zum erstenmal verstanden, Vertrauen schenkend, da ihm so viel Vertrauen entgegenkam, schutzmächtig, da er um Schutz gebeten wurde, nicht mehr hilflos, da diese Kreatur ihm anhing, sicher seiner Hilfe schien und zugleich Hilfe und Schutz versprach.

Unnennbar Großes vollzog sich im Schicksal des geschichtlichen Menschen; er, der bislang nur mißtraut der eigenen

Sippe und dem Tier, der nur Wildheit gekannt und geübt, ward zur ersten Treue reif, und die erste Rührung beschlich sein Herz mit überraschender Wonne.

Er schloß den ersten Treubund auf Erden und nahm für alle Jahrhunderte den Hund zum Gefährten.

Er hatte die Freundschaft entdeckt, und zärtlich herabgebeugt, streichelte seine Hand das zottige Haupt des ersten Freundes, der ihm geschenkt war in jener wichtigen Mondscheinnacht zu Anbeginn der Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist die erste geschichtlich wichtige Regung des Gemüts, die unbefangene Kameradschaft zu Schutz und Trutz.

Der Einfluß von Tier und Pflanze auf den geistigen Habitus des Menschen ist sehr groß. Man kann noch heute beobachten, wie der Pferdeliebhaber mit seinen Pferden, der Hirt mit seiner Herde sich verschwistert. Ausschlaggebend für die Entwicklung der älteren Völker war einst solche Verschwisterung.

Vermutlich hat der Mensch dem Tier die ersten Künste abgelernt, das Bauen geschützter Wasserbauten dem Biber, das Vorratsammeln und vielleicht gewisse Elemente der Landwirtschaft den Ameisen, deren Fleiß in der Bibel als Beispiel erwähnt wird. Die Verteidigungsmaßregeln des Gemsenführers sind vorbildlich für die geschickte Defensive der Bergvölker, wie der Liebestanz des Auerhahns vorbildlich für ihre Liebestänze wurde. So innig hingen Reitervölker mit ihren Pferden zusammen, daß die Sage der Zentauren entstand und bis heute bei den Turkmenen das Wort lebendig ist: „Zu Pferde kennt ein Mann weder Vater noch Mutter."

In Europa war Herrschaft über das Pferd, privilegierter Besitz des Pferdes lange gleichbedeutend mit Adel, Ritter, Kavalier (caballero hängt begrifflich mit cavallo = Pferd zusammen).

Zur Physiognomie eines Volkes gehören die Tiere, mit denen es im engen Verbande lebt.

Auf Sanskrit heißt das Wort „Tochter“: duhutri = „jene, welche melkt“, und war ein zärtliches, ehrenvolles Prädikat. So heilig galt die Kuh, und die süße Milch ihr entquellen zu lassen, gehörte zum häuslichen Priestertum des ursprünglichen Ariers.

Mit bedeutenden Mienen sammeln sich die Priester um das Opfertier, das Schicksal ihres Volkes zu erfragen. Äschylos läßt Prometheus erzählen, daß es zu seinen ersten Gaben gehörte, nicht nur dem Menschen das Tier unmittelbar nützlich zu machen, sondern auch mittelbar, weil in den Eingeweiden des Opfertieres das Schicksalgewollte zu lesen sei:

„Tiere bändigten
Zu ihrem Dienst auf mein Geheiß die Kluggewordenen,
Dem Manne nahm das Tier die schwerste Arbeit ab.
Des Reichen größten Stolz, das wohlgeschirrte Roß
Führt ich ihm zu und spannt es vor dem Wagen an . . .
Das hohe Priesteramt des Sehers brachte ich;
Nun irrt kein Wandrer ratlos ohne Pfad durchs Land,
Er spät dem Flug der Vögel nach und weiß Bescheid.
Den Götterratschluß zu belauschen hat gelehrt
Der Vorbedacht. Auf Erden tief ergründet man,
Was oben im Olymp die Götter bergen wollen.
Der Opiertiere Eingeweide steht zur Schau,
Mit kühner Hand entreißt der Mensch dem blut'gen Leib
Geheimnis auf Geheimnis, forscht nach günst'ger Farbe,
Und mischt die Sehnen, wägt das Fett, beschaut die Leber
Und sieht den tiefen Sinn im unscheinbaren Sein.“*)

Vielleicht wies die Leber, die befragt wurde, den verschiedenen Stämmen bestimmte Wanderwege.

Voll Pathos ist die Mitwanderung der Tiervölker, welche die Menschenvölker nur im Gefolge mit sich führen. Mit den Herden der gewonnenen, unentbehrlichen Nutztiere macht sich ein Stamm nach dem anderen auf, den Höhenzügen entlang, um nicht von oben durch den Feind überrascht zu werden, und späht von Tal zu Tal, wo eine Heimat zu gründen wäre. Ein Vogelflug, ein Tieromen gibt meist Antwort, wo die Stätte zu wählen sei, und glaubensvoll

*) Prometheus des Äschylos bei Eugen Diederichs, Seite 27.

setzt der Fremde den Fuß auf das Land, das bestimmt ist, der Schauplatz seiner Geschichte zu werden.

Mit großer Bildkraft stellt die Bibel das Gemälde der urtümlichen Rassen hin, in den Urgestalten Kains, des ältesten Adamssohnes, Vaters ewig umhergetriebener Stämme — und in den Urgestalten der drei Brüder Sem, Ham und Japhet.

In griechischer Sage sind es Kronos, Titan und Japetos, die wild und ungestüm ringen, chaotisch im Chaos.

Die von den angenommenen typischen Urgestalten ausgehenden Geschlechter erfüllen den geschichtlichen Schauplatz in eigentümlicher Wechselwirkung, tragisch kämpfend in ungeheurem Aufmarsch ihre Völker ergießend, um sich und den Ihren lebensmögliche Plätze zu sichern, von der Natur belehrt, den errungenen Platz zu meistern und zu nützen, von stammelnder Sprache zu stolzem, rhythmischem Wort überzugehen, von rohem Werkzeug zu Technik und Kunst, — — zu Staub sinkend und aus Staub sich erhebend und schließlich sich verjüngend im Erleben unzähliger Wiedergeburt.

Es sind Brüder, lehrt die Bibel.

Die Nachkommen Kains, des ältesten Adamssohnes, die Turanier oder Skythen, erfüllen wimmelnd zuerst mit den ersten leidgeborenen und fluchbelasteten Errungenschaften der Geschichte die noch kaum bewohnbaren, bewohnbarsten Teile der Erde.

Ihnen folgen auf dem Fuß und mit ihnen mischen sich vielfach der Nachgeborenen Nachkommen, die Kinder Sems und Chams, die Semiten und Chamiten.

Überall stoßen sie auf jene erste Rasse, lernen, was diese zu lehren hat, und verdrängen sie alsdann, die ersten stolzen Reiche gründend im Herzen der alten Welt in den Ländern, die vom Euphrat und Tigris geschenkt sind, und in jenen, die der Nil beherrscht, abhängig von den großen Strömen.

Diesen Strömen verdanken sie die ersten Staatsbildungen, die erste Weltstellung einzelner Reiche.

Meist sind die Chamiten von den Semiten unterdrückt und Handlanger ihrer Werke, zuweilen entsteht eine Ver-

mengung, und auch die schwarze Rasse erlangt geschichtliche Bedeutung, obgleich die meisten Völker, die ihr angehören, geschichtslos verharren in Gegenden, wo primitives Leben so leicht ist, daß ein Zusammenraffen zu größerer Staatsbildung nicht erfolgt, Haus und Stadt nicht zu Kunstgebilden und religiöse Gefühle nicht zur Weltanschauung werden.

Gleichzeitig mit den Reichen, die unter dem Einfluß von Nil, Euphrat und Tigris wunderbare Geburt erleben, hebt sich China zu selbständigem Dasein empor dank dem Gelben Fluß und dessen Parallelströmen. Die Bewältigung von deren Wasser, das Schützen und Fruchtbarmachen des Ufergeländes nötigt dieses Volk zum Zusammenschluß und zeitigt das Reich der Mitte, wie das chaldäische und ägyptische Reich gezeitigt werden durch Not und Nötigung ihrer berühmten Ströme*).

Als dies alles geschehen und vielfach zum Gedächtnis eingegraben war, in Granit, Ziegel oder Bronze möglichst für die Ewigkeit verkündet, trat der jüngste Bruder, Japhet, auf den Plan.

Sein Geschlecht stieg von Asiens Bergen herab, verzweigte sich nach Süd und Nord kämpfend, jugendfroh und kühn, mit neuen Gedanken hinter der weißen Stirn, stolz, schön und hochmütig wie ein Liebling der Götter, aber noch recht arm an Wissen und Habe.

Er lernt von jenen, die er überrennt und besiegt, lernt von ihnen lesen und schreiben — laut persischer Sage — bemächtigt sich der Künste und Fertigkeiten vorangegangener Rassen und baut neue Ernten auf dem Humus, der von ihrer Arbeit geblieben war.

Japhets Geschlecht nimmt Platz auf den zwei wichtigen, ungefähr gleich großen Halbinseln Indien und Europa, wo es die Abwechslung und Anregung in der Landschaft findet,

*) Chinas erste Heroen sind austrocknende, dämmende Flußbändiger, die mythischen Schan, Schun und Jao. Sie sehen dem Wasser einen Drachen entsteigen und wählen diesen wassergeborenen Drachen zu Chinas Wappentier.

die seinem Genius besonders zusagt, und gründet wichtige Kolonien, die Asien und Europa geistig verbinden sollten, auf einer Halbinsel, die im kleinen Europas abwechslungsreiche Gestalt bietet, Europa vorgelagert ist, wie sich Europa Asien vorlagert, — — Bruder Japhet setzt sich mit den Pelasgiern zu einer für die Menschheitsgeschichte schicksalsreichen Stunde in Hellas fest.

3. Das Hausrecht.

Indes der urtümliche Mann auf seinen unsteten Jagdzügen den Hund zum Begleiter gewann und von dieser ersten Gemütsregung wie von einem Sprungbrett zum Gefühl menschlicher Kameradschaft und Waffenbrüderschaft gelangte, blieb er dem eigentlichen Familiensinn, der über den Trieb dauernden Liebe zum Weib und einem geordneten Zusammenschluß, noch andauernd fremd.

Das Weib war ihm aber sozialbildend vorangeeilt, so daß von seiner mütterlichen Sorge aus der erste Begriff von Recht, das Mutterrecht, Ursprung nahm und ein erster Keim völkischer Verbindung durch Seßhaftwerden und Zusammenhalten weiblicher Familienmitglieder mit den dazugehörigen Kindern entstand.

Wie das erste Wort in allen Sprachen die Mutter nennt, so ist das erste Wort jeder Mythologie eine mütterliche Göttin, genau wie die Mutter dem Kinde zuerst als Göttin erscheint mit unbegrenzter Machtvollkommenheit, Wissenschaft und Mitteln.

Der Begriff eines königlich väterlichen Gottes gehört späterer Gedankenbildung an, wie der Einfluß der Mutter im Leben des Knaben schließlich verdrängt wird durch jenen des Vaters und Lehrers und er sich fast der ersten Anhänglichkeit schämt.

Der große Vorsprung, den das Weib dank seiner Mütterlichkeit gewann, seine ersten Erfindungen und Geduldarbeiten, die Überlegenheit, die es jedenfalls lange gewahrt hat,

sind vergessen worden. Das Weib schuf und hütete Herd und Altar und damit erstes Herrschertum und erste Priesterschaft.

Es schuf das Heim, des Hauses Ehre und das erste Recht.

Welche Merkwürdigkeit des historischen Schicksals, daß die Frau teilweise mit wild amazonenhafter Gebärde heute politische Rechte erkämpft oder zu erkämpfen meint, nachdem sie es eigentlich gewesen, die vor Jahrtausenden urtümlich Staatenbildung gefördert und zuerst ohne den Mann den Urgrund politischen Lebens entwickelte. Das Institut des Matriarchats ist die Zelle der menschlichen Vergesellschaftung. Herrschende Frauen übten vor herrschenden Männern die Arbeit des Herrschens, der Bienenkönigin ähnlich betrachteten sie die Männer, und diese verhielten sich oft den Drohnen ähnlich.

Frauen hatten zuerst den vorsorglichen Gedanken, Vorräte zu sammeln, was die von ihnen erstmalig angebauten Feldfrüchte oder die eingeheimsten getrockneten Beeren und Kräuter ermöglichten, indes der Mann die von ihm gewonnene Fleischnahrung weder aufheben konnte noch mochte — es sei denn in arktischen Regionen, wo Überschuß daran bewahrender Kälte anvertraut wird, wie heute noch bei nordischen Stämmen.

Frauen hatten die Geduld, das erste Feuer zu wahren.

Als das Feuer errungen war, galt es vor allem, dies Heiligtum, das man gar nicht oder schwer wieder zu entfachen verstand, mit erster bewußter Seßhaftigkeit zu hüten. Die Glut wurde sorglich unterhalten und irgendein Gehege — ein Windschirm — entstand zu ihrem Schutz.

Dieser Windschirm gehört zum Urplan der Hütte, die sich anfangs vermutlich bienenkorbartig wölbte, wie die keltischen Hütten, die Aurelians Säule zeigt.

Erst später entstand ein rechteckiger Saal, dessen Mitte der Herd einnimmt, der gleichzeitig Altar ist. Ein Rauchloch darüber im Dach dient zum Abzug des Qualms; nach der Sage entweicht noch Athene aus demselben, wie es später den Hexen nachgesagt wurde.

Die erste Hütte war nestartig mit geflochtenen Wänden,

den Baumeistern der Tierwelt, Vögeln, Bibern, Ameisen in manch ursprünglicher Technik bewußt nachgeahmt. Allein von Anbeginn heftete sich an menschliche Behausung, soweit wir deren Spur irgend verfolgen können, eine sakrale und soziale Bedeutung, die sie vom Unterschlupf, vom Höhlen-, Hügel- und Nestbau auch künstlichster Art wesenhaft unterscheidet.

Ihr ist bestimmt, in der Steinbaukunst zu gipfeln, die vom südöstlichen Winkel des Mittelmeeres ausgeht und sich wie Wein und Öl schrittweise über die Küsten und Halbinseln des südlichen Europa verbreitet, von da in die übrige Welt gelangt als Gradmesser höherer Kultur. Phönizier vermitteln sie den Griechen, diese den Etruskern und Lateinern, von Italien nimmt sie den Weg über die Alpen. In Indien beginnt die Steinbaukunst unter Asoka im dritten Jahrhundert mit Rundbauten, den „Topa" oder „Stupa", die jenen ersten bienenkorbartigen Behausungen aus Flechtwerk ähneln.

Einer der sagenhaften ersten Kaiser Chinas (zirka 3000 v. Chr.) hat den Beinamen „Nestbauer", weil ihm die Erfindung des menschlichen Nestes, des ersten menschlichen Hauses, zugeschrieben ist. Sie geht nach chinesischer Chronik der Kenntnis des Feuers und anderer Fertigkeiten voran, doch offenbar hängen Haus und Herd aufs engste zusammen und bedingen einander.

Dem Hause verleiht das Feuer die Tempelbedeutung. Sein lange übliches, feierliches Wiederanzünden auf jedem Herd vom Tempel aus weist auf jene urtümliche Bedeutung, als schon die Möglichkeit des Wiederentfachens bekannt war. Die ursprüngliche Schwierigkeit des Anzündens legte geheimnisvoll den Grund zur ersten Gemeinsamkeit, zu erstem sozialem Fühlen und erster Hilfeleistung, die über Blutsfreundschaft hinausging.

Besonders heilig war das Feuer den Ariern, die aus unwirtlicher Gegend kamen, wo allein der Besitz des Feuers am Leben erhalten konnte und seine Wärme Inbegriff des Glücks bedeutete, Behaglichkeit, Gastlichkeit, Mitteilsamkeit,

Fabulieren auslöste. Daher wurden manche weiße Stämme zu Anbetern des Feuers; bei allen war sein Anzünden und sein Unterhalt von sakraler Bedeutung, Mittelpunkt und Heiligtum des Hauses und Kulthandlung.

Nichts konnte feierlicher sein als der Eintritt des Fremden, der den häuslichen Herd berührte, sich in dessen Schutz, in den Schutz der Hausgötter und der stets gegenwärtigen Ahnen des Hauses stellte. Plinius erzählt in seiner Pflichtenlehre von der uralten Sitte, auch dem Unbekannten, der darum bäte, die Gabe des Feuers zu gewähren, und Plautus geht so weit, auch für den Feind diese Gastfreundschaft zu verlangen. Feuer zu verweigern war staatliche Strafe in Sparta und gesellschaftliches Scherbengericht in Athen. Wer solchem verfiel, galt für verbannt.

Mit der Gewinnung, Wiedergewinnung und Erhaltung des Feuers verband sich tiefe Mystik, und diese wird zur sozialen Mystik. Vom Feuer des Herdes dem Bittenden mitzuteilen, war eine der ersten sozialen Pflichten und heilige Gewohnheit, die Familie mit Familie verband. Es war höchster Schimpf, wenn einer das Recht verlor, um Feuer zu bitten, und die Nachbarn vereinbarten, ihm solches zu versagen.

Das Erhalten des Feuers ist so heilig, das mit ihm verbundene erste Hausrecht so ehrwürdig, daß jeder Dienst im Hause ehrwürdig erscheint.

Indem sich das Weib dem Hause gibt, weiht es sich einem Tempel; jeder Dienst, den das Haus fordert, ist Tempeldienst.

Diese ursprüngliche Auffassung hat sich trotz allem Wandel der Zeiten zum Heil des Menschentums lange erhalten und weicht erst der Verletzung des Hausrechts, das in jüngster Zeit, ein verhängnisvoller sozialer Irrtum, zum erstenmal, seit Häuser gebaut sind, einführt — Irrtum und Mißgriff von sittlich und politisch unabsehbaren Folgen.

Das vom Weib ursprünglich nestartig gesponnene Haus war sein Haus, sein Eigentum. Das Hüten des Feuers brachte die Frau in geheimnisvolle Beziehung zur Gottheit

des Feuers und gab ihr daher, zur Herrscherwürde gesellt, eine Art ursprünglicher Priesterschaft. Diese hervorragende Stellung, welche die Frau noch bei einigen primitiven Völkerschaften bewahrt, wurde ihr allmählich entrissen, als der Mann durch Metallwerkzeug instandgesetzt wurde, den Hausbau nunmehr fester zu gründen und mit Hacke und Pflugschar den Landbau intensiver zu gestalten.

Denn die Frau hatte wahrscheinlich, wie die Sage von Ceres erzählt und wie es noch stellenweise in Afrika geübt wird, den Ackerboden mit gespitztem Stab geritzt, ihm ein Samenkorn — in nordischer Gegend zuerst die Hirse — anzuvertrauen.

Vom Mann gebaut und angebaut standen nun Haus und Feld als sein Besitz da.

Im Süden wird es ein Hofhaus (bei den Römern „aedes"), ein gedecktes Gehege um einen freien Raum, der zum Wohnen dient und erst spät überdacht und durch Seitenlicht erhellt wird. Dieser innere Saal oder Hof dient allgemeiner Versammlung und gehört eigentlich dem ganzen Geschlecht. Es werden die ersten politischen Reden darin geschwungen, unvermählte Söhne und Vettern schlafen darin und gegebenenfalls auch der Gast. Die Wohnungen der vermählten Paare (bei den Griechen Thalamos) schließen sich äußerlich an, ebenso ein Frauensaal, worin die wichtige Hausindustrie getrieben wird.

Das nordische Haus verleugnet seinen Ursprung nicht von dem Schutzdach, das zuerst aus Tierhäuten gespannt rittlings auf dem Firstbalken hängt. Dieser Dachtypus wird zum Giebel. Die Redensart „jemand aufs Dach steigen" hat sich aus der Zeit erhalten, wo man auf das Dach steigend die Insassen durch das Rauchloch beobachten und mit Steinen oder Pfeilen bedrohen konnte. Das nordische Haus kennt keinen freien Wohnraum oder Hof, sondern eine geschützte Halle, die allmählich für den herrschenden Hausherrn zu einer Art Thronsaal wird, in die er feierlich Sippe und Waffenbrüder entbietet.

Noch mehr Übergewicht als durch fortgeschrittenen Haus-

bau erhielt der Mann über die Frau durch Gewinnung großer Herden zum Nomadentrieb, und im Nomadenstamm bildete sich am denkwürdigsten das ausschließliche Männerrecht, das Patriarchentum. Denn das Weiden der Herde war ursprünglich durchaus kein idyllisches, sondern ein heldenhaft beschwerliches Leben, stets im Kampf mit wilden Tieren und feindlich räuberischen Stämmen, der Nomade mehr Krieger und Räuber als Hirt.

Vor dem Vaterrecht, dem patriarchalischen System, wich das alte Mutterrecht.

Das Weib ließ sich die Hintansetzung, den Verlust der ersten politischen Rechte, ja der herrschenden Stellung, nicht gern gefallen, und der Protest spiegelt sich noch in den Sagen der männerfeindlichen Amazonen, in allen Mythologien, wo die Urmutter dem herrschenden Vater oder König der Götter zeitlich vorangehend gedacht ist und in den Hintergrund rückt, wo sie geheimnisvoll waltet als Hekate, als Nacht mit den Erinnyen als Töchtern, als Ceres, die in die Unterwelt muß, und in der Gestalt vieler ähnlicher weiblicher Gottheiten.

Hochmütig behauptet bei manchen Völkern das männliche Prinzip *eins* zu sein mit dem *Maß*. Indes das weibliche noch dunkel chaotisch alle Möglichkeiten einschließt, wählt und bestimmt das männliche Prinzip, wie Sonnenlicht wählt und in den Tag stellt, aus nächtlichem Geheimnis heraus.

Tag und Herrschertum sind eins. Die jungen und jüngsten Götter sind Götter des Tages, indes die älteren zwar nicht als erledigt gedacht waren, aber in die Nacht tauchen, in dunklen Zauber, der neuer Entwicklung nicht immer hold scheint.

Es ist für die Schicksale der Völker nicht unerheblich, wie weit die Erinnerung an das Mutterrecht reicht und ragt in die geheimnisvolle Würde der Frau bei der neueren gesellschaftlichen Gestaltung, ob sie verdeckt wird von den jungen Schichtungen gesellschaftlichen Gefühls, oder ob in anderer Form die Frau wieder zur Geltung, zur Herrschaft, zur Vorherrschaft strebt.

Gleichsam in Maske erscheint ihre Bedeutung wieder, allerlei Umwege verhelfen ihr da und dort zur Macht, wenn sie auch nie mehr so ausgesprochen allein herrscht.

Das Zurückdrängen des Weibes von seiner ursprünglichen geistlichen und weltlichen Vorherrschaft ging wahrscheinlich nicht ohne Brutalität vor sich. Gewisse Negerstämme haben den merkwürdigen Brauch, daß die Männer des Stammes von Zeit zu Zeit maskierte Umzüge halten mit Lärm und Peitschenknallen, um die Weiber in Respekt und Unterwürfigkeit zu halten. Das derbe Poltern des germanischen Hausherrn beruht auf ähnlicher Philosophie wie jenes Lärmen der Neger.

Jedoch das Weib wich in den meisten Fällen wohl ursprünglich nicht der Gewalt — Gewalt siegt ja nie auf Dauer —, sondern als das Leben Mehrforderungen aufstellte, denen es allein nicht gewachsen war, teilte es zuerst die Obliegenheiten des Herrschens wie des Gottesdienstes mit dem Manne.

Im Rig-Veda sehen wir die Hausfrauen der ältesten Gesänge gleichberechtigt, auch gleichberechtigt beim häuslichen Opfer.

Als der Mann und mit ihm der männliche Gott stets lauter und selbstbewußter und selbstherrlicher auftrat, wählte die Frau das stillere, mütterliche, heimlich wichtigere Amt, dem Knabenhaften das Gepränge überlassend, Kern und Saft des Herrschens für sich im bedeutungsvollsten Bezirk menschlichen Einflusses, im selbsteigenen Hause.

Wie ihr Vorbild und Ausfluß, die mütterliche Göttin, den lauten Tag einer neuen Generation von Göttern überließ und sich zurückzog, in die keuschen Falten vieler geheimnisvoller Schleier gehüllt, um still die Lebenssäfte der lebendigen Welt in Umlauf zu halten, webend und spinnend ihr ewig Gewand weiter zu wirken, also trat das Weib von dem lauten und grobkriegerischen Tag in heilige Dämmer zurück.

Herrscherin im Frauengemach, der heiligen Flamme Hüterin, empfing sie tröstend und ermunternd den ewig

knabenhaften Mann nach dessen Abenteuern und bettete sein Haupt, wie ihr Vorbild, die mütterliche Göttin, der wildesten Knaben Locken endlich zurückstreicht, wenn sie dahinsinken in ihren Schoß.

Im Zelt und bei den von Zeltbewohnern abstammenden Völkern ist die Stellung der Frau am wenigsten fest umrissen; zuweilen schwingt sie, wie die Skythenfürstinnen, sich herrschend auf, doch oft verfällt sie der Sklaverei. Mit der Seßhaftigkeit ist ihr Recht und Ansehen fest verknüpft, mit dem Haus durch heiliges Band verwoben.

Eine große Zahl alter Sitten weist auf das bewußt Herrscherhafte der arischen Frau im Hause. Salisches Recht betrachtete den Saal mit Herd darin als salisches Gut, wiewohl sich die Männer darin versammelten. Nausikaa rät dem Odysseus, wenn er als Flehender in den Saal tritt, sich zuerst an die Mutter zu wenden. Im älteren Rom ist dieser Saal Kern und Heiligtum des Hauses, Atrium, das heißt schwarze Stube oder Rauchstube, weil es die einzige Feuerung hat, zugleich auch Thronsitz ehelicher Gemeinschaft, denn das Ehebett ist hinter Herd und Altar aufgestellt, gleichsam in dessen Schutz.

Zu Füßen des Altars befindet sich eine Art Grube, „mundus", für Opferspenden an die häuslichen Götter, gewöhnlich zugedeckt, bei festlichen Zeiten aufgetan, um Spenden zu empfangen*).

Ähnliche Bräuche waren im germanischen Haus. Das Weib fuhr fort, den häuslichen Göttern zu opfern und der Herdflamme Priestertum zu weihen, wiewohl der Priester die Priesterin verdrängte und vorherrschend blieb.

Die ursprünglich weibliche Vorherrschaft auch im Priestertume ist nur hie und da angedeutet durch die Bedeutung einer Egeria, einer Sibylle, einer Velleda, durch das Recht, das die Vestalinnen besaßen über Leben und Tod, beim Kampfspiel letzte Entscheidung zu treffen.

Geschichte ist ein Palimpsest, und die Urschrift schimmert

*) Daher entstand die Redensart: „mundus steht offen" — es ist Feiertag.

immer wieder durch, mag sie von noch soviel anderen Schriften überkreuzt sein. Urältestes muß begrifflich herangezogen werden, um Nächstes und Heutiges einigermaßen zu begreifen.

Wir verstehen das Heute nicht, weil wir es mit Heute zu erklären bemüht sind und durch das Heute mit ihm fertig werden wollen, indes seine Wurzeln bei den vergessenen nächtlichen Göttinnen tief ankern.

Das Heilige schützt sich selbst.

Wir sind daher unsicher, allem Feindlichen preisgegeben, wenn wir das Heilige preisgeben und frevelhaft absetzen, was ungezählte Generationen als notwendiges, lebenschützendes Heiligtum erkannten.

Des Hauses Ehre war des Hauses Schutz, Jahrtausende entlang Hort der Menschenwürde, da es Mann und Weib zugleich als Herrscherpaar auftreten ließ.

Wer den häuslichen Herd bedrängt, tastet unsere Ehre an. Er ist unser Feind, gegen den wir ein Recht haben, uns zur Wehr zu setzen „für Herd und Altar". Diese Überzeugung ist heimisch in allen Ländern. So ist der chinesische Herdgott auch Wächter über den Frieden des Hauses und einer der wichtigsten Götter. Einmal jährlich, gerade um unsere Weihnachtszeit, verläßt er die Familie, die er betreut, unter Hinterlassung eines Stellvertreters auf einige Tage, um sich in die Götterversammlung zu begeben und Bericht über das Treiben der Hausgenossen zu erstatten. Ängstlich opfert ihm die chinesische Familie zu dieser Zeit, bereut Unfrieden und versöhnt sich, wenn sie gestritten hatte — denn Eintracht der Hausgenossen ist dem Herdgott vor allem lieb und ruft seinen Segen.

Alle Hausgötter waren ähnlich gesinnt. Weil sie wußten, wie schwer der häusliche Friede zu wahren und wie notwendig er ist für den allgemeinen Frieden, wachten sie eifersüchtig über das heilige Hausrecht.

Es war der Neuzeit beschieden, die urältesten und wichtigsten Errungenschaften des historischen Menschen grundsätzlich zu verkennen und zu verhöhnen, jene Errungenschaften,

die unentbehrliche Pfeiler jeder Charakterbildung und Sittlichkeit sind, den Sinn für Heim und Herd, mit dem das Schicksal der Völker steht und fällt.

Wunderbar, daß man sich wundert, wenn jedes soziale Gebäude in tiefsten Fugen kracht, nachdem seine Grundpfeiler zum erstenmal vollkommen durchsägt sind. Ein seltsamer Götze, der Staat, seltsamster Götze, der je ersonnen wurde, gebietet plötzlich über unser Heiligstes und tastet das seit Jahrtausenden geheiligte Hausrecht an, das die geringste Hütte gekannt.

Ursprünglich war der Staat nichts als eine Windschutzvorrichtung, um das Feuer unseres Herdes vor fremder Windgefahr zu schützen, und diese Auffassung gehört nicht nur zum Urmenschentum, sie gehört zum ewigen Menschentum. Seinem Haus zulieb wird jeder kleinste Mann zum Helden, und wie der Mann im äußeren Kampfe heldisch ist, so führt die Frau unablässig Krieg gegen Schmutz, Unordnung und Unfrieden, die das Haus im Innern bedrohen.

Durch diese Auffassung wird geduldig niedrige Hantierung möglich, ja lieb und traut und von höchster sozialer Ehrwürdigkeit und Wichtigkeit, da sie sich zum Tempeldienst heiligt.

Sind Heim und Herd jedem Fremden entblößt, jedem Staatseingriff offen, so gehen unwiederbringliche Werte verloren, und es droht den Völkern, die innerlich morsch und ohne Lebensfreude geworden, das Schicksal der Götterdämmerung.

Alle menschlichen Tugenden sind eng verbunden mit der Tugend des Wohnens, sie ist die erste grundlegende, unentbehrliche soziale Tugend.

Wer wohnt, liebt die Heimat, wer haust, ist ein gleichgültiger Nomade und Wanderer.

„Klein, aber mein." Aus diesen lebendigen Zellen baut sich der gesunde Leib eines Volkes.

Je schöner, je gepflegter, je sicherer das Heim, desto ernster und überzeugter wird es verteidigt.

Die sakrale Bedeutung der freien Wohnstätte beschützte einst das Hausrecht der Toten und das Hausrecht der Götter an Altar und Herd. Sie lehrte die Tradition, Pietät den Vorfahren gegenüber, die sich bis zum Ahnenkult steigert, opfervolle Sorgen für die Nachkommen und durch diesen Zusammenhang einen adeligen Stolz des Geschlechts. Dadurch erhob sich das Volk der Seßhaften, dem der Europäer vor allem überzeugt angehörte, zu seiner adeligen Stellung in der Weltgeschichte, auf die er gerne pocht.

Von jeher wütete feindliches Gewimmel gegen diese sittlich erhöhte Stellung durch das Volk der nicht Seßhaften aus den großen asiatischen Ebenen.

Die Ebene lädt ein zu grenzenlosem Schweifen unruhiger Horden — und auch zu grenzenlosem Schweifen der Gedanken, zu einer Weltanschauung, die notwendig im Gegensatz steht zu der Weltanschauung desjenigen, der in gegliederter Landschaft, besonders auf der Halbinsel Europa, reiche Abstufung und Abwechslung fand, einladende Täler, schützende Hänge, zur Andacht mahnende majestätische Ausblicke, was ihn alles einlud, sein soziales Dasein in stilvolle Gliederung und Hierarchie zu bringen.

Der Nomadenreiter und Zeltbewohner kann nicht anders, als mit seinem Gedankenkreis der Gedankenrichtung des Seßhaften durchgreifend feindlich zu sein oder wenigstens äußerst fremd, da die Lebensbedingungen von anderer Natur geboten sind.

Dieser tragische Gegensatz, dessen erbitterter Kampf die ersten Zeiten der Geschichte durchtobt und den die Kunst durch die Zentaurenkämpfe versinnbildlichte, ist heute noch nicht erloschen.

Die Kämpfe der Zentauren und Lapiden sind noch durchaus nicht ausgekämpft. Sie bedeuten den ewigen Anprall des geschichtslosen Tiermenschen gegen alles, was der geschichtliche Mensch durch jahrtausendlange Mühe in jeder Art gebaut — gebaut mit Holz und Lehm, mit Ziegelstein und Marmor, gebaut mit Gebrauch und Sitte, mit Gesetz und freiwilliger Ordnung der Schönheit.

Jene Geschichtslosen können nicht bauen, nur zerstören, sie können Felder und Gärten nur zerstampfen mit wildem Huf.

Die besondere Gefahr, die uns von ihnen, von der trostlosen Steppe ihrer Weltanschauung droht, scheint mir eindringlich geweissagt durch ein uraltes Märchen.

Das Märchen der großen Mauer.

„Als Alexander der Große alle Völker versammelt, die Felder zu bestellen, Häuser zu bauen und die Gottheit mit ragenden Säulen zu ehren verstanden, rechts und links von der Furt, die einst Jo durchschwommen und bis zum Haupt des heiligen Nil, wünschte er sie für immer zu schützen vor den Dämonen der weiten Ebene.

Denn unablässig Feind sind die bösen Geister, die mit dem Sturm über Wüsten jagen, verwachsen mit stacheligen Drachenflügeln oder mit wildmähnigen Pferden, den Menschen, die bauen und milde Götter haben. Sie sind jenen feind, die weinen und lachen können.

Deshalb führte der Eroberer, als er sich satt erobert, zum Schutze seines Reiches eine verzauberte Mauer auf gegen die bösen Geister der Steppe.

Sein Reich gedachte er den guten Göttern zu weihen.

Jahrtausende aber werden die Bösen damit beschäftigt sein, die Mauer niederzureißen; unablässig kratzen sie daran mit dämonischen Krallen.

Allein guter Zauber wirkt, daß Zerstörtes sofort wieder nachwächst.

Am Ende der Tage jedoch, wenn die Menschen, die bauen und pflanzen, vermeinen, sie brauchten die Mauer nicht länger, kommt die größte Gefahr. Denn endgültig könnte sie nur zerstört werden, den lange lauernden Einfall der Feinde und das Ende aller Habe der Fleißigen erlauben, wenn ein Dämon im Namen des guten Gottes an das Vernichtungswerk ginge.

Wenn einer der vielen bösen Geister ‚Hisallah' heißt und

ein anderer ihn ruft ‚Hisallah' — im Namen Gottes —, dann birst und kracht die lang bewährte heilige Mauer, und preisgegeben der Macht des Bösen liegt die Welt."

Heute ist der verschleierte Sinn der Legende entschleiert, den bösen Geistern des Ostens wird Glauben geschenkt, wenn sie sich göttlicher Namen bedienen, wenn die Worte Frieden und Gerechtigkeit ihren geifernden Lippen vertraut sind.

Es bersten die Mauern der Ehrfurcht mit ihren geschriebenen und ungeschriebenen Satzungen, niedergeweht sind die Säulen der Heiligtümer, die sich der geschichtliche Mensch mit unerschöpflicher Geduld errichtet und gigantischer Hufschlag saust über die alte Welt hinweg. So lautet des Ostens Drohung. — —

Auch wenn der einstige Nomade sich scheinbar mit dem Lebenswandel des Seßhaften vertraut gemacht, nimmt er dessen Ideen über das Heiligtum des Hauses nicht auf. Er kann sie gar nicht begreifen. Die lange Vertrautheit mit der Herde färbt seine Anschauungen dahin, daß sie nicht nach Ausbildung der Persönlichkeit verlangen, sondern den Menschen als Herdentier auffassen, irgendeiner Despotie untergeordnet, heute jener des Kommunismus.

Die Gefahren, die dadurch seit ältester Zeit Heim und Herd bedrohen, kommen vom Steppenland als Einsickern oder Überfall von Horden, als Einsickern oder Überfall von fremder Weltanschauung, die jene Seßhaften zermürbt oder zerfrißt, da sie dem Eigentum, dem Hausrecht, dem Erwerbsstolz, der Persönlichkeit fremd ist und nur an rohe Gewalt glaubt.

Wohl sind Orient und Okzident nicht mehr zu trennen, wie Goethe sagt, aber das gebildete Morgenland ist nicht zu verwechseln mit dem Osten der Skythen, deren Wesen und Einwirkung notgedrungen feindselig bleiben.

Der Westen — Europa im Sinne der gegliederten Halbinsel — hat des alten Morgenlandes geschichtliche Bildung, das Seßhafte einer seßhaft gewordenen Bevölkerung

übernommen und weiter ausgestaltet nach eigenem Bedürfnis.

Die Europäer sind vorzugsweise und am reinsten „Nachkommen Japhets".

Alle Bewohner der kleinen Halbinsel Europa sind Söhne eines Hauses, mögen sie auch zu ihrem Unglück noch so feindliche Brüder sein.

Ja, wir sind alle Söhne e i n e s Hauses, wir, die wir seit Urzeiten Häuser gebaut, immer vollkommener und stolzer ragend, schließlich das Gotteshaus, wo ein Gott zu wohnen eingeladen war und gerne wohnte, weil er es schön fand: den griechischen „naos".

Unserem eigensten Wesen fremd sind jene Bewohner der Ebene, die nie einen Baustil hervorgebracht, die Zelte aufschlugen und abbrachen und auch ihren Göttern keinen ständigen Wohnsitz zutrauten, sondern dieselben unter dem Zeichen des Schwertes irgendwo aufstellten, wie es sarmatische Gepflogenheit, und sich niederwarfen vor dem Gott der rohen Gewalt, vor dem Schwert.

Soweit die Forschung irgend forschen kann, wurden die Gottheiten des eigentlichen Europa edler, weil sie das Wohnen, die edle Heimliebe kannten und gerne sahen.

Tief sinkt der Westländer herab, der sein Herz fremden Lehren ergibt. Sein Vorfahr in Griechenland wählte zwischen Krieg und Frieden, zwischen Gewalt und Recht, zwischen wilder Torheit und gelassener Klugheit, als er statt dem unsteten Roß den Ölbaum der Pallas-Athene als Gabe für Europa wählte.

Denn der Ölbaum ist deshalb Friedensbaum, weil er unendlichen Vorbedacht, tapfere Seßhaftigkeit, Generationen weiser Pflege erfordert, Treue dem Ahnen und Treue dem Kinde, Treue dem Hause, das am Rande des Olivenhaines steht. Jedes junge Glück braucht den Ölbaum. Odysseus schlägt ihn nicht um, als er das eheliche Gemach für sich und Penelope baut, er zimmert dies heilige Gemach um den Stamm des heiligen Baumes, in dessen Schutz das bedeutsamste der großen Menschenrechte, das Hausrecht, gedeiht.

Die zweite Stufe des Gemüts.

4. Tubalkains Söhne.

Die Tragödie des geschichtlichen Menschen beginnt mit dessen erstem wahrhaft stolzem technischen Fortschritt, der zu verwegener Überhebung führte.

Geduldige Forschung und Sprachvergleichung, die man Paläontologie der Sprache nennen könnte, haben Zusammenhänge aufgedeckt, die den Sinn mancher biblischen Andeutung enthüllen oder zurechtrücken.

Eine der ältesten Bibelstellen erzählt mit deutlich geographischem Hinweis die Flucht Kains, des Mörders. Er floh aus einem Lande, das sowohl dem Hirten wie dem Jäger Arbeitsfeld geboten, in ein „Land der Not".

Überraschend heißt es, er habe daselbst eine Stadt gegründet, Hanoch, und wirklich erzählen chinesische Überlieferungen, in jener unwirtlichen Gegend habe sich eine uralte Niederlassung befunden, Khotan, die blühend gewesen sei, als Sitz großer Metallindustrie und des dazugehörigen Tauschhandels (ähnlich wie später Damaskus).

Übereinstimmend erzählt die Bibel, Tubalkain, Kains Sohn, habe die Kunst, Metalle zu schmieden, erfunden. So bündig drückt die hebräische Überlieferung ihre ethnographische, kulturgeschichtliche wie philosophische Weisheit aus.

Tubalkain heißt zusammenfassend „Nachkommen Kains", also ältestes Volk, das in die Geschichte mit gewichtigem Schicksal eintritt. Fluchbeladen mußte sich Kain absondern von den sanfteren, in glücklicher Gegend wohnenden Brüdern, sich abzweigen und selbständig auf neue Art zu leben versuchen.

Seine Söhne bilden die turanische Rasse, die sich zuerst mit technischen Fortschritten so auszeichnet, daß sie in rauheren Gegenden ihr Dasein fristen kann, ja dieselben wegen ihres Metallreichtums absichtlich aufsucht.

Im „Land der Not" hat sie gelernt, Schätze zu heben, künstliche Hantierung erfunden und bringt die Zeit des

ersten Welthandels und der ersten Weltindustrie, das Zeitalter der Bronze.

Kains Brudermord wurde zu weltbewegender Kraft, als sein Nachkomme Tubalkain das Schmieden des Erzes erfand und der Menschheit Waffen schenkte, weit überlegen dem ursprünglichen Stock und Stein, mit denen sich der Wilde zu verteidigen wußte. Damit war der Kriegerstand begründet, der von gewöhnlicher Verteidigung zu kunstgerechtem Angriff überging.

Der Kriegerstand brachte den dauernden Kriegszustand, Kains Vermächtnis. Die Söhne von Adams jüngeren Kindern verkauften ihre Unschuld, indem sie sich jenen koboldartigen Schmieden verkauften, wie in nordischer Sage Freia dem Alberich verschachert wird für Schmuck und Wehr aus glänzendem Metall.

Dadurch, daß sie den anderen Rassen, die mit ihrer Kunst unbekannt, aber kräftiger waren, die Überlegenheit geschmiedeter Waffen lieferten, wurden diesen freilich die Völker der Schmiede allmählich ausgeliefert und Schritt für Schritt zurückgedrängt in unwirtliches Land aus schönerer Gegend, wo sie seßhaft zu werden gedacht. Finnische Sage spricht von einem warmen Sonnenland, in dem die Ahnen gewohnt, aus dem sie vertrieben in Finnlands kalte Sümpfe und undurchdringliche Wälder voller Finsternis flohen.

Die große Ausbreitung und Macht von Kains Söhnen dauerte sehr lang. Antike Autoren nehmen an, jene erste Rasse habe 15 Jahrhunderte lang sich über Asien und einen Teil Europas herrschend verbreitet. Jüngste Entdeckungen und Entzifferungen finden überall die Spur jener Söhne des Tubalkain als Ausgangspunkt urältester Zivilisationen, anfangs deren Förderer, später deren Feinde, überholt, zurückgedrängt, schließlich gehaßt und verachtet, aber auch hassend und verachtend, stets bestrebt, die jüngeren Völker zu überfallen und deren Schöpfungen Leibes und Geistes zu zerstören.

Tubalkains unheimlich großartige Hammerschläge sind

niemals ganz verklungen, ja, in jüngster Zeit hört man sie deutlich, schrecklicher denn je, und unsere Weltanschauung, die sich langsam feierlich erhoben von der Anbetung der unterirdischen Reichtumsgötter, die Kain erfor, nachdem ihn der Lichtgott verachtlich verjagt hatte, kehrte zu diesem Ursprung zurück.

Der Unterweltsdienst und die Grausamkeit jener ältesten Menschenrasse erstanden unversehens dadurch von neuem, daß wir uns gleich ihr einer ausschließlichen Gier nach Reichtum überließen und dem Hochmut technischen Könnens.

Daher ähnelt das Maschinenzeitalter dem Bronzezeitalter, das die Söhne Kains als Weltschmiede sah.

Die Bronzewaffen, die Häuptlinge mit ins Grab genommen, nachdem sie im Leben ihr höchster Stolz gewesen, zeigen überall in der Einleitung geschichtlicher Perioden, die durch solche Funde bezeichnet sind, die gleiche Beschaffenheit — 10% Zinn dem Kupfer vermählt. — Diese Gleichförmigkeit deutet auf gleichen Ursprung, sozusagen auf eine Fabrikmarke. Die Großindustriellen der Zeit, jene Turanier sind geographisch dadurch bestimmbar, denn sie konnten nicht überall Zinn gewinnen. Die britannischen Inseln, die später (zur Zeit Phöniziens) den Weltmarkt mit Zinn versorgten, kommen noch nicht in Frage, ebensowenig wie andere entlegene Zinnlager. Alles spricht dafür, daß dieser Schatz gewonnen und zum Bronzegießen verwendet wurde in den Bergen zwischen Asien, Kleinasien und Europa, wo in der Vergangenheit Kupfer- und Zinnlager nahe aneinander lagen und Bronze boten. Es war die Gegend, in die sich Kain nach Deutung der biblischen Erzählung gewendet.

Nach Kupfer, Zinn und Blei suchend, fanden die Schmiede andere kostbare Metalle und Steine, so den Saphir und Lapis Lazuli, dessen Blau in die Finsternis des Schachtes etwas Himmelblau trug, so daß man fabelte, die Steine erhellten die Unterwelt.

Ein turanischer Stamm, jener der Saspiriten, gab dem Saphir den Namen, er machte mit diesem Edelstein und

anderen Schätzen der Unterwelt hauptsächlich am Schwarzen Meer Geschäfte. Aus Kolchis wird daher das Goldene Vlies geholt. Die wilde Medea war eine Turanierin und wie alle Frauen ihres Volkes dunkel leidenschaftlich und mit Zauberei vertraut. Aus den von ihr gesäten Drachenzähnen erstehen kunstvoll bewaffnete Krieger. So säen jene ersten Macher des Krieges, die Turanier, überall Streit, um Waffenlieferungen zu erringen, denn sie haben das Geheimnis der scharfen Bronzewaffe und sind ebenso stolz auf deren Vervollkommnung wie neueste Erfinder und Verkäufer von Mordwerkzeug.

Ihre Waren brachten sie hauptsächlich vom Kaukasus, von Armenien und dem Hindukusch ans Meer hinab und in das Tal des Euphrat. So schufen sie den ersten Welthandel mit der ersten Industrie.

Damit befanden sie sich sofort im Gegensatz mit den entsprechenden Schutzgöttern des Landes und der heroischen Idylle des Hirten und Ackerbauers. Sie kirrten ihn, sie flößten ihm mit ihrer Kunst abergläubische Ehrfurcht ein, erregten aber auch sein Grauen und galten für zauberkundig oder sogar für verrucht.

Es kam dazu, daß jene erste Industrie die erste Häßlichkeit künstlich in die Welt brachte. Die ihr oblagen, waren klein, berußt, oft verkümmert an Gestalt, oder auch ungeschlacht, so daß Gewinn und Bearbeitung von Metallen Kobolden, Pygmäen*) oder Riesen zugeschrieben wurden, und man allerlei Unheimliches noch in klassischer Zeit den Schmiedevölkern andichtete.

Den Chalybern und Arimaspen etwa, die in den Eingeweiden der Erde mit Greifen, die das Gold behüteten, darum rangen — wie unter anderem Herodot erzählt.

Über ihre Herkunft und die Entdeckung des Schmelzens der Metalle verbreiteten die Söhne Kains selbst eine schauerliche Sage:

„...In einem engen Tal des Altai waren wir von

*) Pygmäos = Hammerschwinger.

Feinden bedrängt wie in eine Falle geraten und konnten nicht mehr entweichen.

Überall umstanden uns himmelhohe Felsen, die keinen Ausgang boten. Es waren Felsen von Eisen, die in der Sonne glühend wurden und die Eingeschlossenen durch ihre Glut quälten.

Als wir bemerkten, daß in der Glut das Eisen gerann, entzündeten wir Feuer, das Gebirge in eine ungeheure Esse verkehrend.

Da schmolzen die Zacken des Gefängnisses und fielen ein. Zwischen den feurigen Eisenbächen zogen wir Schmiede befreit hinaus, fortan Herren des Metalls ..."

Indes die fabelhaften Herrscher anderer Völker Wasser bändigten, Ackerbau einführten im Bunde mit Lichtgöttern, bändigten fabelhafte erste Herrscher der Turanier das Metall, stiegen zuerst in Schachte und förderten deren geheimnisvolle Schätze mit Hilfe unterirdischer Gewalten. Sie dienten ihnen mit allerlei Zauberkram und Beschwörung. Schauerlich geheimnisvoll waren ihre Götter wie die wilden Gebirgslandschaften, in deren Klüften die Lager kostbarer Erze zu entdecken waren und schauerlich die Gebräuche, die ihnen galten.

Zerklüftet, glühend, leidenschaftlich zerrissen, tief und fürchterlich, wie alles, was die Söhne Kains umgab, waren Götter und Gottesdienst. Ihre Venus war ein Klumpen Gold, ihr höchstes Wesen ein magischer „Sohn des Steins", ihre Priester und Helden die Hammerschwinger. Noch Tschengis-Khan wird mit dem Ehrentitel „Sohn des Schmieds" genannt.

Von jeher umgab bei allen Völkern den Schmied ein dämonischer Zauber, in manchen Gegenden wird ihm heute noch Hexerei zugeschrieben.

Schließlich sucht man sich über das Grauen und Gruseln, das er und seine Kunst einflößen, mit gewagtem Scherz wegzuhelfen. Die geistreichen Griechen versuchen es, indem sie den unheimlichen Schmied Hephaistos zur lächerlichen Figur im Olymp stempeln und die Häßlichkeit, welche die

Gewalt der Industrie von Urzeit her mitbringt, als Zielscheibe des Spottes für schönere Götter hinstellen.

Lange war die Erfindung der Runenschrift den Skandinaviern zugeschrieben, neuere Forschungsreisen ergaben, daß diese ersten Schriftzeichen auf mongolischen Grabhügeln im inneren Asien zu treffen sind und offenbar von den Weißen übernommen wurden, die nach Europa auswanderten, wie die Bronzewaffen der Turanier.

Darum galten ihnen die fremden Schriftzeichen als Zauber, Spuk und Beschwörungsformel, ebenso war den ersten Bronzeschwertern Zauberkraft zugeschrieben.

Die Turanier des Nordens erfanden die Runen, jene höher entwickelten des Südens die Keilschrift und auch diese, von jüngeren Rassen übernommen, galt für geheimnisvoll und zaubermächtig. Sie gehört gleichsam zum nächtig dunklen Wesen des Turaniers.

Vermutlich war das Alphabet, wie es später die Phönizier in Umlauf setzten, jenen alten Zauberzeichen organisch entwachsen, modernisiert und durch ein nüchternes Volk dem nüchternen Handel des Alltags dienstbar gemacht.

Vorangegangen war schon eine etwas einfachere Keilschrift, die sich den bereits sehr zusammengesetzten Geschäftsabmachungen der Chaldäer günstig erwies*).

Das Beschwören unterirdischer Geister des Reichtums, das Heraufzwingen der Metallgötter und deren Verwandlung blieben über Jahrtausende hindurch mit runenartigen Schriftzeichen verbunden, deren Symbolik in unergründliche Fernen der Geschichte taucht**).

Die Erben des Könnens der ersten Weltschmiede wurden die Phönizier oder Punier, die rätselhafte rote Rasse, deren Handel in der vorgeschichtlichen Zeit Ursprung nahm und weit in die geschichtlichen Jahrhunderte ragt. Wahrscheinlich bildeten sie eine Mischrasse zwischen

*) Neuere Aufschließungen machen diese Annahme wahrscheinlicher, als jene zuerst von den Griechen verbreitete, das Alphabet stamme von Vereinfachung ägyptischer Bilderschrift.

**) Man denke an das Pentagramm und die kabbalistischen Zeichen.

Kainiten und Semiten, die nunmehr zur Weltherrschaft drangte. Ihr geistiger Habitus, ihr technisches Können, ihr finsterer Kult, vor allem aber die Beherrschung der Bronze lassen darauf schließen.

Sie scheinen von dunkelrötlicher Hautfarbe gewesen zu sein, möglicherweise einfach see- und sonnverbrannt, durch ihr Hausen am Meer und auf dem Meer — ihr Land hieß daher das Land der Roten — „pun-yt", auch das Rote Meer wurde nach ihnen benannt.

Der Name Phönizien soll von der Palme stammen, die das Land mit reichem Wachstum beglückt.

Sei es, daß sie Bastardnachkommen, sei es, daß sie gewitzigte Schüler der ersten Industriellen und Kaufleute gewesen, die Punier nahmen das Geheimnis der Bronze für sich in Anspruch, überflügelten mit ihren Fabrikaten die älteren Schmiede und fügten verschiedene wichtige Neuerfindungen hinzu, darunter die Bereitung des Glases und das Farben reicher Gewänder mit dem Saft der Purpurschnecke.

Die Tragweite ihrer technischen Errungenschaften war ungeheuer, denn zum Gewinnen der Rohstoffe und zum Absatz der daraus gewonnenen Fabrikate machten sie kühne Seefahrten und setzten nimmermüde stattliche Karawanenzüge über Land in Bewegung. Durch dieses ausgedehnte, zum erstenmal zäh zielbewußte Wandern kamen sie mit den verschiedensten Volkerschaften zusammen, auch feindlich, denn einer der wichtigsten punischen Handelszweige war Menschenhandel, und die Phönizier zogen viel auf Menschenraub und Menschenjagd aus, die neuen Luxusmärkte mit einem der beliebtesten Luxusartikel, schönen und geschickten Sklaven zu versorgen.

Das biblische Hanoch Kains, dieser erste Mittelpunkt der ältesten Metallindustrie, die primitive Fabrikstadt war gewiß außerdem Stapelplatz mit Freihandel für ersten Karawanenverkehr.

Solche stadtähnlichen Niederlassungen, wohl einer Anzahl aufgeschlagener Jahrmarktsbuden vergleichbar, traf Herodot

bei dem turanischen Stamm der Argyräer. Sie standen unter dem Schutz eines Totenmals von einem heldischen Toten, der Ehrfurcht einflößte und allmählich zum dämonischen Gott überging. Ihr Zweck war, Gelegenheit für Märkte zu bieten, wo die verschiedensten fremden Stämme zusammentrafen, handelten und Frieden genossen, mochten die Horden sonst noch so sehr miteinander kämpfen.

Ähnliche Niederlassungen — Vorläufer wirklicher Städte, Plätze, die regelmäßigen Marktverkehr aufnahmen, waren vermutlich in Susa oder Elam, dem babylonischen Grenzland, das von den ältesten Babyloniern als „altes Land" bezeichnet wurde*) und von einer Mischrasse aus schwarzen Kuschiten und Turaniern bewohnt war.

Die älteste historisch beglaubigte Stadt ist das phönizische Byblos oder Gebel an der mittelländischen Küste, Urmutter der berühmten phönizischen Handelsplätze, die sich den schmalen Küstenstrich entlang reihten wie Knospen, die eine nahe der anderen an einem Zweig erblühen.

Gleich Byblos reicht Arvad „Mutter in Kanaan" in fabelhafte Fernen, jung erscheint im Vergleich zu ihnen Sidon, dessen Blüte den Zeitraum von zirka 2000 bis 1200 v. Chr. umfaßte; dann wurde die Stadt von den Kretern zerstört, und ihre mannigfach kunstbegabten Bewohner schwärmten aus nach Griechenlands Inseln und bis in sein Festland. Endlich erscheint Tyrus, dessen Glanz zeitgenössisch mit dem Glanze Salomons war und dessen Arbeiter sehr zur Unlust baufeindlicher, altertümlich denkender Juden den Tempel in Jerusalem bauten, vielleicht auch an der Burg Tyrinos und anderen uralten Baudenkmalen Griechenlands beteiligt waren.

Die mächtige, Sonnenschutz gewährende Torwölbung (Tor von Mykene) gehört zum ältesten Bautypus phönizischen Ursprungs. Unter solchem Tor spielten sich Gericht und politische Versammlungen ab. Nach den Beschreibungen des salomonischen Baus und den Ruinen der phönizischen

*) Seine Hauptstadt wurde später Ekbatana.

Küste ist es zulässig, die dortige Bauart zu beurteilen. Sie bediente sich der Kalkfelsen des Libanon und seiner Zedern, die Gebäude sind außen massig mit einfachsten Mustern aus kleineren, regelmäßig gesetzten Steinen, die Abschluß und Krönung bilden. Innen strahlten sie von Gold und anderen zu Glanz verarbeiteten Metallen.

Der gewaltige Wald von Säulen, den die Kreuzfahrer noch im alten Phönizien fanden, stammte aus späterer Zeit, als Phönizien unter Ägyptens Einfluß eine Nachblüte gewann und dessen Kunst nachahmte. Die Kreuzfahrer haben diesen Wald kostbarer Säulen abgeholzt und die Stämme benutzt, ihre eigenen, eilig aufgeführten Schutz- und Trutzbauten zu festigen. Sie sind einträchtig zusammen eingestürzt, und bei klarer See kann man die Überreste der Bautätigkeit von verschiedenen Jahrtausenden im Grunde ragen sehen.

Allein nicht Tempel noch Gräber sind die hervorragendsten Ruinen phönizischer Größe wie bei anderen Völkern; Überreste der ersten kolossalisch gediehenen Industrie sind es, die der Zeit und Verwüstung am besten trotzten.

Übermenschlich, gleich Ruinen der Werkstatt von Zyklopen muten sie an und verkünden, daß die Phönizier die ersten und wahrscheinlich grausamsten Unternehmer und Fabrikanten gewesen, um solche aus Felsblöcken gefügte Riesenwerke bedienen zu lassen und zu nutzen.

Bezeichnend ist, daß der Gott dieser Unternehmer, Melek oder Herrscher genannt, unter dem Namen Moloch Symbol wurde für würgende, Kinder verzehrende Macht bösen Reichtums und dieses Symbol gültig blieb, da ein Moloch bis in jüngste Zeit Kinder frißt. Unzählige arme Opfer neuzeitlicher Handelskriege und der ihnen folgenden Nachkriege sind Kinder, und der Gedankengang hat sich nicht überlebt, daß die Größe Phöniziens den Moloch braucht und der Moloch Kinderopfer braucht — —

Die Phönizier beherrschten Kap auf Kap, Strand auf Strand, wo Schiffe emporgezogen wurden und rasteten nach stets kühneren Fahrten. Was einst als Hafen galt, war ein

geschützter Strand. Insel auf Insel, Halbinsel auf Halbinsel wurde besetzt, die günstige Lage ausgenutzt. Das Meer war hier besonders hold, denn Süßwasserquellen stiegen wie ein freundliches Geschenk nahe der Küste im Meer auf bei Arvad und erlaubten den Inselbewohnern, wenn sie etwa vom Land aus bedroht waren, eine lange Belagerung zähe auszuhalten. Das schmale Küstenland ist wie von Festungswerken geschützt durch die Kette des Libanon, die mit dem Meer in gleicher Richtung läuft, ausgiebig bewässert von den Bächen, die von seinem Scheitel fließen.

Bot die Welt der vorgelagerten Inseln und Halbinseln den Lebenden freundlich sichere Zuflucht und Stätte, so boten landeinwärts die vorspringenden Kalkfelsen des Libanon eine Reihe von Totenstätten sondergleichen. In ihr Kalkgestein wurden Schächte gegraben und die oft antropoiden, das heißt mit einem Kopf als Abschluß versehenen Sarkophage in den geöffneten Rachen hinabgelassen. Den reichen Toten hatte man Augen und Mund mit Goldplatten geschlossen oder goldene Masken vorgetan. Daher lebten die armseligen Nachfahren dieser königlichen Handelsherren und Großindustriellen jahrhundertelang von der Ausbeutung der unheimlichen Grabbrunnen. Sie kletterten und klettern noch heute gleich Totenkäfern in dem unabsehbaren Labyrinth von Höhlen.

Laut Inschrift dienten nicht alle Höhlen in den Felsen, die oft bis zum Strand ihre Ausläufer entsenden, den Toten, einige dienten der Liebe. Hier harrten Liebespriesterinnen der Seefahrer, die landeten und erhielten die Geschenke ferner Seltsamkeiten als Sold.

Phöniziens geheimnisvoller Kult der Astarte — Ischtar — sieht die Macht der ersten Kurtisane, die sich des Schutzes der großen Liebesgöttin erfreut.

Ein wichtiger Umweg, den das Weib nahm, um trotz männlicher Gewalt seine Herrschertalente spielen zu lassen, ist noch kaum mit genügendem Ernst historisch betrachtet worden. Wenn es aus der Menge heraustritt, einzeln, artvollendet und Genüsse bietet, die Gewalt nicht zwingen kann,

die erschmeichelt werden müssen oder erkauft, gründet das Weib die Herrschaft der Liebespriesterin und deren weittragenden Einfluß auf historische Bildungsmomente.

Phöniziens Handelswelt zollte der käuflichen Frau feierlich Huldigung durch die Gepflogenheit, daß einmal im Jahr Frauen aller Stände der Astarte auf diese Weise dienten und, vom Fremdling im Tempelhof angetroffen, sein Silberstück anzunehmen hatten, ja, daß es für schmählich galt, solch ein Silberstück als Kaufpreis nicht zu erhalten.

Wohl eine Erinnerung daran, daß der Handel mit Liebesgunst wichtige Anregung bot für den Handel mit Luxuswaren, der Phönizien den Reichtum gab — und daran, daß dieser seltsame Umweg, die Roheit des Mannes mildernd, ihn schließlich auf Tempelpfade führte und zurück zur Schätzung des Göttlichen im Weibe, das fast verloren gegangen war.

Sich, seine Kunst, seine Liebe freiwillig zu verkaufen, war eine Emanzipation gegenüber der im Orient sonst eingerissenen Gepflogenheit, sich willenlos vermählen und verkaufen zu lassen. Die unendliche Erweiterung des Gefühlskreises, den bewußt geübter Sinnenzauber auslöst, wirkt magisch auf den Mann, spornt seine Tätigkeit und Phantasie wie ein mit Absicht gesandter Traum.

Bei zurückgebliebenen Völkern fehlt dieses Moment: das demütige Weib würde nicht verstehen, sich dadurch kostbar zu machen, daß es herrisch launisch bald versagt, bald verschwenderisch spendet. Es weiß nicht, welche Macht jene erringt, die reizt und geizt und mit Schätzen ihrer Gunst überschüttet und wertvoll ist, weil sie ihren Wert selbst angibt in Gold, Silber und edlen Steinen und jeder Kostbarkeit.

Dadurch, daß sie hohen Kaufpreis ansetzt, zwingt sie den Mann, Kraft und Können und schließlich das Leben einzusetzen in höherem Sinn als etwa der brünstige Hirsch.

Der Hirschkuh und dem demütig ergebenen Weib genügt Beweis der Kraft, die Nebenbuhler stürzt; dem entwickelten Weib genügt solch ein Beweis des Begehrens nicht, obwohl er erwünscht bleibt.

Seltene Dinge als Geschenk fordert das liebeskundige Weib mit erlesenen Mätzchen, und an seinen Reizen erprobt sich zuerst die Kaufkraft glänzender Überflüssigkeiten.

Folgereicher Schritt über die Tierwelt hinaus, wo das Weibchen umworben, umkämpft wird, aber niemals käuflich zu erringen ist. Priester der Astarte heißen darum diesen Brauch heilig, das Volk der ersten großen Kaufleute nennt folgerichtig fromm, was die Ausbreitung des Handels bedeutungsvoll beeinflußte und über den gröbsten Tausch der Lebensnotwendigkeiten hinaus die Schnellkraft des Luxus erfand, die Mann und Weib einander begehrenswert macht. Als Ansporn zu solcher Verfeinerung ist des Weibes käufliche Liebe nie mehr auszuschalten gewesen.

Jede phönizische Stadt, jede phönizische Kolonie hat ihre Astarte. Dies ergibt später, daß Kythere für Aphrodites Heimat gilt, weil die Insel — von Phöniziern eingenommen — einen frühen bedeutenden Tempel dieser Göttin aufweist und deren Kult auf den griechischen Inseln einführt. Von dort stammen die berühmtesten Kurtisanen des Altertums, Lampsakos, Abydos, Thasos, das kupferreiche Zypern werden gewonnen, sowie andere Inseln, die wegen Bergbau und Purpurschnecke wertvoll sind. Dieses Tierchen (murex brandaris) heißt deshalb auch Purpur der Inseln.

Wie die Phönizier an ihrer eigenen Küste von Kap zu Kap, von vorgelegter Insel zu Insel sich festsetzten, begannen sie das Jonische Meer und das Schwarze Meer, von dem sie Fische verfrachteten und an dessen Küstenplätzen die Turanier aus den Bergen Zinn und Silber für die Geschäftsfreunde verstauten, mit festen Kontoren zu umkränzen. Endlich umgürteten sie auch das Mittelmeer mit ihren Flottenpunkten und Unternehmungen.

Sardinien und Sizilien öffnen diesen zähen Schatzgräbern ihre Berge, Iberien liefert Silber und wird schließlich mit den berühmten Tarschischfahrern, ähnlich den späteren spanischen Silber- und Goldgalonen, umschifft, wo die Säulen des Herakles, das heißt ursprünglich die Säulen des phönizischen Schutzgottes, des Gottes des Reichtums, Melek,

stehen, und bald wurden die Kostbarkeiten der britischen Inseln an Zinn entdeckt.

Die Fabrikate der Phönizier werden den weißen Wilden zum Tausch geboten für ihre Bodenschätze; sie nehmen gern Bronzewaffen, Schmuckstücke und kleine Götzen an. Die klugen Fremden setzen sich an den wichtigsten Punkten fest. Sie wählen überall mit Vorbedacht Stützpunkte ihrer weit umfassenden Kolonial- und Handelspolitik. Karthago war zum Beispiel nur vom Meere aus erreichbar, auf dem der Phönizier allein gebot, bis ihm der Grieche den Rang streitig machte. Gegen das Land war die Stadt durch furchtbare Wüste geschützt, in deren Sand die große Armee des Kambyses versank, der den Puniern in den Rücken fallen wollte*).

Die meisten Völker zogen Nutzen von den Beherrschern der frühesten Weltpolitik, die alle Vorteile, wie sie Land und See bieten mochten an Schutz und Wehr, folgerichtig auszubeuten verstanden. Manche Könige mieteten die phönizische Kriegsflotte, um damit unversehens ihre Feinde anzufallen, andere ließen die geschickten punischen Arbeiter kommen, zu bauen und auszuschmücken. Man entlehnt ihnen das Alphabet und viele praktische Errungenschaften, die den Handelsverkehr begünstigen.

Am besten lernen die Griechen, und Spuren dieses Schülertums haben sich in ihrer Sprache erhalten, zuerst aus der Blütezeit Sidons urtümliche Ausdrücke, besonders, um alles der Schiffahrt Zugehörige zu bezeichnen, wie Kiel, Segel und Steuer. Das meiste war den vorgeschrittenen Meerfahrern abgesehen und auch das Wort, das den Begriff Seeraub deckt, unzertrennlich von urtümlicher Schiffahrt, stammt aus Phönizien.

Der nachfolgende Einfluß von Tyrus wird durch Worte bezeichnet, die noch größeren Fortschritt künden, Namen ver-

*) Karthago — die neue Stadt, von kart = Stadt und hadacht = neu hergeleitet, war im Vergleich zu den älteren Handelsplätzen Leptis, Hadrumet und Hippo anfangs unbedeutend und wurde erst von 800 v. Chr. an handelsmächtig. Der Name kann auch abgeleitet sein von Kart Redeshot, Stadt der heiligen Liebespriesterin.

schiedener Metalle, Gewichte, Instrumente, Luxuswaren wie Edelsteine, Schmuck und Wohlgerüche.

Einige landwirtschaftliche Ausdrücke befinden sich unter den entlehnten, aber griechisch vollkommen eingebürgerten Worten, sie deuten auf das mächtige Reich Böotien mit der Hauptstadt Theben, das nach Sidons Fall von Flüchtlingen gegründet wurde.

Die berühmten und berüchtigten Herrscher von Theben stammten aus semitischem oder semitisch-turanischem Geschlecht. Der erste Führer und Gründer Thebens, Kadmos, brachte als mythischer Held Buchstabenweisheit und allerlei anderes neues Wissen in die noch barbarische Gegend; man behauptete auf der Suche nach seiner geraubten Schwester Europa, der sich Zeus in Stiergestalt bemächtigt, und die stolz rittlings das trennende Wasser durchmessen, eine Erinnerung an den phönizischen Gott Melek, der in Stiergestalt verehrt wurde. Kadmos überwältigt eine Schlange und wird zuletzt selbst eine heilige Schlange. Also kämpfen Phönizier mit den Eingeborenen des Landes und gehen dann in denselben auf*).

Doch nur teilweise, denn die Landfremden sind stets von einer Gegenpartei bedroht und müssen schließlich derselben weichen. Der große Kampf um Theben ist einer der ersten bewußten Nationalkämpfe. Seine sagenhaften Herrscher hatten offenbar versucht, fremde Kulte in ihre neue Stadt zu verpflanzen, und die Erinnerung an diese asiatischen Kulte wob Grauen und finstere Sage um Kadmos und sein Geschlecht.

Aus dem Munkeln und Raunen, das die bedeutenden und sonderbaren Fremden umwob, entstanden die Tragödien des Ödipus, der sieben vor Theben, und andere Dramenstoffe ungeheuerlichen Schicksals, welche die griechischen Dichter nie auszuschöpfen vermochten. Geflüchteten fremden Familien aus Theben sollen in Athen die Tyrannenmörder

*) Auch Salamis soll ursprünglich eine phönizische Kolonie gewesen sein, wie der Name „Salem = Heil oder Gruß" beweist, der auch die Wurzel in Jerusalem bildet und wies ähnliche Sagen auf.

Hermodios und Aristogeiton entstammen. Wenn es sich so verhält, ist es ein merkwürdiger Beweis der ewig sozialrevolutionären Rolle der Semiten. In ihrer Art lag es, stets für ihre politische oder religiöse Überzeugung leidenschaftlich Propaganda zu machen, in dramatischem Auftritt ihre Weltanschauung kund zu tun.

So färbt sich früh die griechische Mythologie mit eindringenden semitischen Elementen, die ihrerseits bei den Phöniziern stark turanisch beeinflußt sind — indes der urtümlich arische Gottesbegriff sich reiner in Persien und Indien hält.

Allerlei merkwürdige Genealogien und Abenteuer der Götter lassen auf den Zufluß fremder Gottheiten schließen, die sich aber sofort im klaren Rhythmus der griechischen Berge hellenisieren. Aphrodite — schaumgeboren, eine Umschreibung dafür, daß sie vom Meer herübergekommen, und Hephaistos, Schmied und Schenk, denn die Phönizier hatten unter anderem auch zuerst Wein nach Griechenland gebracht, gewinnen zwar Bürgerrecht auf dem Olymp, allein es wird ihnen manch Unliebsames nachgesagt. Sie genießen einen schlechten Leumund, wie sich dies bei Eingewanderten und Fremden leicht von selbst ergibt; sie werden von den anderen Göttern verklatscht.

Aphrodites Rolle den Danaern gegenüber ist eine wenig freundliche, sie bevorzugt nicht nur die Trojaner, sie hat den Krieg geradezu angestiftet, indem sie Paris zu dem Frauenraub verlockte, der bei Phöniziern und deren Bundesgenossen im Schwung gewesen sein mag.

Helena ergab sich nicht nur der Schönheit des Paris, sie unterlag wohl auch seinen lockenden Erzählungen von Glanz und Luxus des fast asiatischen Ilion, dem gegenüber griechische Einfachheit bäuerisch erschien.

In Homers Erzählung ist der Kampf der Götter ebenso authentisch wie der Kampf der Helden, denn auf diesem Stückchen Kleinasien zusammengedrängt ergab sich einer der größten Kämpfe verschiedener Mythen und Weltanschauungen.

Allem Anschein nach war Priamos, wenn nicht Vasall,

so doch in freundschaftlicher Abhängigkeit von dem großen Semitenreich im Hinterland. Es schickt ihm Hilfskräfte unter dem fabelhaften Memnon, angeblich dem Sohn des Titon und der Morgengöttin. (Er kam aus dem Morgenland.) Und die asiatisch-semitischen Götter, vor allem Astarte-Aphrodite, kämpfen mit Gewalt und List gegen die ursprünglich arischen Götter.

Dies spiegelt einen wirklichen geschichtlichen Vorgang. Der Fall Ilions — der etwa 1023 angesetzt wird, zeitgenössisch mit König Salomon — vernichtet das materielle und geistige Übergewicht der semitisierenden Griechen Kleinasiens und schafft das erste Selbstbewußtsein des Europäers.

Von Asiens älteren Rassen hat er freilich viel gelernt, Hephaistos und Aphrodite, vielleicht auch Ares zu eigen angenommen, die Schilde und Waffen, die Homer als göttlichen Ursprungs bezeichnet, sind gewiß von Phöniziern in Handel gebracht, und von den fast asiatischen Prinzessinnen Ilions lernt Helena feines Nadelwerk, Stickereien und Borten, den sogenannt griechischen Mäander, lauter Zierat, der bei den einfachen Frauen der Danuer noch nicht im Brauch gewesen.

Stets wiederholt sich, daß jüngere Völker die älteren, kulturgesättigten vertreiben; so müssen die Phönizier den Hellenen weichen und ihnen das Griechische (Jonische) Meer überlassen. Am längsten behaupten sie sich auf Zypern.

Ein besonders kriegerisches Volk geht von Kreta aus; es sind die den Israeliten der Bibel so verhaßten Philister, die in der Zeit zwischen dem Fall Sidons und dem Aufstieg von Tyrus Eroberrolle spielen. Aus ihren Reihen holen sich fremde Könige gern getreue Leibwachen, wie später aus den Reihen der Schweizer. David hatte eine Leibwache von Kretern und deren Hilfsvölkern; sie hieß „Kretiplethi", und Kretiplethi ist bis heute ein semitischer, von uns aufgenommener Ausdruck geblieben für ein Gemisch fremder Leute.

Diese Kreter oder Philister, die auf eine Art autochtoner Kultur ihrer Insel pochen konnten, rafften sich unter König

Minos auf, um dem Seeräubertum der Semiten Einhalt zu gebieten und dem Tribut, den ihr Gott (Minotaurus ist offenbar ein Moloch) an Kindern forderte, ein Ende zu machen. Die Gerechtigkeit des Minos macht ihn zum gerechten Richter auch in der Unterwelt.

Mit sittlichem Ernst wissen sich also diese weißen Leute den tückischen Umarmungen einer fremden Astarte endlich zu entwinden.

Vom Griechischen Meer vertrieben, behielten die Punier jedoch noch lange die Herrschaft über das Mittelländische dank dem schier uneinnehmbaren Karthago und anderen starken Flottenstützpunkten. Der Vernichtungskampf, den Rom gegen Karthago aufnahm und siegreich durchführte, war nicht nur Eifersucht zweier Städte. Es galt den ersten bewußt historischen Rassestreit, es galt hie Rot und hie Weiß, hie Moloch und hie neue freundliche Götter, hie Gewalt und punische List, hie Gerechtigkeit und römische bona fides.

In dieser Gigantomachie siegte, wie in jeder Gigantomachie, die sittlichere Kraft, und der gewaltige Drache sank. Er sank vollständig, er verblutete; die Punier verlieren sich wie vom Meer verschlungen, nachdem sie es nicht mehr allein beherrschen konnten.

Versprengt und flüchtig können wir ihre letzten Überreste vielleicht erkennen in verschiedenen Wanderstämmen, die unstet wie letzte Erben des Kainfluchs herumziehen. Sie schmelzen immer mehr zusammen, und die letzte Spur der einst weltbeherrschenden Roten ist möglicherweise in den rätselhaften Zigeunern zu finden.

Der Zigeuner, dem irgendeine Kapelle gehorcht, die aufspielen muß für irgendein banales Hotelpublikum, ist möglicherweise Nachfahre irgendeines phönizischen Fürsten, dessen Machtgebot von einem Kontinent zum anderen Flotten von Schiffen aussandte.

Armseliger Zigeunerwagen, du bist letzter Ausläufer der mächtigen Karawanen, die handeltreibend mit dem ersten Reichtum, den die Welt gekannt, jahrhundertelang auf und ab zogen in Asien, Afrika und Europa, vermittelnd von

fremder junger Völkerschaft zu fremder junger Völkerschaft, von Schwarzen zu Gelben und endlich auch zu Weißen, den jüngst gekommenen, kindlichsten und staunendsten der Völker.

Mit welcher Überhebung uralten Wissens und Reichtums mochten die großen Handelsleute diesen Kunden begegnen, für welche die von ihnen gelieferten Waffen eine Seele, einen Zauber zu besitzen schienen! So wunderbar war deren Neuigkeit.

Die Söhne Japhets, jene jüngsten und kindlichsten der Völker, wuchsen und wuchsen. Die vor ihnen hergegangen, mußten geheimnisvoll versinken. So unkenntlich wurde die Spur, daß vermutlich allerletzte Nachkommen, ohne von ihnen zu wissen, nur von der allerletzten Schwungkraft einstigen Riesenantriebs getrieben, ihre seltsamen Wanderungen nicht lassen können, Gespenster eigener Geschichte, Marionetten eigener Welttragödie, die auf klein, auf puppenhaft reduziert, die ungeheuere Geste wiederholen.

Kinderraub und Kindermord, die stets den Zigeunern nachgesagt worden und soviel Romantik auslösten, sind ferner Nachhall der Menschenjagden des Sklavenhandels und der Kinderopfer, die den Namen der roten Punier für immer finster glühend machen und unheimlich in der Geschichte.

Im bescheidenen Kesselflicken der Zigeunerbande klingt der Vorzeit Hammer nach aus den Jahrtausenden, in denen die Phönizier die Schmiede der Welt waren, Fürsten der Bronze, Trustkönige der Purpurschnecke, Kriegslieferanten der Pharaonen und Assyrer, das einzige Volk, dessen übriggebliebene Monumente nicht in der Hauptsache Tempel oder Gräber waren, wiewohl sie Berge zu Gräbern höhlten, sondern Ruinen von industriellen Bauten im Maße trotzigsten Reichtums. Sie stehen als Wahrzeichen an der einst phönizischen Küste, überragend, merkwürdig und tragisch. Bogen, Tröge, Mühlsteine und Mauern für Giganten, Öl- und Weinpressen von übermenschlichen Verhältnissen. Aber die Nachfahren ihrer Erbauer ziehen Kessel flickend über Land.

Das Zigeunerweib, das dir wahrsagt, hat vielleicht zur Ahnfrau eine Astarteprieſterin — uraltes Heidentum spukt

in den dunklen Köpfen, und ihre armselige Hexerei stammt von den majestätisch schrecklichen Zauberbräuchen der Punier, wie das Kesselflicken von deren bis zur Furchtbarkeit mächtigen Großindustrie.

In ihrer Art war sie ein Wunder menschlicher Geisteskraft und technischen Zaubers, eine Hexerei im Bund mit unterirdischen Gottheiten, ähnlich der neuzeitlichen Industrie.

Allein sie war beladen mit Kains Fluch, mörderisch, selbstsüchtig, phantastisch, gierig, maßlos und frevelhaft, nicht anders, als sie es heute wieder geworden.

Und ihr Schicksal erfüllte sich nach langer Geduld der Jahrhunderte. Der Zigeunerwagen, das Zigeunerfeuer sind ihr letztes Schicksal.

. . . Und die Zigeunergeige. Sie gibt keine beglückende, keine harmonische, zum Himmel leitende Musik. Sie klingt wild und weh und unerhört seltsam, ein Klagegesang unabsehbaren Untergangs, ein Zittern unter vieltausendjährigem Fluch, ein Seufzen unermeßlich müden Wanderns, ein unaussprechliches Fremdsein, eine sich selbst und anderen unverständliche, brennende Gier und ein hingeschleudertes Entsagen. Die Zigeunergeige weint kein einzeln Leid, sie weint um das Schicksal der Völker.

5. Bruder Cham und Nimrod.

Deutlich läßt sich verfolgen, daß die großen geschichtlichen Flüsse Lehrmeister der Kinderklasse menschlicher Bildung waren. Ihr Schulzwang wirkte hart, denn wer im Unterricht der Stromgewalt nicht vorwärts kam, starb und verdarb, sei es in der Wüste, sei es im Sumpf, oder floh in Länder, wo es möglich war, ein geschichtsloses Leben zu führen.

Das Gebiet der Meisterströme, bei denen die Menschheit die erste soziale Lehre durchzumachen hatte, umfaßt das Gebiet der ältesten geschichtlichen Menschen so klar, daß ein geradliniges Schema versucht worden ist, die Abteilung darzustellen.

Eine Linie, die Wasserscheide errichtend zwischen dem geschichtsreichen Nilgebiet und dem geschichtslosen Kongobecken, teilt Afrika, eine andere, parallel mit ihr laufend, trennt den kulturreichsten Teil Asiens mit seiner Halbinsel Europa und den für das graue Altertum bedeutenden Flüssen ab vom fernen Osten.

Deutliche Meisterströme sind Nil, Euphrat und Tigris, in geringerem Maße Oxus und Jaxartes. Hoangho und Jangtsekiang im fernen Osten schaffen an Chinas Bildung ähnlich, doch wahrscheinlich etwas später als die anderen großen Flüsse, deren Unterricht in unermeßliche geschichtliche Fernen zurückreicht.

Elf Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung sollen die Ägypter schon Sternenkunde getrieben haben. Im Jahre 4000 v. Chr. bessern sie altertümliche Gebäude aus, die in Verfall geraten waren. Babyloniens Überlieferung reicht ebenso weit zurück, in China sind am mittleren Hoangho Wasserbauten ungefähr um das Jahr 2500 anzusetzen. Indiens älteste Bautätigkeit ist viel später entstanden.

Politische und soziale Stellung eines philosophisch hervorragenden Volkes erhebt sich auf den vom Fluß gelehrten Anfangsgründen, nämlich auf dem Grad geordneter Zusammenarbeit einig gewordener Verbände, die durch den Zusammenschluß ihres Denkens und Tuns den Segen des Wassers immer besser verwerten und seine Gefahren abwehren.

Die Eigentümlichkeit eines Stromlaufes ist das Ergebnis der Lokalgeschichte der Erde, da wo er Geburt nimmt und endet, und wie die Entwicklung des Menschen abhängig ist vom Lebensbild des Stromes, hängt sie eben durch dieses Lebensbild mit der Erdgeschichte von Fall zu Fall zusammen.

Der Weg zum Wasser — Weg zum geschichtlich bewußt selbständigen Dasein — ist zuerst der Weg zum heimatlichen Strom, sodann der Weg zum heimatlichen Meer (mare nostrum), als die gesitteten Völker einander kennenlernten und in stetem Verkehr festhalten, rund um das mittelländische Becken. Platon bezeichnet diese Vereinigung um das die

Alte Welt verbindende Binnenmeer mit dem scherzhaften Bild, daß sich die Menschen darum gesammelt wie Frösche am Teich.

Wahrscheinlich sind die ältesten durch ihr Schrifttum bekannten Zivilisationen, Chaldäa und Ägypten, dadurch den anderen so weit voraus gewesen, daß die Eiszeit nicht bis zu den Niederungen des Tigris, Euphrat und Nil reichte und der Mensch, ungestört durch diese furchtbare Unterbrechung, an seinem Fortschritt im Denken und Handeln weiterspinnen konnte, den ungeheuren Vorsprung gegliederter gemeinsam schöpferischer Tätigkeit gewinnend, und endlich willens und befähigt, seinen Fortschritt zu verzeichnen.

Die ältesten Taten der Zivilisation, deren Andenken durch eingegrabene Schriften auf uns gekommen, rühren von einer Menschenrasse her, die den anderen für die niedrigste gilt, von dem Bruder, der stets von den anderen verachtet wurde und Schmach erfuhr.

Auf Chams Geschlecht machten jahrhundertelang die helleren Völker Jagd wie auf Tiere. Chams Versklavung ist Schande in Ägyptens wie in Englands großer Geschichte.

Bruder Sem erfand die Sage, daß Cham Vater Noah auslachte und väterlichen Fluch empfing, um die Geringschätzung dem Dunkelfarbigen gegenüber zu rechtfertigen, eine Geringschätzung, die Japhet, wie manche andere vorgefaßte Meinung von Sem unbesehen übernahm, denn bis heute gilt der Schwarze bei den helleren Brüdern als tierhaft und niedrigstehend, wie für Sklavendienst geeignet, und sie schmähen mit bitterem Ernst die kindliche Liebenswürdigkeit seines Lachens.

Es ist daher ergreifend, zu bedenken, daß es zu Beginn der Geschichte anders stand, daß der Schwarze als erster geschichtlicher Mensch, der sich zu beglaubigen wußte, als Ackerbauer und Reichsgründer in grauer Vorzeit am Ufer des Nil und zwischen Euphrat und Tigris auftrat, ja, daß er in diesen Gegenden ursprünglich die Grundlage späterer Zivilisationen legte, weil nur er physisch und geistig befähigt war, dort Lebensunterhalt und Heimat zu suchen, wo abwechselnd,

je nachdem sich der Strom ergoß, Sumpfniederungen oder Wüsteneien freiblieben.

Die Kuschiten — ein schöngebildeter, intelligenter, nicht kraushaariger Stamm, ähnlich oder identisch den heutigen Äthiopiern — erkoren sich als Sitz diese historisch wichtigen Länder und bauten ihre Hütten ursprünglich aus dem riesigen Schilfgras, fuhren die Wasserläufe entlang auf Baumstämmen oder aufgeblasenen Schläuchen aus Tierhaut, wie sie der Araber noch am Tigris benutzt, lebten von Fischen, Wassertieren und Sumpfvögeln. Am längsten erhielt sich der schwarze Typus in Elam, westlich von Persien, dem „alten Land".

Im Flachland zwischen Euphrat und Tigris fand wohl der erste bedeutende Schritt statt, der den geschichtlichen Werdegang der Menschen veredelnd beschleunigte. Dort war Weizen einheimisch und wild wachsend anzutreffen. Sein gesäter Samen trägt in dem fettschlammigen Boden hundert-, ja zweihundertfach, wie alte Autoren staunend berichten.

Wahrscheinlich stammt der erste Mensch nicht aus der Gegend, die von den Traditionen verschiedener Völker als seine sanfte Wiege bezeichnet wurde, — er hatte vermutlich eine viel härtere Wiege in rauheren Ländern. Aber der erste durch Schrifttum beglaubigte geschichtliche Mensch stammt ungefähr aus der Landschaft, in die das Paradies mit seinen Strömen sagenhaft verlegt ist, denn in dieser Gegend lernte er die edle Brotfrucht kennen, sie regelrecht anzubauen, einzuernten, einzuheimsen und als sicheren Vorrat und ersten Reichtum hinaufzusteigern. Damit wurde das Leben selbst unendlich gesteigert.

Zuerst wurde der Weizen als Mehlbrei gegessen, wie noch heute bei den Arabern. Das erste Brot war ein flacher Fladen, zwischen erhitzten Steinen gebacken oder von außen an einen erhitzten Topf geklebt*).

Dies geschah vermutlich zwischen Euphrat und Tigris, wo die Schwesterströme, einer die Wasser des nördlichen Ab-

*) Mehlbrei erhielt sich lange im Kult, ebenso die altertümliche Brotart (jüdische Mazen, Hostie).

hanges armenischer Berge sammelnd, der andere die Wasser des südlichen Abhanges, das Land regelmäßig überschwemmten, befruchteten und der Wüste, die es verschlingen wollte, immer wieder streitig machten.

Diese Wasser für den Feldbau wohltätig zu lenken, abzudämmen oder zu verteilen, mußte eine frühe Sorge der Bewohner sein, sobald sie die Feldfrüchte schätzten und selbst anbauten, was im weichen Schlamm mit geringster Mühe geschah. Fast wie im Spiel ritzte man mit geschnittenem Schilfrohr den Boden.

Als der neue Reichtum die Arbeit spornte und die Arbeit neuen Reichtum schuf, trat der geschichtliche Zwang auf, Verbände zu gründen, um gemeinschaftlich die nötigen Wasserbauten auszuführen.

Dankbar erwähnt chaldäische Mythologie einen Fischgott und behauptet, dieser Fischgott habe den Menschen zuerst alles Wissenswerte beigebracht. In der Tat war das Wasser, das jener Fischgott symbolisiert, Lehrmeister und Spender erster praktischer Weisheit und wirtschaftlicher Errungenschaft.

Die Sage vom Fischgott hängt zusammen mit der Sage vom Helden Gilgames und befand sich ursprünglich wohl in einem epischen Gedicht.

Ich will versuchen, das krause Flechtwerk wiederzugeben; die Bruchstücke, die wir besitzen, sind im 23. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aufgezeichnet worden, nachdem die Geschichte wohl schon lange im Umlauf gewesen.

Also klingt das uralte Märchen:

Gilgames und der Fischgott.

Schön und stark war der König und Held Gilgames, der schönste und stärkste der Könige.

Er hatte einen Freund; die Götter hatten ihm, weil er fromm war, das Beste geschenkt, sie hatten ihm einen Freund geschenkt. Der hieß Eabani und besaß schnelle Füße gleich dem Wild und spitze Ohren, die hörten so fein wie das Wild,

und Arme, mit denen er so tödlich umarmen konnte, wie der Bär umarmt.

Beide Freunde siegten über alle Bedroher des Landes, legten sie flach nieder und setzten den Fuß auf ihren Nacken.

Das sah Ishtar, die Göttin, die Mannheit liebt und mutig vergossen Blut, und entbrannte in Liebe für Gilgames, den Helden. Darum sprach sie zu ihm.

Ishtar, die helle Göttin sprach zu ihm: „Empor zu mir, Gilgames, sei mir Gemahl, und ich will dir Gemahlin sein. Ich mache dir alle Fürsten untertan, sie werden von Bergen herabkommen und von Tälern aufsteigen, dich untertänig zu grüßen."

Gilgames warf trotzig das Haupt zurück und spottete der Göttin, denn er wußte, daß ihre Liebe Tod bedeutete für den Erkorenen ihrer Küsse: „Ich weiß, wie du Sterblichen gesinnt bist, und lieber sind mir sterbliche Weiber, um mich zu gatten, so ich mich gatten mag. Allein lieber ist mir die Freude der Jagd mit dem Freund, mit Eabani, dem Freund."

„Liebst du die Jagd," so sprach die Göttin hochergrimmt, „so will ich dir zu jagen geben!"

Einen geflügelten Stier sandte sie von der Höhe herab, der fuhr brüllend über das Land und zerstampfte die Saaten. Eabani faßte den Unhold an den Hörnern, hielt ihn fest mit der Arme Riesenkraft, und Gilgames stieß dem geflügelten Untier sein Kurzschwert ins Herz.

Neuer Zorn bewegte die Göttin, neues Leid ersann sie dem Helden.

Sie hob die Hand und Miselsucht bedeckte seinen Leib. Der Freund wich nicht von dem mit Krankheit Geschlagenen, von dem alle wichen. Er brach mit ihm auf nach dem Brunnen, der jung und heil macht.

Bewacht ist der Brunnen von Ungetümen und Drachen.

Indes Gilgames badet und heil wird, schlüpft Ishtar in eines der Ungetüme, in einen Tiger, der Eabani auf den Nacken springt und ihn zerreißt.

„Was nützt es mir," sagt Gilgames, „heil und jung zu

sein, da der Freund tot ist? Ich will zu meinem Ahnherrn, zu Xisuthros, den einst die Götter einzig aus der Flut retteten. Er weiß von Leben und Tod, er soll mir den Freund zurückrufen vom Tod ins Leben."

Dies ist die zweite geschichtlich wichtige Regung des Gemüts, Freundschaft opfervoll bis zum Tod von Mann zu Mann, sie durchzieht und wärmt jedes Volkes jungheroische Zeit.

— — Gilgames zimmert ein Schiff und fährt aus, den Ahnherrn zu suchen. Es war eine Abenteuerfahrt vorbildlich jener des Odysseus. Von weitem erblickt der Held endlich die selige Insel, auf die der chaldäische Noah mit seinem Weib von den Göttern versetzt war, und pflegt Rede mit dem ehrwürdigen Ahnherrn.

Gilgames erfährt, daß Xisuthros der letzte vorsintflutliche Herrscher Chaldäas gewesen, der letzte einer Reihe von zehn Herrschern, die während einer Zeitspanne von 430 000 Jahren regierten. Jeder einzelne gebot über Tausende von Jahren. Seit Weltanfang bis zur Thronbesteigung des ersten Herrschers dieser Reihe waren über 200 000 Jahre vergangen. In dieser Zeit hatte sich die Erde befestigt und ihr Aussehen gebildet wie ein Schiff, das auf den Strand gezogen trocknet, im Hohlraum des Schiffes ist das Totenreich, an seinen Seiten kleben die Lebendigen, es ist umflutet vom Meeresstrom und ein zweiter Ring umschließt das All, ein Strom der Unendlichkeit. Von all diesem und von den schaffenden Genien wußten die Menschen nichts, als Aloros zu beherrschen begann.

Dies ist aber die Geschichte vom Fischgott:

Der erste Herrscher Chaldäas, Aloros, ging bei Sonnenaufgang an den Strand des Meeres. Da schien die Sonne eine ungeheure Woge emporzuziehen, die sich dem König näherte. Er wollte fliehen, doch eine menschliche Hand deutete aus der Woge heraus und eine Gestalt wurzelte ihre Füße auf dem Strand. Auch ein menschliches Antlitz gebar die Woge, doch überhöht von einem ungeheuren Fischhaupt mit geöffneten Kiefern, und ein Fischleib bildete den Rücken

des Riesen, der gemach dem Wasser entstieg und sich dem König näherte.

Er offenbarte seinen Namen: „Oannes", und sagte, er sei den Menschen wohlgesinnt, der König möge sie in Scharen herbeirufen, denn Oannes wolle ihnen Unterricht erteilen in göttlichen Künsten und sie über den Anfang, den alle Dinge genommen, belehren. Die Menschen strömten herbei und der Gott weilte lehrend unter ihnen Tag über Tag, ohne Dank oder Gastgeschenk zu genießen. Jeden Abend tauchte er mit der Sonne ins Meer, schlief und erfrischte sich nach der Mühe, die ihm der Menschen Unterricht gemacht.

Langsam und schwer begriffen sie, was der Fischgott zu Gehör gab oder in den Sand zeichnete. Er offenbarte, sie seien ursprünglich Lehmklumpen gewesen und wie sie selbst aus Lehm gemacht seien, könnten sie aus dem Geschenk des Stroms, dem weichen Lehm, Ziegel formen zum Bau von Häusern, Tempeln und Gräbern und Gefäße bilden für heiligen und täglichen Gebrauch und Zeichen hineinritzen oder Figuren.

Auch lehrte der Fischgott Land- und Schiffbau und die Kunst des Steuerns und zeigte den Menschen, die noch gebückt wie Tiere gingen, den Blick auf die Erde gerichtet, aufrecht zu stehen und empor zu blicken zu den führenden Sternen, die des Wassers Wege bestimmen.

All seine Lehren schloß er in ein Buch, das er den Menschen überließ, als er von ihnen Abschied nahm."

Weil man trotz des Buches seine Lehren immer wieder vergaß, kehrte der gütige Oannes im Laufe jener 400 000 vorsintflutlicher Jahre noch fünfmal zurück, erneuerte und vervollständigte seinen Unterricht. Jedesmal widmete er als Hinterlassenschaft ein Buch voll nützlicher Gesetze.

Diese Bücher, das köstlichste Erbe der Menschheit, kamen in große Gefahr, als Gott Bel, über die Bosheit und Undankbarkeit des menschlichen Geschlechts ergrimmt, beschloß, es durch die Sintflut zu vernichten. Im letzten Augenblick erinnerte er sich der Gerechtigkeit des Xisuthros, gewährte ihm Rettung und riet, die Bücher der Offenbarung zu vergraben.

Dies tat Xisuthros.

Als seine Kinder der Arche entstiegen, gruben sie die Bücher wieder aus und bauten die Bibliothek zu Babylon, deren Kern sie bildeten.

Des Ahnherrn Erzählung von der Sintflut ist ein Teil der Dichtung von Gilgames, der mit Nimrod, später mit Hippolyt und Orion in der Sage verschmolz und dessen Jagderlebnisse in den Tierkreis des Sternhimmels übergingen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach verschiedenen Inschriften habe ich diese Urmärchen frei erzählt und den Bericht des Berosus*) zu Hilfe genommen.

Es folge noch eine Stelle aus der Erzählung des Xisuthros von der Sintflut, die der Enkel mit Staunen und Grauen vernahm.

„Aufsprang der Gott und begann den Ansturm. Seine Genien schwangen hoch ihre Brandfackeln und fegten die Erde mit dem Schweif ihrer Blitze.

Das tosende Wasser griff nach dem Himmel — der Bruder kannte den Bruder nicht, fremd war ein Mensch dem andern in des Todes großer Finsternis.

In der Höhe des Himmels entsetzten sich die Götter selbst über solche Flut, sie flohen und klommen auf bis zu Anus Firmament, und an seinen Rand geklammert heulten sie wie die Hunde. Göttin Ischtar schrie wie ein Weib, das gebären soll, und mit ihr weinten die Geister über die Zerstörung."

Als die Flut endete, öffnete Xisuthros, gleich Noah, das Fenster: „Als ich den Laden aufgetan und das Licht mir ans Antlitz schlug, sank ich hin und konnte nicht ausschauen und hockte auf Knien, tief schluchzend, und Tränen badeten über und über mein Antlitz."

So erzählt Xisuthros dem fernen Enkel, noch nach Jahrtausenden weinend über solches Erdenleid.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Berosus war ein chaldäischer Priester, der sein Geschichtswerk einem Ptolemäer widmete und patriotisch die Größe und das Altertum seiner Heimat schilderte, um deren fernere Schicksal dem fremden Eroberer ans Herz zu legen. Die Historie des Berosus ist zum Teil von dem Bischof Eusebius aufgenommen und dadurch erhalten worden.

Doch die Offenbarungen des Fischgotts, die sechs großen Kulturlehren, die seine sechs Bücher enthalten, sind gerettet, und die Herrscher Chaldäas setzten Priester ein, ihre Weisheit zu wahren und die Menschheit danach zu betreuen.

Nach und nach gesellten sich weltliche Rechtsbücher den göttlichen, wie jenes des Hammurabi um 2300 vor unserer Zeit. Seine Bestimmungen sind vorbildlich für den Landbau und die Rechtspflege, wie jene des Fischgottes von der Wichtigkeit der Wasserbauten ausgingen, die Chaldäas Fruchtbarkeit und Gesittung bedingten.

Das große Flachland am Persischen Golf, vom Fleiß der Kuschiten bewässert, mit Weizen bebaut und mit Dattelbäumen bepflanzt, ist wahrscheinlich die erste, weitausgedehnte, durch Menschenhand blühende Gegend.

Diese Merkwürdigkeit anzustaunen und von ihr zu lernen, lockte fremde Stämme herbei, und die Eingesessenen scheinen anfangs mit den Zugewanderten in merkwürdiger Friedlichkeit gewohnt und sich vermischt zu haben, als Chaldäa dank der Anstrengung der Schwarzen klimatisch bewohnbar geworden, denn die ersten Berichte der Bibel nennen das Land als ein vorbildlich kosmopolitisches — das „Land der vier Zungen", also vier Rassen, und Funde geben der Bibel recht. Die Texte weisen eine merkwürdige Mischsprache auf, in der Laute vorhanden sind, wie sie Cham, aber auch wie sie Sem und Japhet und wie sie Tubalkains Stamm gebrauchte.

Die vier großen Rassen begegneten sich, mischten ihre Sprachen, Gebräuche und Gottesbegriffe und gaben vielleicht zu der Sage des Turms von Babel Anlaß, die chaldäische Tradition wie die biblische Erzählung in die Urzeit verlegt.

Überraschend und gleichsam frevelhaft mußte solch ein erhöhter pyramidaler Bau auf das naive Gemüt eines Menschen wirken, der nur die Wüste oder flache Flußniederungen kannte und aus dem durchaus flachen Euphratland mußte solch ein Bau auf erhöhter Basis, wie sie Babylons Architektur stets aufwies, eindrucksvoll, schier erschreckend und dämonisch zauberhaft emporsteigen. Bewohner des Flachlandes wären wohl nie auf den Gedanken

eines solchen pyramidal erhöhten Baues gekommen, des „Ziggurath", dessen Tempelturm aus sieben Stockwerken bestand, jeder Stock andersfarbig, weil er je einem anderen Gott geweiht war, einem Planetengott. Das dem Mars geweihte Stockwerk war rot, das der Sonne geweihte durchaus golden, das letzte und höchste, der Mondgöttin Ishtar geweiht, die auch mit der Zahl 20 als ihrem mystischen Namen angerufen wurde, war rein silbern und krönte spitz den Märchenbau mit einer Warte, von der aus die Priester den Sternenlauf beobachteten.

Die architektonische Neuigkeit stammte gewiß von fremden Baumeistern, von den Söhnen Tubalkains, die sich nun ebenfalls im Delta eingefunden, denn sie erinnerten sich des Gebirges, in dem sie ursprünglich schatzgrabend gehaust und besonders wohl jener eindrucksvollen Pyramide des Demawend, der ähnlich beherrschend wie der Fusi Yama in Japan über Mittelasiens Berglandschaft, ein Sultan der Berge, thront*).

Nach biblischem Bericht waren die Söhne Tubalkains, die Turanier, erste Städtebauer. Dies erscheint natürlich, da sie die erste Industrie und Handelsmacht vertraten, die unbedingt städtisch wirkt und zur Bildung von Städten, ja von Großstädten drängt.

Die ersten Städte waren gewiß nichts anderes als erweiterte Bazars, wo ein phantastisch reicher Tauschhandel stattfand, mit Karawanserein, die Handeltreibenden aufzunehmen, und möglicherweise mit Kasernen für Schutztruppen zur Sicherheit des Handelsplatzes. Ur war das älteste Handelsemporium Chaldäas, es lag am Euphrat und hatte vermutlich seine Bedeutung als erste Getreidebörse mitten im Weizenland. Turanier bauten die Stadt mit Hilfe kuschitischer Arbeitskräfte unter Anwendung jener zuerst an der Sonne gebackener, später — wenigstens für die Außen-

*) Nordöstlich von Teheran, der höchste Gipfel des Elburs, 5670 m hoch, erloschener Vulkan, der noch immer aus schneebedecktem Gipfel Schwefeldämpfe entsendet, deren Silberschein an die silberne Krönung des Ziggurath mahnt.

mauern — gebrannter Ziegel, mit Schilf dazwiſchen und dem im Land vorgefundenen Bitumen feſt verbunden. Solche Rohbauten, deren Überreſte die Stätten des alten Chaldäa mit ungeheuren Grabhügeln bedecken, waren einſt glänzend durch eine Auflage von ſchönen Plättchen und ſogar von Gold, was der rege Handel einbrachte. Goldnägel dienten zur Befeſtigung und fanden ſich unter älteſten Baureſten.

Zu den erſten beglaubigten Tempeln gehört ein derartiger Bau in der Urſtadt Ur*), der Mondgöttin geweiht. Noch höher und prächtiger ſollte ein Tempel und zugleich Sternwartenturm in der bald mit Ur wetteifernden zweiten großen Handelsſtadt entſtehen, in Babylon, geweiht dem mit der Mondgöttin vermählten und in Macht überlegenen Gott El-Bab.

„El" bedeutete Tor, das heißt Wohnung des Bal.

Er war ein Sonnengott, denn Sonne, Mond und Sterne riefen nach erſter Andacht, in unvergleichlicher Pracht über dem hellen, heißen Flachland thronend, und die Berechnung ihrer Einflüſſe auf Wetter und Flußlauf erleichterte den Landbau und weckte die erſte mit Tempeldienſt verbundene Wiſſenſchaft.

Ein dem Sternendienſt gewidmetes, prunkvoll verziertes, himmelanſtrebendes Gebäude mochte dem einfachen Wüſtenſohn, dem urſprünglichen Iſraeliten, frevelmütig vorkommen und zu revolutionärem Proteſt reizen, vielleicht zu einer Art „Streikbewegung" veranlaſſen, als ſemitiſche und ariſche Arbeiter den Turaniern und Kuſchiten bei ſolchem Bau zugeſellt wurden.

Grundſätzlich war der nomadiſche Semit dem Bauen abgeneigt, er empfand phyſiſchen Abſcheu gegen dieſe Art von Arbeit und religiöſen Aberglauben dagegen, weshalb er auch ſpäter viel lebhafter klagte über ſeine Verwendung bei ägyptiſchen Bauten, als andere zahlloſe Völker, die daran beteiligt, vielleicht nicht ungern ihr Brot fanden**).

*) Ur (hebräiſch: Ur Kardim, die Stadt der Chaldäer, aſſyriſch: Uru) in Meſopotamien. Von hier zog der Vater Abraham nach Kanaan. Die Ruinen wurden von Rawlinſon entdeckt.

**) In Rußland herrſcht bis zur jüngſten Zeit ein Aberglauben gegen das Bauen ſteinerner Häuſer, es heißt, es bringe Unglück. Die

Daher liegt die Mutmaßung nahe, daß zuerst der Nomade Protest eingelegt bei den ersten stolzen Bauten in Chaldäa, wie er es auch war, der in seinen Aufzeichnungen diese Bautätigkeit als gottverhaßt und strafwürdig hinstellte. Er verläßt streikend die Stätte der hochgetürmten, gebackenen Ziegel und reißt vielleicht die dort beschäftigten arischen Arbeiter mit sich, denn diese dachten schwerfälliger und ließen sich von jeher hinreißen durch das leidenschaftliche Temperament und die geistvolle Beredsamkeit Bruder Sems.

Der Konflikt zwischen den freischweifenden Stämmen und den Ackerbauern, Händlern und Städtern des Euphratdeltas spitzt sich zu und führt zu Kämpfen, denen dumpf die gegensätzliche Weltanschauung ebenso zugrunde liegt wie rein weltliche Interessen.

Wir stehen so stark unter dem Bann der Bilderbücher unserer Kindheit, daß wir uns Abraham nur als alten Patriarchen vorstellen. Jedoch er war auch einmal jung, und zwar ein kriegerischer Beduinenhäuptling, wie es deren noch heute gibt, und geriet als solcher in Fehde mit dem chaldäischen Fürsten Nimrod, der es nicht länger duldete, daß Nomaden das Land mit ihren Herden durchzogen, indes jene eigensinnig auf dem altgewohnten Weiderecht bestanden.

Abraham wurde geschlagen und zog mit Stamm und Herden in entfernte, noch nicht der neuen, wie ihm dünkte, frevelhaft kapitalistischen Zivilisation unterstehende Länder, in Gegenden, wo das majestätisch urtümliche Ideal des freien Nomaden gepflegt werden konnte unter eigener Schirmgottheit.

Andere semitische Stämme neigten jedoch dem Neuen zu und fühlten den Hang zum Handel, durch das Beispiel der Nachkommen Tubalkains angefeuert. Sie gewöhnten sich an deren städtische, dem fleißig Handeltreibenden Reichtum und Luxus spendende Götter, und verschmolzen mit den bereits im Lande Anwesenden zu einer starken Mischrasse, der

---

Ihre der Seßhaftigkeit wird als Vermessenheit Gott gegenüber betrachtet, und man sagt, der Bauherr müsse sterben, ehe sein Haus vollendet sei, zum Zeichen, daß der Mensch nur auf den kleinen Platz unter der Erde durchaus Recht habe

sumerisch-akkadischen, die eine praktische Sprache als Handelssprache entwickelte, ähnlich wie Normannen, Angelsachsen und Reste von Kelten in England zusammenschmolzen und sich die englische Sprache im Mittelalter gebildet hat.

Die Ursprache des Landes aber — akkadisch — behielt man für Ritualzwecke bei, fand sie besonders geeignet für Beschwörung und Zauberei, seit sie ungebräuchlich geworden, geheimnisvoll und nur sakral verwendet wurde und daher magisch mystische Worte besaß. Da sie sich zuerst der Keilschrift bediente und ihr eingepaßt war, eignete sich akkadisch für die Schriftsprache der aufblühenden chaldäischen Wissenschaft und diente wichtigen Aufzeichnungen.

Den inhaltlichen Bestand zu sichern, wurden die Ziegel zuweilen mit dem neuentdeckten Brennverfahren doppelt eingebrannt. Für die fürstliche Bibliothek stellte man die Ziegel zuerst mit der Inschrift fertig, brannte sie, hüllte sie dann nochmals in Lehm, schrieb dieselbe Inschrift wieder in die weiche Decke und brannte den Stein zum zweitenmal.

Für heilig galt das Verfahren, Ziegel für diesen Zweck herzustellen aus dem von den überschwemmten Gebieten reichlich gelieferten Material und dem Trocknen war einer der Monate geweiht, in die nunmehr die Chaldäer das Jahr teilten, und führte dementsprechenden Namen.

Das Uridiom Chaldäas, wohl für vornehm und exklusiv gehalten, wurde in Wort und Schrift von den gelehrten Kreisen gepflegt, die sich um sternkundige und an den Entdeckungen der Forscher lebhaft anteilnehmende chaldäische Fürsten versammelten, etwa wie späterhin Griechisch und Latein Sprachen der Wissenschaft wurden und deren technische Ausdrücke bestimmten.

Die Sakka-Naka, die hochgebildeten Priesterkönige Chaldäas, rühmen sich milde majestätisch, wie die besten Pharaonen, friedlicher Eroberungen: „Ich habe das Geheimnis der Wasser ergründet, meine Völker zu beglücken. Ich lenkte sie zum Heil von Sumira und Akkad. Ich schuf aus Wüsten fruchtbares Gelände und machte mein Reich zu einem Reich des Glücks."

Sie sind gekrönte Astrologen, die sich feierlich rühmen,

den Sternenlauf zu erforschen, um der Flüsse Flut und Ebbe zum Wohl ihrer Völker zu regeln*). Ihre Weisheit erscheint in der Bibel in kindlich volkstümlicher Ausgabe, zu allerletzt in der anmutigen Legende der weisen Könige aus dem Morgenland, die sternengläubig wandern, einer von ihnen schwarz, Zugtiere und Reittiere im Gefolge, beladen mit Spezereien, die für den ältesten Handel und friedlichen Menschenverkehr bezeichnend sind, daher kommen sie recht zum englischen Friedensgesang.

Chaldäische Herrschernamen lassen sich fast bis zum 5. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung verfolgen. Für uns ist der interessanteste Herrscher jener erste Sargon (Shargina — Shar Alli**) König von Agade, dessen Geburt, Aussetzen in ein Schilfkörbchen und Rettung durch eine Königstochter, an die Legende von Moses erinnert. Er gründet um 3800 eine wissenschaftliche, hauptsächlich astronomische Bibliothek in Uruk, weshalb diese Stadt die Benennung „Stadt der Bücher" erhielt.

Wie lange muß die wissenschaftliche Bildung der Chaldäer zurückreichen, daß dieser König trotz kriegerischer Unternehmungen als Bücherfreund auftreten konnte und ein solch imposantes Bücherreich errichtete!

Dreißig Jahrhunderte später war noch ein großer Teil davon erhalten trotz aller Kriege, die getobt, und der damals herrschende assyrische König Assur-ban-i-pal fühlte sich bemüßigt, Abschriften der wichtigsten Werke fertigen zu lassen. Trümmer dieser Kopien wurden in der Neuzeit entdeckt und entziffert. Sie gaben Aufschluß über die Geschichte einer Bildung, die ziemlich parallel mit jener Ägyptens lief und wie jene ihren Ursprung der erzieherischen Gewalt eigenartigen Stromlebens dankte.

---

*) Chaldaei cognitione astrorum sollertiaque ingeniorum antecellent. Cicero, De divin. I. 41.

**) Nicht zu verwechseln mit dem zweiten Sargon, Begründer der Dynastie der Sargoniden, die das zweite assyrische Reich etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. beherrschten. Sar Yukin II. (heißt: wahrer König) ist Vater des Sanherib, der Jerusalem zerstörte.

Vielleicht zeitgenössisch, vielleicht wenig später als die Bücherei des ersten Sargon entstand in Memphis eine Bibliothek, die für so wichtig erachtet wurde, daß sich ein hoher Würdenträger (seine Mumie ist in Gizeh entdeckt worden) unter der sechsten Dynastie Direktor der pharaonischen Bibliothek nannte. Von ihren Schätzen ist nur eine kleine moralphilosophische Abhandlung auf uns gekommen.

Die Erfindung der Wissenschaften und das Anvertrauen jeder Erkenntnis dem Buch ist von den Ägyptern in fabelhafte Menschheitsferne verlegt, dem Gott Tôt unter der ersten göttlichen Dynastie zugeschrieben, als sich die Götter herabließen, ihre menschlichen Schützlinge zu belehren.

Bedenkt man, daß Chaldäa und Ägypten ihre Urweisheit Mischvölkern verdanken, die entschieden Bruder Cham in ihrem Stammbaum hatten und daß sie Bibliotheken errichteten, reich ausstatteten und fromm betreuten, als die Nachfahren Sems noch abergläubisch rohe Nomaden waren, die Abkömmlinge Japhets sich noch großenteils in der Steinzeit befanden, wahrscheinlich als Menschenfresser, so erscheint der historische Hochmut Bruder Sems und Japhets den Chamiten und Nachfahren Kains gegenüber nicht genügend begründet.

Es bedurfte aller Rassen und aller Zonen und der verschiedensten Götter, um den geschichtlichen Menschen zu gründen, und es bedarf vermutlich wieder ihrer aller, um ihn weiter zu entwickeln und nach Möglichkeit zu vollenden.

Die etwa aus dem Jahre 700 vor unserer Zeitrechnung stammende, also verhältnismäßig junge Ausgabe der weisen Bücher Chaldäas enthält Übertragungen in die neuere Sprache. Sie ist es, die in unserer Zeit überraschend zutage gefördert wurde und Fragmente der chaldäischen Weltchronik zu lesen gab, die eine Urschrift wichtiger biblischer Legenden über Schöpfung und Sintflut enthalten.

Offenbar haben die der Schiffahrt unkundigen Israeliten die Beschreibung der seefahrenden Chaldäer für ihre Arche benutzt, wobei das sorgfältige Auspichen mit dem vom Land des Euphrat gelieferten Bitumen erzählt ist; sie vergaßen

nur den Steuermann zu erwähnen, den die Chaldäer ihrem Vater Noah, genannt Xisuthros, mitgaben.

Die Schöpfungsgeschichte weist beredt auf den Ursprung nicht im Wüstensand, sondern im Schlammland, wo aus dem Alluvium, das die Wasser weich hinbreiten, der Bauherr seine Ziegel formt, der Töpfer seine Gefäße und ihnen vorbildlich der Gott seinen Menschen, und wo fabelhafte Fruchtbarkeit sich paradiesisch entfaltet zwischen nie versiegenden Wasserläufen, deren schneegeborene Kühle siegreich ankämpft gegen die allzu nahe Feuerglut der Wüste.

Jene Urkunden blieben lange nur geahnt durch die Berichte des Syrers Berosus, die lateinische Autoren zum Teil aufnahmen. In Rom war es jedoch wohl bekannt, daß die ersten Herrscher Babylons Weise waren, Weise, die nach viel gedeutetem Sternenlauf blickten von ihren Türmen aus in Chaldäas warmen, veilchenblauen Nächten vor Tausenden von Jahren.

Roms Astrologen und Astronomen trugen den Ehrentitel Chaldäer in Erinnerung an jene ersten Meister.

Die Glanzperiode des Chaldäerreichs oder ersten Babylonischen Reiches, dessen lebhafter Schiffsverkehr nach Indien und Ägypten reichte, scheint mit Nimrod, dem Zeitgenossen Abrahams, begonnen zu haben und fand schon um 1055 v. Chr. tragisches Ende, da es von jenen lange mühsam zurückgehaltenen Nomadenstämmen überflutet und seiner Frühzivilisation beraubt wurde.

Sie übertrug sich allerdings teilweise auf Phönizien und Assyrien, dessen Vasallenstaat Babylon lange blieb, glimmte auch unter der Asche fort und ermöglichte siebeneinhalb Jahrhunderte später eine großartige nationale Erhebung, die ein neues babylonisches Reich erweckte, als die alten Feinde, ihrerseits von nördlichen Völkern bedrückt, keine Zwangsherrschaft mehr ausüben konnten.

Dem Gedächtnis der Nachwelt haften nur wenige Namen, wenigen gelingt es, Jahrhunderte, den allerwenigsten, Jahrtausende zu überdauern. Der Name des ersten Herrschers des ersten geschichtlich lebendigen Reiches zwischen Euphrat

und Tigris, des Landes zwischen zwei Flüssen, wie die Juden, Mesopotamien, wie die Griechen, der Insel, wie die Araber sagen, der Name Nimrods, des gewaltigen Jägers, lebt noch heute im Munde der Araber, die sein einstiges Reich armselig bevölkern. Sie erzählen, wie er eigenhändig das Land, wo im hohen Schilf unzählige wilde Tiere hausten, von diesen säuberte, wie er einen Riesenadler gezähmt und auf dessen Flügeln Platz genommen, um kühn zum Himmel zu fliegen — und sie nennen jeden geheimnisvollen Grabhügel, der wie eine starr gewordene Woge aus dem Flachland den Rücken hebt, Gräber urältester Menschen, vielsagend weisend mit dem braunen Finger und gleichsam stolz auf den Nationalhelden von vor so viel tausend Jahren: Das ist ein Palast Nimrods, unseres Königs.

Die dritte Stufe des Gemüts.

6. Hapis, der Gott des Nil.

In einer berühmten Predigt hat Bossuet einst Ägypten das Land des Unwandelbaren genannt. Und in der Tat, bei majestätischem Übersehen erscheint nichts so unwandelbar in der Geschichte unseres Sterns als dieses Land, das die längste bekannte Geschichte zeigt.

Dreißig Dynastien von Herrschern schreiten durch vier Jahrtausende, stets mit demselben überernsten, im höchsten Grade königlich strengen Profil.

Nach den seit Bossuet bekannt gewordenen Entzifferungen — seitdem ein Offizier unter Napoleon (1799) die sogenannte „pierre de Rosette“ vor soldatischer Zerstörung schützte, jenen Stein, der durch seine dreisprachige Inschrift dem gelehrten Champollion den Schlüssel der Hieroglyphen lieferte — ist freilich bekannt geworden, daß eine ungeheuere Geschichte dies scheinbar Unwandelbare erschütternd bewegte.

Nur in einem blieb Ägypten von unerreichter Das-

selbigkeit, in dem großen Lebensrhythmus, den der Strom seinem Tal vorschrieb wie ein regelmäßiges Atmen, und in der Richtung, die Ägyptens tiefstes Denken von Anfang an auf den Tod nahm.

Nie ist ein Lächeln zu bemerken auf den unzählbaren gleichartigen Gesichtern der Gestalten, die in allen Lebenstätigkeiten auf seinen Monumenten abgebildet sind, die vieltausend ernsten Augen scheinen auf ein mystisches Land gerichtet, das Land, das die Ägypter Land des Westens oder Land der Gerechtigkeit nannten — das Todesland.

Es ist die Gegend, die allabendlich vom Sonnenboot, von „Ras Fahrzeug", erreicht wird, dort, wo die Felsen von Abydos ihre Spalten auftun.

Alle Lebensbilder gestaltet der gebietende, lebenspendende Strom, darum erscheint der Sonne Gang und der Gang des Lebens in diesem Bild mystischer Kahnfahrt eines Gottes die großen tiefblauen Wasser des Himmels entlang. Ras Kinder, die Sonnensöhne, rudern selbst, die Sterblichen steigen ein und aus; einer nach dem andern, hoch und nieder, alt und jung, reich und arm wird ohne Unterschied der Person zur Rechenschaft gezogen im Land des Westens, Land der Gerechtigkeit.

Der Glaube an Fortdauer nach dem Tode, Persönlichkeitsfortdauer ist von keinem Volk der Geschichte so durchaus geprägt worden. Ägyptens Hoheitssteine, die dauerhaftesten, die je eine Hoheit gesetzt, sind Totenmale, symbolische Wohnungen von Göttern, die zu Herrschern, von Herrschern, die zu Göttern geworden. In allen mythischen Erzählungen vom Ursprung großer Reiche ist diese Verwandlung bemerkbar, der Gott wird zum Herrscher, der Herrscher zum Gott, doch nirgends so folgerichtig und überzeugend wie in Ägypten. Er kann nicht anders, der Strom gebietet es, weil er dem Strom gebieten muß, auf daß Ägypten lebe.

Überall erlangt der Mensch die erste Geschichtlichkeit im Kampf mit dem Wasser und um das Wasser. Seine „vielköpfige Hydra", die Überschwemmungen bekämpfen die

mythischen Helden, und alle verteilen das Wasser segensreich für Pflanze, Mensch und Tier.

Nirgends tritt diese Gesetzlichkeit so auffallend zutage als im Tal des Nils. Die Aufgabe, die er gibt, der Lohn, den er spendet für weise Umsicht, für klugen Befehl und in Gemeinsamkeit treu erfüllten Gehorsam, war nirgends so hell zu sehen als in diesem einzigartigen Land. Darum ist das Wesenhafte, das Unwandelbare die Idee des Pharao, der Gott gleich den Volksernährer und Beschützer darstellt mit seiner Schlüsselgewalt über den Nil.

Er öffnet und schließt dessen Schleusen, baut und bessert Damm und Deich, lenkt und begrenzt die Wasser zum Heil des Landes*). Waltet er dieses Amtes, so hat er die Göttlichkeit des Pharao, die Ägypten braucht.

Mit derselben großen Geste übernimmt er jahrtausendelang die unermeßliche Verantwortung, mit demselben Abzeichen der Würde, ruhig gebieterisch blickend von einer Dynastie zur anderen. Was in oder um Ägypten toben mag, unwandelbar rechtlinig, für sich abgeschlossen und einzig bleibt der Zwang des Schauplatzes, der jedem königlichen Spieler dasselbe Amt mit derselben Würde aufnötigt, ihn auffordert, göttlich zu sein. Denn ungöttlich gesinnt, fällt und sinkt er unter der Wucht.

Aber jeder fremde Usurpator in den tragisch bewegten Zeiten Ägyptens, jeder Rassefremde — wie jene Hyksos-Pharaonen semitischen Eroberstamms —, sogar später, als eine Art Prätorianerschar den Pharao kürt, jeder Hans im Glück, der durch die Hand einer Prinzessin auf den Herrscherstitz gelangt, nimmt die Maske der urältesten Pharaonen an mit dem Ritus ihres Staats- und Gottesdienstes.

Wie die Hieroglyphen ihre Schrift aus Gleichnissen bilden, so bildet sich Philosophie, Religion und Staatsform von Gleichnis zu Gleichnis, von Analogie zu Analogie des Denkens, und die Bilderschrift der Natur zwingt die Bilder-

*) Von Menes wird erzählt, daß er Ägypten unter Wasser vorfand. Er war der erste Pharao aus Menschengeschlecht nach der Überlieferung.

schrift des Denkens und des Urteilens. Die Idee der Autorität, der heiligen Autorität und die Idee der Gerechtigkeit nehmen in Ägypten Geburt aus der Erfahrung, daß nur gerechte Einteilung des Wassers das Leben ermöglicht.

Daraus folgert die ägyptische Lehre schließlich: wie in diesem Leben, so tut im Leben nach dem Tode Gerechtigkeit not und noch mehr, die hier unvollkommene Gerechtigkeit ist dort vollendet, leicht statt schwer, schnell faßlich statt langsam faßlich.

Um zu leben, muß in Ägypten alles wuchtig dauernd, ein für allemal geordnet und gebaut sein. Eine so gewaltige Ordnung ist aber zu groß für das Eintagsleben. Sie muß weiter reichen, über den Tod hinaus.

Darum ist nichts unwichtig oder belanglos, was der Mensch beginnt. Alles kommt auf die göttliche Wage. Diese Annahme muß den Sterblichen zu strenger Gewissensforschung führen. Vielleicht blicken deshalb die Ägypter so ernst in ihrem Sonnenland, weil dessen unbarmherzige Helle alles klar umreißt und zweifelsohne läßt. Begütigen, beschönigen und in Nebel hüllen ist hier nicht möglich.

Wo Ra hinscheint, ist alles scharf, unzweifelhaft gezeichnet, sind des Herzens geheimste Falten aufgedeckt.

Ägypten, wo alles vermessen wurde und werden mußte, faßte den Gedanken, daß Gesinnung und Taten der Menschen vermessen und abgewogen werden im Reich der Toten und setzte die Gewissensforschung ein.

Alle Gewissensforschungen anderer Völker sind später anzusetzen und nie so feierlich oder schrecklich ausgedrückt worden wie im ägyptischen Totenbuch, einem mystischen Beichtspiegel, der jedem Verblichenen auf die geheimnisvolle Reise mitgegeben wird, und dem großen Totenbilderbuch seiner Gräber.

Im Totenland beruft sich der Ägypter nicht auf irgendwelche getane Werke oder Opfer, sondern nur auf das, was er nicht getan, was er vermieden und unterlassen, um dem Wunsch der Götter gemäß rein zu sein. Er rühmt sich, nichts getan zu haben, was Damme und Deiche gefährden könnte,

und analog nichts, was Dämme und Deiche der Sittlichkeit gefährdet und dem Gemeinsamkeitsleben, das der Nilgott Hapis gebietet, bedrohlich wäre.

Das irdische Leben galt als Durchgangsstadium, als ein fortwährendes Werden, ein Werden der Göttlichkeit. Wie jedes Werden von innerem Wachstumsdrang und von äußeren Einflüssen bestimmt wird, so ist das Werden vom Verhalten der verschiedenen Seelen bedingt, die im Menschen arbeiten*). Ihr kämpfendes Wirken erhält friedliche Lösung durch die Gerechtigkeit des Todes, der reine Menschen so eng zu Osiris gesellt, daß der Tote Osiris genannt wird. „Osiris soundso" hat ähnliche Bedeutung, wie ihn ursprünglich der Ausdruck besaß „der selige soundso".

Ähnlich wie später die katholische Religion bietet die ägyptische den verschiedensten Altersstufen des Geistes und Gemüts Möglichkeiten der Andacht und Gottannäherung. Der geistige Säugling erhält von ihr rechte Kost und auch der Erwachsene. Ihr Reichtum an Deutungen und Gestaltungen, ihr feierliches frommes Erfassen von Leben und Tod ist eine der größten Taten geschichtlichen Menschentums und bis jetzt die längstwährende Art der Gottesverehrung. Ihre letzten Gläubigen retteten sich zu Hapis, dem Gott des Nil, auf die Insel Philae, von fanatischen Asketen verfolgt, und flohen mit ihren letzten Geheimnissen und Tempelschätzen lieber in die Fluten des Stroms, als sich der neuen Weltanschauung zu fügen.

Des genial geschwätzigen Griechen Veränderlichkeit und Neuerungssucht brächte in Ägypten schnellen Untergang.

Notwendigkeit zieht dem Ägypter überall heilige Bezirke. Sie wuchtet schwer und gebeut gemessene Würde. Räsonieren, Diskutieren und Schwebetanz nach Laune und Eingebung hat keinen Platz in dieser feierlich gemessenen, trotz ihrer Üppigkeit unendlich ernsten Natur.

Im Unterschied von anderen frühen Göttern gebietet Hapis vor allem sittliches Zusammenleben und Arbeiten.

*) Diese verschiedenen Seelen sind Bi, Bai und Khon — die Strahlende. Sie ist vielleicht ähnlich dem Astralleib gedacht.

Er gebietet es bei Todesstrafe, denn Versäumnis der großen geschichtlichen Aufgabe wäre Ägyptens Tod. Des Hapis Widersacher Set — Typhon — ist Unordnung, Chaos, daher Wüste und Tod oder Sumpf und Tod.

In Typhons grausamer, unfruchtbarer Umarmung schmachtet Nephtys, indes deren Schwester Isis eine lichte Göttin wird durch die fruchtbare Umarmung des Segen und Ordnung gebietenden Gottes Osiris.

Die tiefen Märchen der ägyptischen Götterlehre sind geographische und kulturgeschichtliche Wirklichkeiten.

Mystisches Geheimnis umgibt die Geburt des Nil, um seine Quelle, sein „Haupt", weiß nur der Pharao Bescheid. Später sollte ein Priester des Isistempels das Rätsel hüten; Herodot rühmt sich, das Geheimnis von ihm erfahren zu haben; zwischen zwei spitzen Bergen, Krophi und Mophi, entsteige der Strom einem tiefen Abgrund. So wurde dem neugierigen Griechen erzählt. Die römischen Cäsaren gaben sich mit Herodots Erzählung nicht zufrieden. Julius Cäsar behauptete, er gäbe das Reich darum, des Nil Geheimnis — caput Nili — zu erfahren, Nero entsandte Expeditionen, ähnlich den heutigen, um das Innere Afrikas zu erforschen; seine Ruhmsucht wollte das Geheimnis zwingen.

Was die Priester flüsterten und raunten, war jedoch die richtige Erklärung für die Wunder des Nil. Er hat keine Quelle im Sinn der Quellen anderer Flüsse. Er ist durchaus eigenartig und einzig von seiner Geburt an.

Gott Hapis kommt vom Himmel. Er ist Sohn der Sonne und der Wolke — nämlich der dampfenden Feuchtigkeit zweier Ozeane, die, von der Glut der Sonne angezogen, sich zu den mächtigsten Regenwolken der Erde verdichten auf der Hochebene, welche den Herzpunkt Afrikas einnimmt. Gleich dem Fruchtbarkeitsdrang eines Gottes, der leidenschaftlich umarmt, ergießt sich dieser Same des Himmels stürmisch heftig. Von zwölf Monaten des Jahres regnet es an dieser Stelle zehn Monate lang in Fluten warmer Güsse.

Doch wo sie fallen, ist kein Schoß bereit zu tragen, die Fluten fließen ab vom undurchdringlichen Granit und neh-

men breitwallend den Weg nach Nordosten, wohin die afrikanische Terrasse sich leise senkt.

Hier ist kein starkes Gefäll, keine reine Quelle, sondern die Wasser teilen sich, schließen sich oder entfließen je nach der Ausgiebigkeit jener Regenmassen in verschiedene, nicht streng abgegrenzte, sondern durch Morast und Wasserlauf verbundene Seen eines ungeheueren Stromgebiets oder Binnenmeergebiets von Süßwasserseen. Einer davon, der Victoria-Njansa, ist größer als der Aralsee in Asien.

Aus diesem Gebiet wälzt sich der Kongo, Freund des Hippopotamos und wilder Völkerschaften, fort. Und aus demselben löst sich die Göttlichkeit des Nil. Seine Göttlichkeit gewinnt und behauptet er im Kampf mit Typhon, mit kolossalischen Hindernissen. Das erste ist Mangel an Gefäll; das zu langsame Fluten der Wasser erlaubt die Bildung und ein schnelles Wachstum der sogenannten „Sedd" oder Hindernisse einer wild tropischen Vegetation, die den Lauf hemmt, allerlei Inseln baut, zuerst schwimmend, dann verankert, ein Heim von Termitenkolonien, Sumpfvögeln und Alligatoren, verpestet für den Menschen, da ertrunkene Pflanzenwelt und Tierwelt in der tropischen Hitze verwest und Typhons Todeshaß atmet.

Dieser Haß droht mit Wüstenglut und Wüstensand wie mit den tausend Verschlingungen wildphantastischer, versumpfender, dämonenhafter Pflanzenleiber, die stauend und sperrend das klare Leben und die Segenskraft des Stromes bedrohen.

Allein das Gebirge entsendet Hilfskraft in den verzweifelt ringenden Kampf. Wie ein kühnes, pfeilbewährtes Bergvolk stürzt aus mächtigem Gebirgsstock (der Wasserscheide gegen das Kongobecken) der Gazellenstrom herab, dem bedrohten Hapis zu helfen, und stößt mit seiner Schnellkraft in die phantastisch wuchernde Pflanzenwelt und schwemmt sie siegreich fort.

Mit frischem Mut begabt, nimmt der befreite Nil seinen Weg weiter, indem neues Bergvolk zu ihm stößt, ihn vor dem Aufsaugen durch Typhons Wüstenglut zu bewahren.

Die nubischen Berge erscheinen rechts und links zur Flanke, begrenzen, vertiefen und beschützen sorglich das Strombett.

Doch um genügend Kraft zu gewinnen, Ägyptens Tal bis zum Meer zu durchmessen und dadurch feierlich dessen Geschichte einzuleiten, braucht Hapis noch großen Entschluß. Sechs ungeheuere Stufen stürzt er herab, um den Anlauf über Ägypten zum Meer richtig zu nehmen. Er tritt durch die Katarakte bei Assuan (Syene), wo sich die Insel Elephantine erhebt, mit erhabenem Schritt in das Tal seiner Schüler und Anbeter. Es ist die Stelle wo er nach Herodots Bericht Ursprung nimmt. Allerdings gelangt er hier aus dem Geheimnis in bekanntes Gebiet, aus dem Mythos in die Geschichte.

Mit dem „Weißen Nil", dessen Milchfarbe aus den durchflossenen geologischen Formationen stammt, vereinigt sich der „Blaue Nil" aus den abessinischen Bergen, deren unzählige Wildbäche mitgerissene Erde trübend zuführen*).

Eben diese Wildbäche sind es, die regelmäßig, wegen der regelmäßig eintretenden tropischen Güsse in Abessiniens Berggebiet, den Strom veranlassen, aus seinen Ufern zu treten. Ehe dies geschieht, zeigt es sich an durch eine seltsame Veränderung im Nilwasser, die drei Tage dauert. Der Nil wird durchaus grün und giftig, vermutlich von mitgeschleppten pflanzlichen Überresten. Drei Tage jedoch genügen ihm zu einer wohltätigen Läuterung. Er wird zum roten Nil — blutrot. Das Wasser ist wieder trinkbar, hinterläßt aber einen starken purpurnen Satz. Dieser Satz ist der chemisch wunderbar zusammengesetzte flüssige Dünger, der das Niltal befruchtet.

Nach Vollendung des chemischen Prozesses und der Überschwemmung ist der Nil wieder klar und bläulich.

Ein Gebirgs- und Hügelzug sperrt ihn ab vom Roten Meer; er findet seinen Weg mühsam, aber dennoch siegreich in das Mittelländische. Da es ihn aufnimmt und verzehrt, schien es dem Ägypter feindlich und zu Typhons Reich gehörig, als salzig und unfruchtbar.

*) Ein anderer gewaltiger Nebenfluß ist der Atbar.

Gleich der Wüste erachtete er die Wasserwüste als ein Greuel, und ursprünglich sah er die vom Meer gekommenen Leute als Dämonen an.

Die griechische Sage, das Meer sei eine Träne des Kronos, ist wohl ägyptischen Ursprungs.

Ähnlich wie das Delta des Ganges*) war das Delta des Nil ursprünglich ein Todesland mit pesthauchenden Sümpfen, und weder Inder noch erste Ägypter waren zur Seeschiffahrt geneigt, sondern hielten sich zunächst an den Mittellauf ihres Fruchtbarkeit spendenden Stroms.

Entwässerung und Gewinnung des Deltagebiets erfolgte erst, als der Mittellauf des Stromes der Kultur gewonnen war.

Menes, erster Nachfolger der Dynastie von Göttern, gründet das Reich von Thini durch Entwässerung; es dauerte bis zur zweiten Dynastie. Das Reich von Memphis an der Spitze des Deltas landeinwärts währte von der dritten zur zehnten und das von Theben südlich im Herzen des Landes von der elften zur zwanzigsten Dynastie. Thebens Vorherrschaft wurde geteilt und unterbrochen durch den Einfall der Hyksos. Die 21. bis 30. Dynastie herrschte in Sais im Deltagebiet; das Reich wurde durch die persische Eroberung geteilt. Als Hauptstädte späterer Pharaonen und Gegenpharaonen, die das Reich zerrissen, wie in Europas Mittelalter Kaiser und Gegenkaiser Europa zerrissen, sind die Niederlassungen von Thais und Bubastis am bemerkenswertesten. Während Ägyptens Aufleben unter den Ptolemäern erblühte das hellenisch-semitische Alexandria.

Eroberer hatten stets mit folgerichtiger Politik das Bestreben, die Hauptstadt nach dem Delta zu verlegen, weil Ägypten dadurch aus seiner gehüteten Abgeschlossenheit herausgerissen wurde und gezwungen, dieselbe geschichtliche Stellung einzunehmen wie die anderen dem Mittelmeer zugewandten Völker, mit ihnen in lebendigem Verkehr und gegenseitiger Abhängigkeit. Daher die Gründung von Bu-

*) Das Delta des Ganges war versumpft und hieß „Kaliland" — Land der Todesgöttin Kali, daher Kalkutta. So dachte man ursprünglich, das Delta des Nil gehöre zum Bereich des Todesgottes Typhon.

bastis, Thais, Sais und später von Alexandria im Gegensatz zu dem landeinwärts gelegenen, vom Mittelmeer, das für Ägypten eine Nordsee ist, abgewandten Theben.

Theben war stets der Hort des ägyptischen Nationalismus und der Rechtgläubigkeit. Hier hielt sich geduldig jahrhundertelanger Groll und sammelte sich verschiedene Male, die Kraft gewaltiger Eroberer abzuschütteln und heimische Dynastien wieder einzusetzen.

Ägyptens geschichtliche Seite wendete sich zuerst vom Mittelmeer ab und dem Festland zu. Von dort wurde es auch zuerst bedroht und mußte zur Verteidigung bereit sein. Seine Bewohner waren ausgezeichnete Landsoldaten und Pioniere, aber zum Seefahren brauchte man meist gedungene Ausländer, erst Phönizier, dann Griechen. Der Mangel an Schiffsbauholz verhinderte ursprünglich maritime Gepflogenheit, und dieser wunde Punkt war es, der Ägyptens politische Größe stets gefährdete, bis die große Niederlage zur See bei Actium sein Schicksal entschied. Seine Schiffe waren besser zur Lustfahrt auf dem herrlichen Strom geeignet als zu ernstem Kampf auf hoher See.

Herodots historische Wertungen des Landes heben mit dem Spruch an: „Ägypten ist eine Gabe des Nil." Seltsamerweise ist den Worten des Äschylos über das Land keine Beachtung geschenkt worden, und doch war der Mythos des Dichters erhabene Geschichtsphilosophie. Er konnte sich der ausführlichsten geographischen Kenntnisse seiner Zeit rühmen. Die Trilogie des Prometheus brachte wahrscheinlich die Sage der geschichtlichen Menschwerdung. Im ersten, erhaltenen Teil wird dieselbe majestätisch eröffnet durch das Gespräch des gefesselten Menschenbildners mit der flüchtigen Io und seine Prophezeiung, sie würde durch göttliche Umarmung Stammutter des ersten großen Herrschergeschlechts am Nil. Die Schicksalsfragen der Io, die ihr nach langen Bitten vom Schmerzensfelsen aus beantwortet werden, enthalten Urerinnerungen an die Wanderzeit früher Rassen und greifen darauf zurück, um das Wunder der Bildung erster Reiche und Staaten zu erklären.

Jos Flucht kreuz und quer durch Wildnisse, Meeresarme hindurch, bedrängt von Ungeheuern und ungeheuerlichen Völkern, bis sie endlich Rast in Ägypten findet und die versprochene Umarmung des Zeus erfährt, der ein schwarzer Sohn, Epaphos, erwächst, Ahnherr der Gebieter des Nil — was heißt dies gewaltige Märchen?

Läßt es sich ausdeuten als sagenhafte Geschichte eines weißen Urstamms?

Jo ist Sinnbild eines Wanderzugs, gestachelt von Not und gleichzeitig erwählt und geleitet vom Befehl mystischen Liebesgebots. Eine prüfende, schreckliche Wanderung geschieht, bis sich der Zug endlich da niederläßt, wo die bedeutendste erste Kultur des Menschentums erwachsen konnte, sowohl durch geographische Lage als durch Mischung der Rassen bedingt. Denn Jo gebiert dem Zeus einen schwarzen Sohn als ersten Herrn des Niltals. Wie jene der Euphratniederung war die dortige Kultur aus zwingenden klimatischen Gründen ursprünglich chamitisch gleich jener Chaldäas.

Sie entstand wenig später, wenn nicht gleichzeitig, wahrscheinlich dadurch, daß ausgewanderte, kuschitische Stammesgenossen aus jenem ersten Kulturbezirk nach der alten Heimat zurückkehrten und den Weizen mitbrachten, dessen Anbau im Schlamm des Nil ebenso erfolgreich vor sich ging, als im Schlamm des Euphrat und Tigris.

Die Besonderheit der Überschwemmungsgesetze des Nil, die Sonderbarkeit, fast Absonderlichkeit dieser Erscheinung, die Wohl und Wehe der Bewohner bestimmt, ist jedoch von viel beträchtlicherer Bedeutung für das geschichtliche Werden, denn sie zwang zu noch größerer geistiger Anstrengung als in Chaldäa, sie nötigte dem Leben des Landes einen Herrschergott auf und eine bis ins kleinste peinliche Durchführung der von ihm ausgehenden Gesetzlichkeiten, Schlüssel für den Reichtum des Nil.

Es handelt sich ja um eine göttliche Aufgabe, um das Bewahren und immer wieder Spenden geistiger Herrscherkraft, die mit der Natur so rechtet und ihr gegenüber so siegreich auftritt, daß sie gezwungen wird, regelmäßig und

ständig, dem Wink der Arbeit gehorchend, den Völkern Unterhalt zu gewähren.

In Ägypten ist dies notwendige Übergehen vom Gott zum Herrscher und vom Herrscher zum Gott am deutlichsten, am längsten sichtbar, am selbstverständlichsten für das Leben des Volkes, weil am unentbehrlichsten. „Spender des Lebens", „Verteiler des Wassers", „Verteiler des Weizens", „Sonnensohn" sind die gewöhnlichen Beinamen des Pharao, nicht als Ausdruck der Schmeichelei, sondern durchaus berechtigt.

Nationalökonomie ist die ständige Sorge dieser überlebensgroßen Fürsten und verfolgt den Pharao selbst in seinen Träumen, wie jener Traum von vollen und leeren Ähren, von mageren und fetten Kühen beweist, den der Pharao von Joseph deuten ließ. Die außerordentliche Intelligenz, die nötig war, das Niltal also göttlich zu betreuen, hatte sich notgedrungen und langsam entwickelt, mutmaßlich gefördert durch eine gelungene Kreuzung von Rassen.

Das Vorherrschen weißer Hautfarbe galt für vornehm; dem Pharao wird sie gern zugeschrieben oder angeschminkt, wenn das Antlitz des Geschlechtes nicht hell genug war. Sprachlich ist die Zugehörigkeit Ägyptens noch nicht festgestellt, sein Idiom scheint dem heutigen Berberidiom zu ähneln; es ist zu den proto-semitischen Sprachen gezählt worden, jedenfalls hatte es semitischen Einschlag. Doch können wir Dichterworten vertrauen, so fand frühzeitig eine günstige Kreuzung statt zwischen den einheimischen Chamiten, die den Äthiopiern oder heutigen Marokkanern glichen, und einem eingewanderten Volk aus Bruder Japhets Geschlecht, durch irgendein Schicksal verschlagen, wie Äneas mit Genossen verschlagen wurde an afrikanischem Strand.

Dies bedeutet die ägyptische Zuflucht für Inachos Tochter Io. Äschylos nahm an, daß nach vielen Generationen ein Sprößling aus Ios, in Ägypten heimisch gewordenem Geschlecht nach der ursprünglichen Heimat zurückkehrt und dieser, Kadmos, Theben gründet. Aus Ägypten führte Kadmos verschiedene, tiefbedeutende Fortschritte ein, die Griechen zu belehren; so lautet die Annahme des Dichters, so verspricht

die Prophezeiung des Prometheus. Denn väterlich nimmt Prometheus teil an allen weiteren Fortschritten des von ihm geliebten Geschlechts, und Äschylos brachte dieselben um so lieber mit Ägypten in Zusammenhang, als die Griechen die dortige überlegene Zivilisation so sehr bewunderten, sobald sie mit derselben bekannt geworden, daß sie ihre Götter gern ägyptisierten und eine Eitelkeit darein setzen mochten, ihre eigenen Herrschergeschlechter mit jenen der Pharaonen in Stammbaumverwandtschaft zu bringen. Ägyptische Priester behandelten zuerst von der Höhe ihrer uralten Weisheit die Griechen recht herablassend. „Ihr Griechen seid uns gegenüber Kinder", lautete mit Recht ihre Meinung.

Vielleicht läßt sich Liebe und Bewunderung der Schüler auf eine ferne Stimme des Blutes zurückführen. Nach neuen Funden und Forschungen war Kadmos und sein Geschlecht freilich nicht ägyptisch, sondern semitisch, eine aus Sidon flüchtige Fürstenfamilie. Es war ein Rückschlag, da Sidon von Sprößlingen Japhets, den Kretern oder Philistern eingenommen und zerstört worden. Jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Semiten sich mit dem ägyptischen Herrscherhaus verschwägert hatten, denn manche der schönen und reichen Prinzessinnen aus Sidon und Tyrus vermählten sich mit mächtigen Königen, und es war nicht zu viel an dreifacher Rassemischung, um dem ersten schwierigen Schritt geistiger Bildung Anstoß zu geben und die Menschheit in Besitz erster Weisheit zu setzen.

Auch mit den Turaniern scheint es frühe Berührungspunkte zu geben, denn aus Belutschistan erhielten wahrscheinlich die Ägypter etwa um das Jahr 3000 v. Chr. Kenntnis des Eisens und knüpften zuerst jenes Grauen daran, das von der Kunst des Metallschmelzens unzertrennlich war.

Sie behaupteten, Eisen sei ein tückisches Geschenk des Typhon, mit Eisen habe er seinen Bruder Osiris gemordet und das Rosten des Eisens bilde eine Blutspur dieses ersten Brudermordes. Dem Niltal ist das Metall fremd. Es zu gewinnen, mußten sich die Ägypter in Besitz der Halbinsel

Sinai setzen, und dieser Kampf um Kupfer, um Eisen und andere Metalle kostete immer wieder Blut, brachte aber auch immer wieder Blutmischung, da es urtümliche Gewohnheit geblieben war, besiegte Völker als Arbeitskräfte einzustellen, wie es von der kriegerischen Ameise heute noch ebenso geübt wird.

Prometheus erscheint bei Äschylos als Menschenbildner und Beschenker in logischem Zusammenhang mit der dichterischen Geheimdeutung erster Völkerwanderungen, Mischungen und Niederlassungen an geographisch wichtigen, von der Gottheit eigens mit allen Bedingungen menschlichen Daseins begabten Fortschrittspunkten. In der Ferne sieht der Dulder aus Menschenliebe der Not und Flucht Jos ein unermeßlich Großes entsteigen, ja ein Übermenschliches in Ägyptens Hoheit.

Tiefer blickend als die folgenden Geschichtsphilosophen, leitet Äschylos das Werden des geschichtlichen Menschen nicht allein ab von materiellen Ursachen, so groß deren Wirkung sein mag auf Wanderung, Siedelung und allgemeines Schicksal der Völker.

Wohl muß Jo die beschämende Tierverwandlung durchmachen, tierhaftem Trieb folgend, — sind nicht die ersten Züge stets durch Herden veranlaßt, für die man bessere Weide suchte? Geschehen sie nicht im Einklang und Einverständnis in einer Art Identität mit dem grasenden Vieh? Wohl stachelt die prosaische Fliege, die Not, denn irgendeine Gottheit ist stets mißgünstig dem Ehrgeiz des Menschen und seinem Verlangen nach Göttlichem oder Traumen davon, und straft mit Qual. Allein Hera kann der verfolgten Jo nicht nehmen, daß sie als Königstochter die Umarmung des Zeus geträumt, und eben dadurch, daß sie solchen Traum getan, daß sich das Königliche ihres Menschentums so zum Göttlichen hingezogen fühlte, muß sich der Traum erfüllen.

Traum und Erfüllung sind ja eins, nur durch mystische Zeitperioden geschieden, durch Prüfungsstadien scheinbar auseinandergehalten, Traum im Traum.

Die mystische Umarmung findet statt, und Ägypten sieht

die erste vollkommen durchdachte, unendlich dauernde, machtvolle Herrschgewalt des Menschen.

Sein Wunderstrom bedingt diese Herrschgewalt, ruft sie hervor und macht sie unerläßlich.

Indes in allzu paradiesisch sorglos zu bewohnenden Ländern oder in arktisch trostlosen der Mensch vereinzelt und auf niedriger Stufe sein Dasein fristen kann, ist er im Bereich des Wunderstroms gezwungen zu schaffender Gemeinsamkeit unter oberherrlicher Gewalt und dadurch zu mächtig ausgreifendem geistigem und ethischem Fortschritt.

Die Not nötigt ihn zu seinem Aufschwung, zur Kenntnisnahme, zum Geisteskampf, wie die quälende Fliege einst Io aufgeschreckt von des Lermos saftigen Auen und umhergejagt von Erkenntnis zu Erkenntnis.

Die Not nötigt aber, weil die Liebe gerufen hat, weil die Königstochter von mystischer Liebe erfüllt, das eintönig sichere Frauengemach verließ, sich einem Gott zu vermählen.

Laut Äschylos gehört dieser mystische Drang wie die Not zum Werden des Niltals und seines Volkes. In der Tat, wo er fehlt, wo die Menschen nicht Gott gerufen und Schützlinge des Prometheus sind, ist der Wunderstrom schrecklich, sein Oberlauf nur verwüstend, fieberatmend, eine Wasserwüste, auf der täuschende Schlammwiesen und Eilande verwesender Pflanzen fürchterliche Landschaft bilden. Er ist verstrickt in grüne Fangarme, die ihn zu gefährlicher Trägheit veranlassen. Und wo er träge wird, ist die glühende Zunge des Wüstenwinds bereit, sein Naß zu lecken.

Doch wie Osiris den feindlichen Wüstengott endlich niederringt, werden die grünenden Fangarme der listigen Pflanzen abgeworfen, die Eilande, die, sich tückisch vermehrend und verankernd, den Lauf gehemmt, abgerissen, mitgeschwemmt und gewirbelt und endlich zermahlen durch die gewaltigen Katarakte. In diesem zermahlenen Zustand wird die saftige Pflanzenwelt des tropischen Oberlaufs nach Gegenden des Landes geschleppt, die sonst Wüste blieben, und Wasserbauten schließen, Typhon zum ewigen Trotz, Ägyptens Reichtum auf, ermöglichen seine erhabene Kunst.

Deren tiefster Zusammenhang mit dem Todesglauben offenbart sich am zwingendsten in der ältesten uns bekannt gewordenen Dynastie, deren oft fabelhafte Herrscher jene Werke schufen, die unzertrennlich von dem Begriff Ägypten bleiben. Die bekanntesten Pyramiden sind jene aus der vierten Dynastie, die Cheops und Chefren zugeschrieben sind.

7. Das Märchen der Pyramide.

Ein uraltes Märchen, das sich an die größte Pyramide knüpft, will ich nach Herodots Anspielung ungefähr wiedergeben.

„Über hundert Jahre thront der große Pharao auf seinem Thron. Es ist, als teile ihm der Thron göttliche Kraft mit, denn er ist nicht gebeugt wie ein alter Mann, obwohl es mit ihm zum Sterben geht.

Noch ist sein Blick gebieterisch scharf und sein Mund von furchterregender Härte.

Allein der Pharao ist traurig über das Maß sterblicher Traurigkeit.

Denn das Gewaltigste seiner Werke, das Wichtigste, das den Ausschlag gibt für sein Leben im Totenreich, wohin er sich begeben muß, ist unvollendet, kann sich nicht vollenden.

Der Pharao ist allein im Thronsaal, in dessen Mitte ein klarblauer Teich ruht. Alle sind hinweggbefohlen, nur seine Lieblingstochter durfte bleiben.

Amit ist die jüngste, schönste und letzte des gewaltigen Geschlechts, hochragend über gewöhnliche Sterbliche wie ihr Vater, stolz gleich ihm.

Alle Majestät, alle Schönheit ägyptischer Königstöchter hat in ihr endgültig Ausdruck gefunden.

Nur in gewichtigen Augenblicken, selten, wie Götter reden, geruht der Pharao Worte fallen zu lassen.

Schauerlich, wie wenn Götter zur Sprache vermocht werden, tönt es im Thronsaal, als der große Pharao spricht,

und seine Worte begleiten Seufzer, die mehr dem Gebrüll eines heiligen Apis gleichen als menschlichen Seufzern.

Er sagt: ‚Minit, ich muß sterben. Sie werden mich verscharren wie einen Sklaven. Ich habe keine Wohnung für den Tod! Und weil ich keine Wohnung habe, bin ich verlustig meiner göttlichen Rechte im Reich des Todes. Ich werde nicht mit dem Sonnenvater in die Barke steigen und ihn rudern mit den anderen Sonnensöhnen, meinen Brüdern. Ich war der größte Pharao, aber die kleinsten meiner Ahnherrn haben ein Grabmal, nur ich misse die Wohnung des Todes.‘

Schauder ergreift das Herz der Königstochter, als vernehme sie, wie ein Gott von seiner Göttlichkeit Abschied nimmt.

Und es ist in der Tat, als nähme der Sonnensohn Abschied von seiner Göttlichkeit, wie er nun herabsteigt von seinem Thron, die Hand eines zitternden alten Mannes ausstreckt und sich stützt auf die Schulter der Tochter, um das Ende des Thronsaals zu gewinnen, wo zwischen gewaltigen Pylonen die Sonne flutend hereinbricht.

Er deutet auf die traurigste der Sonnenlandschaften und hebt langsam den Arm, als nähme er sein Kind und den Ahnherrn Ra zu Zeugen seines übermenschlichen Leids.

Denn dort liegt sein größtes Werk, das größte aller Menschenwerke verdorrt. Nur bis zum Unterbau ist die mächtigste der Pyramiden gediehen. Er hat zu lange gebaut und gekämpft an allen Ecken und Enden seiner Welt, und nicht ermessen, daß die Jahre auch für den Pharao vergehen, daß die Minuten jedes Leben langsam würgen, und daß es auch für den Pharao „zu spät“ heißen kann.

Er hat sich über Ägypten gelegt und zum Pyramidenbau an der Kraft des Landes gesogen, bis sie versiegte und der Bau starb, ehe denn der Pharao starb.

Nicht klingt der Gesang der Arbeit, nicht heben sich die Arme brauner, roter und schwarzer Völker wimmelnd am Werk.

Es liegt verlassen.

Die zu vornehmer Verschlossenheit bestimmten Kammern

gähnen offen in der Sonne, die Felsberge, die von fernen Gebirgen herabgeschleppt waren, liegen gestrandet im Sand.

Zum Thron zurück nimmt der Pharao den Weg, und wie er ihn erklommen, starrt er wieder streng und steif, wie versteinert, und senkt nicht das Haupt.

Allein langsam entweicht eine gewaltige Träne seinen großen Augen, die schwarzer Pinselstrich unheimlich vergrößerte, und träuft mit stiller Schrecklichkeit über die hellgemalte Wange, wie über Granit.

Der Königstochter glüht die große Träne tief im Herzen.

Ernst spiegelt sie ihre Schöngestalt im kristallklaren Teich, dann wendet sie sich zum Herrscher, die Arme steif erhoben, die Hände flach geteilt mit der Gebärde, wie sie vorgeschrieben zum großen Gebet.

Ihre Stimme klingt wie ein Quell für durstiges Land:

‚Vater, vernimm! Dein Werk verdorrt, denn der große Strom der Schätze ist versiegt bis zum letzten Tropfen, der Strom deiner Beute aus der Ferne, der Strom der Tempelschätze Ägyptens. Ein Schatz ist noch nicht gehoben und diesen lege ich zu deinen Füßen. Ich weihe deinem Totenhaus, was noch keine kindliche Liebe einem Vater, keine Frömmigkeit einem Gott geweiht. Ainits Schönheit türme den Bau und setze dich ein in das Recht des Sonnensohnes, wenn du im Lande des Westens gelandet! Du bist alt und hast vielleicht noch nicht vernommen, daß heute, in diesen neuen Tagen, viel an Gold herbeifließt um großer Schönheit willen und um der Liebe Kunst zu lohnen. Meine Knie sollen sich dem Bittenden öffnen, und meine Hände sollen sich öffnen ihren Gaben, und aus meinen Händen sollen die Gaben fließen, dein Hoheitszeichen, noch ehe du stirbst, bis zur Spitze zu heben.‘

Unbeweglich, wie in Granit gehauen, blieb das Antlitz des Pharao.

Doch Ainit hielt Wort.

Es schwärmten herbei die reichen Punier, die weißen Barbaren, die äthiopischen und chaldäischen Fürsten, von Ainits Schönheit gelockt. Karawanen entluden Gaben, Schiffe schwankten schwer durch die Wogen mit Schätzen für Ainit.

Die von ihr Bezauberten entrissen Gold den Tempeln und den Gräbern, den Drachen des Landes und den Ungetümen der Meere.

Und es erhob sich das gelähmte Ägypten, als Gold in seinen Adern zu fließen begann.

Völker reckten gelbe, braune und schwarze Arme zum Werk bei Fackelschein und Sonnenlicht. Wie viele unter der Arbeit verendeten, sie ließen keine Lücken. Ainits Gold trieb neue ins Joch.

Und als der Pharao starb, ward er in der vollendeten Pyramide begraben, und als Ainit desselbigen Tages verstorben, wurde sie in die Nebenkammer gebettet.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies ist die dritte Stufe des Gemüts, unbegrenzt opferfreudige, kindliche Liebe zum Herrschervater, Herrschergott.

Sie macht die Fortschritte möglich, die mit starken Reichen verbunden sind.

Aus der fünften Dynastie stammt ein Buch der Sittenlehre, das vor allem den kindlichen, unbedingten, fromm ehrfürchtigen Gehorsam dem Herrscher gegenüber einzuprägen sucht, sowie Regeln einer hieratischen Etikette. Aus der neunten Dynastie (etwa um 3200 v. Chr.) ist eine Dichtung erhalten, welche die kriegerischen Taten des Pharao mit religiöser Inbrunst besingt. Ihr Dichter, ein Priester, dem der Name Pentaür zugeschrieben wurde, könnte Moses als Tempelschüler unterrichtet haben, der Stil seiner Dichtung erinnert an die ältesten Bibelstellen.

Aus den Zeiten der zwölften Dynastie stammt der erhabene Sang an Gott Hapis, den Allbeglücker.

Sein Preis ertönt: „Hapis ist es, der alle Tränen wegtrinkt und groß austeilt aus seiner Fülle. Versagt er, so trauern und dorren die Menschen, so schwinden und verzweifeln die Götter*)."

*) Aus dem Hymnus an den Nil, der aus der zwölften Dynastie stammt, dem Anfang ägyptischen Mittelreichs und seiner Blütezeit (Papyrus Sellier).

Im Gegensatz zu den Dokumenten jeder anderen orientalischen Monarchie berichten die ägyptischen Inschriften zwar mit Vorliebe und Feierlichkeit von kriegerischen Erfolgen, allein niemals von Grausamkeit und Freude am Foltern. Ein Pharao wurde nie wie ein assyrischer Herrscher seinen Gefangenen die Augen selbst ausgestochen haben oder sie vor seinem Angesicht schinden und pfählen lassen. Semitische Rachsucht, wie sie schauerlich aus dem Alten Testament spricht, ist der unverrückbaren Majestät der Pharaonen fremd.

Besiegte Völker werden nicht ausgerottet, sondern angesiedelt und zu Bauten verwendet, was im Altertum für milde galt, mochte die Arbeit noch so hart sein. Man verpflegte sie verhältnismäßig gut, weshalb sich die Juden nach Ägyptens Fron zurücksehnten.

Seinem eigenen Volk gegenüber empfand ein Pharao des Mittelreichs so väterlich, daß er seinem Sohne Lehren erließ, die etwa lauteten: „Amen-em Hat I. (12. Dynastie), seinem Sohn Usur-te-sen zur Lehre: „Unter meiner Herrschaft gab es keinen, der hungerte, und keinen, der dürstete. Alles, was ich befahl, war ein neuer Grund zur Liebe — suche du ebensolche Einigkeit des Herzens zu halten zwischen deinem Volk und dir."

Göttlich gesinnte und göttlich auftretende Fürsten wurden auch göttlich geehrt. So genoß Usur-te-sen tausend Jahre lang göttliches Ansehen.

Doch gegen Ende des „alten Reichs" war zu dessen Verderben etwas abgebröckelt von der sakralen Würde des Pharao, indem sich überall feudale Barone streitend erhoben hatten und des öfteren gestützt wurden bei ihrem Anprall gegen den Thron durch eine eifersüchtige Priesterkaste.

Der Kampf um den Vorrang zwischen weltlichem und priesterlichem Herrschertum wiederholt sich bei den bedeutendsten Völkern des Altertums. Er ist in Indien und bei dem Volk Israel ebenso wichtig wie in Ägypten und bildet den Kern innerpolitischer Fragen. Als ferner Ausläufer jenes uralten Streites um die Macht erscheint der Kampf zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter Europas.

Ägyptens memphitische Zeit schließt glorreich damit ab, daß sein urtümliches Vorurteil gegen Seefahrt überwunden wird und vermutlich mit phönizischer Hilfe (um 2500 v. Chr.) unter Hanno die erste ägyptische Flotte sich zur Fahrt nach Punt-it in Südarabien rüstet.

Wie die Gewinnung des Pfeffers und anderer kostbarer Gewächse später die Europäer zu ihren kühnsten Fahrten spornte, so war es die Einfuhr des Weihrauchs und anderer Wohlgerüche, die solche für den Welthandel denkwürdige Unternehmungen im grauen Altertum veranlaßte. Dadurch wurde die Verkehrsbrücke zwischen dem Indischen Ozean und den Mittelmeerländern geschlagen und behielt fast viertausend Jahre ihre interozeanische Bedeutung (2500 v. Chr. bis 1500 n. Chr.).

Weihrauch war nötig für den Götterkult. Das Berauschende dampfenden Wohlgeruchs ist für den Orientalen äußerst wichtig als Anregung für mystisch erhabenen Zustand. Begeisterte Andacht braucht dieses feine Narkotikum, gleichsam um die göttliche Majestät mit kostbarer Wolke vom Gemeinsterblichen zu trennen.

Weihrauch, Gold und Myrrhen brachten die Weisen aus dem Morgenland als besten Ausdruck mystischer Verehrung dar. Solches gehörte wie Zucker zu den Ophirwaren, den köstlichsten und kostbarsten aus der Ferne stammenden Dingen, wie sie Salomon mit dem Pharao als Geschäftsfreund zum Staunen und Kopfschütteln der strengen Juden in Jerusalem einführte.

Der erste Handel war ausschließlich Tauschhandel. Auf ägyptischen Darstellungen sieht man, wie einkaufende Frauen, verschiedene Dinge austauschend, sie gegeneinander prüfen.

Zur Ausfuhr diente dem Ägypter von Anfang an seine Leinwand, da er frühzeitig Lein anzubauen und zu verwenden verstand.

Linnen war eines der wichtigsten Handelsartikel, denn weißes linnenes Gewand bildete eine Auszeichnung, den Beweis der Vornehmheit. Es erhielt sakrale Bedeutung als

Zeremoniengewand für Priester und Fürsten, und Leinenpanzer gehörten zum Reichtum kriegerischer Tracht für die Höchststehenden*).

Selbst ärmere und in der Kultur zurückgebliebene Stämme, wie die Israeliten, verwendeten für den Tempeldienst linnene Gewänder, und die weißen Völker des Westens brauchten sie als Ritualgewand für ihre Opferpriester.

Die Möglichkeit, das Gewand verschieden zu gestalten, ergab auffallende Unterschiede des Standes, die durch verschiedene Tätowierung nicht genügend erreicht war, und gewöhnte an sozial wichtige Abstände.

Um des Volkes Gemüt mit solchen zu befreunden, müssen zuerst seine Sinneseindrücke und Gewohnheiten gewonnen sein.

Das ist der tiefe und innere Sinn jeder Zeremonie, und das Auftreten langer Züge von Priestern in feierlich weißem Gewande war eine der ersten solcher Zeremonien.

Mit der Regierung der halb sagenhaften Königin Nitokris beschließt das alte memphitische Reich sein Dasein. Herodot erzählt von ihrer groß angelegten Rache für den Mord an ihrem Bruder und von ihrer Schönheit. Sie soll eine Pyramide erbaut haben und gleich einer Sirene nächtlich in blendender Schönheit dem Bau entsteigen, den fremden Wanderer locken und ihn zu Tode küssen (II. 100.)

Nach ihr versank Ägyptens Geschichte fünfhundert Jahre in Dunkelheit, aus der sich strahlend das Mittelreich erhebt mit gewaltigen Dynastien, deren Herrscher Krieger und große Bauherrn sind. Sie haben Theben als Hauptstadt errichtet und die Erwählte mit den Monumenten geschmückt, die Herodot staunend schilderte. Sein „hunderttoriges Theben" dehnt sich an beiden Ufern des Stroms vom Fuß der lybischen Berge zu den Abhängen des nubischen Gebirges. Die Ruinen von Luksor und Karnak nehmen heute die Stätte seines lebenden Gewimmels und seiner gewaltigen Totenstadt ein.

*) Der Name Chiton für das griechische Gewand kommt von dem phönizischen Kitonat = Leinwand.

Als Universität galt Onu, das spätere Heliopolis. Hier wurde der Grund jener Weisheit gelegt, an der Solon, Platon und Pythagoras saugten. Hier nahm die Lehre der Enneaden Ursprung, der göttlichen Dreifaltigkeit, von der andere Dreifaltigkeiten ausgingen und ausgehen, irdischer und irdischer, unserem menschlichen Verständnis gnädig näherkommend. Ammon-Rha bleibt aber der Urheber alles Wesenhaften, der „Gott des ersten Mals". Diese große mystische Auffassung lehnt sich an den Stadtgott Thebens. Ammon überhöht den Sonnengott des alten Memphis, und Ammons Tempel wird außerordentlich reich, so daß die Einflußsphäre seiner Priester überhand nimmt. Außerdem bedrohen den Frieden des Landes die aus den Bevollmächtigten des Pharao herausgewachsenen Feudalherren und ihre einzelnen Bezirke „Nomen" gewinnen zu große Selbständigkeit.

Wir haben uns gewöhnt, das Feudalwesen als eine Besonderheit des europäischen Mittelalters anzusehen. Sie war aber vorgebildet in den Staaten des Altertums und entstand überall aus denselben zwingenden geographischen Gründen, nämlich aus der Langsamkeit der Verkehrsbedingungen.

Mochten die Herrscher in der Idee noch so unumschränkt gebieten, sie konnten in ihrem Bereich nicht überall gegenwärtig sein, um Ordnung zu schaffen. Je mehr sich ihr Gebiet vergrößerte, desto dringender machte sich die Notwendigkeit geltend, es in Bezirke einzuteilen, deren Verwaltung der höheren Kaste des Landes anvertraut wurde, jüngeren Söhnen, Vettern und Neffen des Königs. Diese kamen in ein Vasallenverhältnis, suchten aber stets selbständig aufzutreten, was unter schwächeren Herrschern oder solchen, die mit ausländischen Kriegszügen beschäftigt waren, oft in verhängnisvoller Weise geschah.

Dem sakralen Charakter des Pharaonentums gelang es am besten, sich dieses Schädlings jeder Zentralmacht zu erwehren, und manche Statthalter erscheinen, treuen Paladinen gleich, dem Thron ergeben. Doch sie haben stets eine gewisse

Ähnlichkeit mit den Baronen und Grafen des Mittelalters, in Ägypten wie in den anderen großen Reichen, die noch weniger übersichtlich waren und wo noch leichter manche Gelegenheit sich bot, mit fremden Fürsten und Führern sich zu verbünden, um die eigene lokale Macht zu vergrößern und die eigenmächtigen Fehden eigener Sippschaft auszutragen.

Früh waren die Pharaonen — ähnlich wie später Karl der Große — besorgt, die Gaue oder „Nomen" richtig einzuteilen und den Nachrichtendienst, wie den Bericht über Steigen und Fallen des Nil, durch gesicherte Eilboten möglichst schnell an die Zentralgewalt gelangen zu lassen.

Doch schon mitten in der Blütezeit, die außer erhabenen Bauten weittragender administrativer und anderer praktischer Fortschritte sich rühmen kann, macht sich ein steigendes Unbehagen, eine wachsende, stets gegenwärtige Gefahr bemerklich.

Es beginnt das tragische Ringen der Ägypter mit dem Semitentum, von dem uns nur kleinere Episoden gegenwärtig sind, wie sie stilisiert und unvollständig von der Bibel überliefert wurden*). In Wahrheit begab sich innerlich und äußerlich ein ungeheurer Kampf sowohl um Weltanschauung als um Weltmacht, und dieser Kampf war bestimmt, über Jahrtausende zu dauern mit wechselndem Erfolg.

Thronstreitigkeiten, feudale Wirren, zuweilen träge Herrscher, unter denen ein Hausmeiertum entstand, Einfluß semitischer Frauen im ägyptischen Palast, der Streit um die Vorherrschaft der Priesterkaste — all diese verhängnisvollen Zwiste erlaubten ein eroberndes Vordringen oder ein inneres Übermuchern eingewanderter Semiten. Sobald sich ein kräftiger Herrscher und ein sittlich gesundes Ägypten fanden, wurden die Eroberer verjagt und auch das innere Übergewicht der Fremden zurückgedrängt.

Die Rolle, die sie spielten, war Gradmesser für Ägyptens Gesundheit Jahrtausende lang und Schlüssel zu dessen Ge-

*) Israel war damals ein noch dunkler Stamm, nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der gewaltigen semitischen Völkerschaften, die im Altertum schicksalsmächtig auftraten.

schichte. Friedliche Einwanderung und Einsickerung asiatischer Stämme hatte wohl schon seit ältesten Tagen stattgefunden, man sieht deren Züge mit den zugehörigen Tieren auf frühen Bildwerken abgebildet.

Ägypten verfolgte die Politik, die später Rom verfolgte, von den vielen Völkern, die seine Grenzen bedrohten, die scheinbar friedlichsten aufzunehmen und anzusiedeln, auf Dank und Unterstützung gegen wildgebliebene Stammesbrüder hoffend. Doch solche Sicherungen erwiesen sich als zu schwach gegenüber der Springflut jener ersten historisch fest erwiesenen Völkerwanderung, die zur Zeit des mittleren Reiches in Ägypten erfolgte und es spaltete, sehr ähnlich der Völkerwanderung im vierten Jahrhundert unserer Zeit, die Roms Weltreich zerbarst.

Die große Bewegung der semitischen Völker und ihr Einbruch in das blühende Niltal soll dadurch erfolgt sein, daß diese Völker ihrerseits von anderen arischen und turanischen Stämmen gedrückt und vor sich hergetrieben wurden, die selbst — erschreckt von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen — Asiens Bergwelt fliehend verließen. Die Stoßkraft war so stark, daß Ägypten, durchaus überwältigt, die Hyksos*) als Herrscher aufnehmen mußte im größten Teil des Nilgebiets, nur in Theben schlug noch Altägyptens Herz.

Die Hyksos erreichten ihren Erfolg, weil sie mit einer in Ägypten noch unbekannten Macht einfielen, Reitern und Streitwagen. Bis dahin kannte man am Nil nur den Esel. Sie behaupteten ihre Eroberungen dank ihrer geschickten militärischen Organisation, indem sie ein ständiges Lager geübter Truppen im Deltagebiet errichteten, nahe ihrer Hauptstadt.

Die verschiedenen semitischen Pharaonen regierten gut — wenigstens rühmten sie sich dessen selbst —, von Ruhmsucht besessen, eigneten sie sich die Standbilder älterer Pharaonen an, entfernten deren Namen und ersetzten sie durch den eigenen.

*) Hyksos ist ein verächtlicher Name und bedeutete ursprünglich so viel wie Vorsteher der Hirten (später Räuberhäuptling.)

Fremde Pharaonen, wie Apôpi, erscheinen für das Volkswohl ebenso besorgt wie die Einheimischen. Von Sorgen erfüllt, träumt Apôpi jenen berühmten Traum der vollen und leeren Ähren, der mageren und fetten Kühe. Es liegt ihm nahe, den Rat des stammverwandten Joseph zu hören, dessen Brüder und Sippschaft kommen zu lassen und die erste geschichtlich beglaubigte, große Finanzoperation mit Hilfe der verwandten Semiten zu wagen, Ankauf im großen von Getreidevorrat, den Joseph besorgt und im Tausch mit Vieh und wertvollen Pferden erlangt, wie sie seit dem Einfall der Hyksos zu sportlichem und praktischem Zweck nunmehr eifrig gezüchtet wurden*).

Sechs Jahrhunderte dauerte die Herrschaft der Fremden, und es brauchte einen zähen Kampf von 150—200 Jahren, der vom national gebliebenen Theben ausging, um sie endlich zu stürzen. Der Held, dem es gelang, Amosis, eröffnete die 18. Dynastie etwa um das Jahr 1684 vor unserer Zeitrechnung und wurde zu göttlichen Ehren erhoben.

Nachdem die einheimischen Ägypter jahrhundertelang für fremde Herren gebaut, kehrte sich das Verhältnis um, wie es regelmäßig in solchen Zeitabschnitten des Altertums geschah, und die fremden Völker, darunter jene von ihren Stammverwandten einst ins Land gerufenen und mit großen Geschäften betrauten Israeliten mußten, von Höhe und Ansehen gestürzt, für die Ägypter arbeiten. Der Groll, der sich langsam gegen sie gesammelt, als sie die Herren spielten, machte sich bei dieser Gelegenheit Luft, wie die Klage der Bibel feststellt.

Langsam, aber weit ausholend hat sich der Gegenschlag des nationalen Ägypten gegen das eingedrungene Asiatentum vorbereitet. Reiterei und Streitwagen hatte man von den Fremden übernommen und heroisch ausgebildet. Damit beschlossen die Ägypter, die Verjagten möglichst weit zu verfolgen, sie und ihre Stammesgenossen zu unterwerfen, um

*) Etwa im Jahre 2200 v. Chr. Durch phönizischen Verkehr zwischen Syrien, Mesopotamien und dem Roten Meer wird der ägyptische Pferdehandel von da ab wichtig. Salomon macht damit gute Geschäfte, wie die Stelle 1. Buch der Könige 10, 28 beweist.

das Nilland vor neuem Überfall möglichst zu sichern. Dies gelang unter dem gewaltigen Eroberer Thutmosis III., von dem die Hofdichtung rühmt, er habe seine Grenzen nach Belieben gesetzt, und Ammon-Ra habe ihm die fernsten Völker zu eigen gegeben. Die Stele von Karnak preist ihn: „Die Inseln der Danaer sind in der Macht Deiner Klugheit. Der Umfang des Meeres ist festgebunden von Deiner starken Faust."

Thutmosis hat die Scheu vor dem Meer überwunden. Der Eroberer Syriens, der bis zum Euphrat vordrang, wurde ein epischer Nationalheld, an den sich viele Legenden knüpften, wie an Cheops und Usur-te-sen III. Durch den langen Befreiungskampf von fünf Jahrhunderten war das Volk notgedrungen kriegerisch geworden, und in Vergeltung für die lang ertragene Fremdherrschaft überfluteten die Ägypter die asiatischen Reiche, deren Schätze heimschleppend, unermeßliche Züge keuchten unter der prächtigen Last. Im Schatten der gewaltigen Pylone, zu Füßen ungeheurer Sphinxreihen und Widderauffahrten bewegen sich Triumphzüge mit Herden fremder Tiere und fremdartiger Menschen in unabsehbarem Aufmarsch.

Die staunenswerten Schätze, die von den Eroberungsfahrten gebracht wurden, regen zu neuem Luxus an.

Auch auf dem Handelsweg suchte man dieselben zu erwerben, wozu die Phönizier gern verhalfen. Es wurde jedoch erstrebt, den ägyptischen Handel selbständig zu machen, und Königin Hatshopsoniton, die Tochter Thutmosis des Ersten und Mutter des Dritten, eine männlich energische Frau, deren glänzende Regierung an jene der Königin Elisabeth von England erinnert, rüstet eine Entdeckungsfahrt, von der ihre Seeleute unter anderem aromatische Sträucher, in Körbe gepflanzt, für den königlichen Garten mitbringen. Erster Anfang eines nützlichen botanischen Gartens ist der Königin zu danken.

Während der 18., 19. und 20. Dynastie gelang es Ägypten, an der Spitze der Zivilisation zu bleiben und dies kund zu tun durch großartige Kunst, wiewohl feindliche Flut unab-

lässig anprallte. Unter Menephta (1322–1302) entstand die große Einkreisung Ägyptens durch seefahrende Völker, die auf das empfindlichste von den Inseln und Halbinseln her gleichsam als Vorhut und Sturmbock der asiatischen, großenteils semitischen Völker vordrangen. Jene waren 150 Jahre lang mit eigensinnigem Anmarsch bestrebt, gleich den Hyksosvorgängern, sich im reichen Ägypten festzusetzen. Ersten Anstoß scheint diese Völkerbewegung von dem alten Elam aus erhalten zu haben, das die Semiten zu drücken begann und sie zum Wandern brachte.

Die Semiten einen jene zerstreuten, meist arischen Rand- und Strandvölker, die Thutmosis unterjocht hatte, und schicken sie vor; die kriegerische Ausrüstung liefern wohl die großen Bankhäuser in Babylon oder Tyrus, denn die vorgeschickten Völker, darunter die Danaer, sind arm, aber raufluftig und auch eitel auf Kultur. Ihrem Barbarensnobbismus schmeichelt es, zum erstenmal Schulter an Schulter mit solchen zu kämpfen, die ihnen im Waffenhandwerk und allen Handwerken überlegen waren, und sie lernen gern bei diesem großen Räuberspiel.

Unter Ramses III., dem letzten großen Pharao der 20. Dynastie, gelang das Meisterstück, der asiatischen Überflutung Einhalt zu gebieten durch ähnliche Schutz- und Entwässerungsvorrichtung auf völkischem Gebiet, wie sie gegen die Nilüberschwemmung stattgefunden. Die großen Wasser der Völkerherden teilen sich und werden schicksalsvoll nach Westen abgelenkt. Nach Italien dringen unter anderen die Turscher bis zur Tibermündung vor, die Shardener erobern und benennen Sardinien, wo sie mit kleinen runden Schiffen landeten, die Philister setzen sich in Syrien fest, mit den Lybiern wird man dadurch fertig, daß sie in Garderegimenter der ägyptischen Armee eingereiht werden — eine politische Maßnahme, die klug schien, sich aber später als ebenso verhängnisvoll erwies, wie die Einreihung germanischer Krieger einige Jahrtausende später in die römischen Legionen.

Indes Ägyptens Glanz und Bildung in der Zeit seiner Eroberer (wie jenes Setui II., des Sesostris der Griechen)

die höchste Stufe erreichte, sind gefährliche Gewalten am Werk, das Reich zu untergraben. Während der langen Semitenherrschaft war das Land zu sehr von fremden Elementen durchsetzt und nahm fortwährend solche auf, da seine eigenen besten Söhne auf fernen Schlachtfeldern fielen. Namen fremden Ursprungs auf Inschriften beweisen dies, wie im kaiserlichen Rom wimmeln Freigelassene buntvölkischer Art und kommen zu Ansehen. In Theben gibt es bereits, namentlich unter den Einbalsamierern der Nekropole, ein wahres Weltstadtgesindel, und dieses wird ähnlich — wie es vermutlich schon bei Babels Turmbau geschah — von beredten Semiten zu Streikbewegungen veranlaßt, die sprechende Ähnlichkeit mit derartigen neuzeitlichen Bewegungen haben. Argumente werden auf beiden Seiten Wort für Wort wie heute vorgetragen; so künden Hieroglyphen, Jahrtausende alt.

Sie erzählen auch davon, daß die sakrale Macht der Pharaonen durch spöttisch-kritische Literaten angegriffen und Ägyptens Heroenkult von ihnen verulkt wird.

Bedeutsames Zeichen der Zeit — die erste politische Karikatur entsteht unter Ramses III. Im Turiner Museum befindet sich ein Papyrus, der das damalige „Konzert der Mächte" im Spottbild darstellt. Es zeigt eine marschierende Kapelle — nicht anders, als sie der Punch für Europa im 19. Jahrhundert zeichnete —, voranschreitet Ramses III. als Esel, der die Harfe spielt, es folgt der Löwe als Vertreter Assyriens, die Zither schlagend. Ein Krokodil stellt die Staaten des oberen Nil dar und bläst die Schalmei, den Schluß im Konzert der Mächte bildet Phönizien als märchenhaftes Untier, das die Flöte spielt.

Die fanatische Kraft der Semiten wagt es, das alte nationale Ägypten, das von außen nicht zu packen war, von innen aus den Angeln zu heben durch den ersten gigantischen Versuch von Sozialismus und Protestantismus zugleich, der zur Zeit Amenophis IV. einsetzt unter Einfluß von dessen vermutlich semitischer Mutter Taia (oder Tii). Sie muß eine außerordentliche Frau gewesen sein, ihre Macht eine

der stärksten Dämonien, die im geschichtlichen Völkerschicksal gewaltet.

Gott Ammon Ra, der vielleicht lange ihre Nation und deren Gottheit gedemütigt, wird dank dieser Frau feierlich entthront, das herrschende Theben verlassen und eine neue Hauptstadt gegründet, die sich unter Herrschaft eines Ammon feindlichen Sonnengottes stellt. Dieser neue Nationalgott mutet an wie ein ägyptischer Jahve. Er duldet keine anderen Götter, streng verpönt er die poetischen Enneaden und naiven heiligen Bildwerke mit demselben Haß, mit dem Cromwells Schar Papisterei verfolgte.

Die Gegenwelle blieb nicht aus. Des Amenophis neue Hauptstadt und deren fremder Kult werden nach seinem Tod zerstört, Theben, der Nationalgott und dessen Priesterkaste wieder in die alten Rechte eingesetzt.

Der erste Judenhaß bricht aus. Menephta rühmt sich in der berühmten Stele „Israel" — so benannt, weil hier zum erstenmal der Name Israel erscheint —, dies Volk unter anderen erledigt zu haben, eine merkwürdige Übertreibung offiziellen Stils.

Doch wahrscheinlich erlitten bei dem immer wieder versuchten Einbruch asiatischer Völker und Ägyptens heftiger Gegenwehr die Israeliten, die sich bei den Fleischtopfen zu behaupten suchten, Feindschaft und Verfolgung. Gelegentlich der Unruhen, die nach dem Tod des Pharao Setui II. erfolgten, scheinen verschiedene Kriegsgefangene oder unliebsame Völkerschaften fortgezogen zu sein, wenn es ihnen nicht gelang, selbständige Städte und kleine Reiche zu gründen. Babylonische Kriegsgefangene sollen ein Neu-Babylon, trojanische ein Neu-Troja gebaut haben.

Das kleine Volk Israel erinnerte sich jedoch der Tradition, nach der seine Vorfahren einst, feindlich bedrängt, aus einem Land paradiesischer Fruchtbarkeit gekommen, und wagte den Auszug. Dabei mußte es sehr vorsichtig im Schutz der Wüste bleiben, denn es ging augenblicklich kriegerisch im Lande zu und seine unbeträchtlichen Scharen hatten leicht im Riesenkampf großer Reiche, die aneinander prallten, er-

drückt werden können. Die Schilderung, wie die Israeliten Ägypten verlassen, über den Pharao triumphieren und schließlich erobernd in Kanaan eindringen, ist dichterisch stilisiert.

Mit dem Auszug, den die Bibel schildert, war Ägypten durchaus nicht vom Semitentum befreit; denn es sickerte immer wieder ein, und mächtige semitische Völker bedrohten es von außen her, die Chetiter und die inzwischen machtvoll erstarkten Assyrer — ein Preußen unter den asiatischen Reichen, das von Nordosten her in die Geschichte tritt. Seine Herrscher versippten sich mit Chaldäas Fürstenhaus und unterjochten Babylon in einem Erbfolgestreit. Fortan stand Assyrien stetig erobernd, drohend an Ägyptens Horizont. Israeliten und Chetiter liegen zwischen beiden großen Reichen.

Mit dem Volk der Chetiter versuchte das Nilreich ein Bündnis, das durch Verschwägerung der Fürsten gefestet wird, auch König Salomon erhielt eine ägyptische Prinzessin zur Gemahlin. So trachtet Ägypten, sich durch freundlich gesinnte Randstaaten zu sichern. Der feierliche Friedensvertrag zwischen Ramses II., dem großen Bauherrn, der wegen seiner Prachtliebe ein Ludwig XIV. ägyptischer Geschichte genannt worden ist, und dem Fürsten der Chetiter bietet das erste diplomatische Dokument der Weltgeschichte.

Bei Gelegenheit solcher Bündnisse mit Asiaten wird das Asiatische Mode ähnlich wie später im kaiserlichen Rom. Die Salonsprache Ägyptens erscheint semitisiert, wie das Deutsche französiert, das Französische italianisiert wurde zu gewissen Zeiten. Es galt für elegant, statt der ägyptischen Grußform „Uau" die semitische „salam" zu wählen. Musikinstrumente und andere Gegenstände des Luxus wurden semitisch bezeichnet.

Doch zuweilen erhob sich eine Reaktion gegen das Überwiegen dieses Einflusses, und es bangte einem Pharao vor vollständiger Semitisierung. Zur Gegenwehr ruft er die Griechen herbei, die sich in dem sogenannten Lager von Milet niederließen, und nahm Lybier in seine Leibwache, die sich nur zu bald als Prätorianer benahmen.

Assyriens Herrscher aber, gestützt auf das bestorganisierte Heer der Zeit, bereiten sich vor, jene hohle Gasse*), das syrische Land zwischen Libanon und Antilibanon, eine Heerstraße, durch die oft siegreiche Ägypterheere gezogen, umgekehrt zu durchziehen, aus Syrien nach Ägypten vorzudringen als furchtbare Eroberer.

Also gelang es, die Vorherrschaft des kräftigsten Semitenvolks, der Assyrer, zu gründen.

8. Der Löwenstil.

Von den assyrischen Sälen unserer Museen weht es kalt, und es wird wohl nicht mit Unrecht scherzhaft behauptet, nur der zäheste Fachgelehrte und das unentwegte Liebespaar hielten es darin aus.

Die rätselhaft majestätischen Trümmer gehören nicht zwischen Museumswände. Sie wirken, wo sie eins mit der Landschaft sind, wo die Schlange zwischen ihnen lauert und dem Forscher der gefahrliche Duft der Pflanzen aus Fiebersumpf feindlich und bezaubernd entgegenhaucht.

Sie gehören zu dem Staub ihrer Toten und zu dem Wiegengesang ihrer eigenen Sterne.

Kalt weht es auch aus den ägyptischen Sälen — ja nicht nur kalt, ein Schauer, ein Grauen waltet darin. Spukhaft, künden sie langen Frevel, Tempel- und Gräberschändung. Aus dem geheimsten Frauengemach der Gräberstadt wurde die zarte Königin roh hervorgezerrt, und ihre letzte Schönheit versteinerte schier den Frevelmutigen, der sie schaute. Der einst so gewaltige Herrscher, Schlüsselherr des Nils, kann dessen Schleusen

*) Cöle-Syrien, das hohle Syrien, diese fruchtbare Furche zwischen wasserreichen Gebirgszügen. Zuerst erhebt sich der Küste entlang der Libanon, dann der Antilibanon, der im Hermon gipfelt. Dazwischen fließt der Orontes und Litani, letzterer nach Süden, ersterer nordwärts, ihr Flußtal bildet einen 200 Meilen langen Durchgang zwischen Asien und Afrika, der eine große Rolle in der Weltgeschichte spielt, denn die Heere von Thutmosis, Ramses, Sargon, Sanherib, Necho, Nebukadnezar, dann Alexander der Große, Pompejus, Antonius, Saladin, der Araber und Gottfried von Bouillon.

nicht öffnen, um seine entweihte Majestät an dem Räuber zu rächen, der die Mumie Pharaos zur Schau stellt.

Neugieriger Wanderer von heute, du ziehst vorbei und steckst seine Ewigkeit an mit deiner Nichtigkeit, und das Heiligtum ist weiter nichts mehr als seltsam bemaltes Holz und bemalte Leinwandläppchen.

Das macht, Pharaos Ägypten ist tot, Salmanassars Assyrien ist tot, König Hirams Phönizien ist tot, und ihre Sprachen sind verklungen. Sie waren keinem Ohr mehr kund, keinem Auge mehr lesbar, bis Forscher auf Forscher Wunder übend in die Geheimnisse drangen, viele Leben jenen Toten widmend.

Freilich dank ihrem Eifer lebten auch viele Lebende von den Toten, von Raub an den Toten, die sich sicher geglaubt. Von dem Eifer des Forschers wurden die Nekropolen der alten Welt zernagt wie von winzigen Nagetieren, die feierlichen Kränze urältester Gräber zerpflückt. Wir wissen mehr von der Stätte Ninives als Xenophon, der verhältnismäßig kurze Zeit — 20 Generationen — nach Untergang der gefürchteten Zwingburg Asiens, Kleinasiens und Ägyptens an ihrer Stätte sein Lager aufschlug und keinen Namen, keine Erinnerung vorfand. So gründlich zerstört, so absichtlich mit Grauen ausgelöscht aus dem menschlichen Gedenken war die Stadt, als hätten in der Tat die unermüdlichen Flüche der Propheten Israels sie für immer unkenntlich gemacht.

Die Assyrer waren wie etwa später andere ausschließlich soldatische Völker, durch überzeugte Frömmigkeit dem Kriegsgott gegenüber und begünstigt von der Uneinigkeit gewisser Nachbarstämme und deren Fürsten gewaltig emporgekommen und galten für beständig gehaßt, wie Stellen aus den Propheten Jesaias, Ezechiel und Nahum beweisen.

Was die Assyrer an Bildung und Kunstvermögen besaßen, scheint von dem alten Kulturvolk der Chaldäer, von Phönizien und später von Ägypten zu stammen. Ihr eigenstes war aber ihre höchst entwickelte Kriegskunst, soldatische Disziplin und kluge Strategie. Ninive besaß die verdienstvollsten Generale.

Religiöser Fanatismus verlieh den kriegerischen Unternehmungen unwiderstehlichen Schwung, denn sie wurden zu Ehren des nationalen Kriegsgottes Assur unternommen, alle Völker demselben zu beugen mit unerbittlichem Bekehrungseifer.

Der Assyrer war Semit und wie alle Semiten leidenschaftlich religiös. Seine Inbrunst hatte jedoch einen der grausamsten Götter gewählt, und er entwickelte sich im Sinne dieses Gottes nach dessen Wohlgefallen.

Wir sind gewohnt, die Semiten nach dem für uns so wichtigen, im fernen Altertum noch unwichtigen Volk Israel zu beurteilen als eher friedfertige, vor allem dem Handel ergebene Leute. Die Semiten bildeten aber zu Anfang ihres geschichtlichen Daseins eine ausgesprochen kriegerische Rasse, und das bedeutendste Reich, das ihnen zu gründen vergönnt war, die assyrische Großmacht, entstand dank den Feldherrntalenten einiger ihrer Fursten und dem unbarmherzigsten Militarismus, den die alte Welt sah — und verging so gründlich, von Flüchen zu Grab getragen wie kein anderes Reich wegen dieser einseitigen Einstellung, die wohl Völker zu unterjochen, aber niemals seelisch zu gewinnen und sich wirklich einzuverleiben verstand.

Laut ihrer Inschriften verlief die Regierungszeit der assyrischen Könige durchaus in Eroberungszügen unter irgendwelchen Vorwänden oder ohne Vorwand und in fürchterlichen Straferpeditionen gegen Völker und Städte, die trotz aller entsetzlichen Maßnahmen sich sofort empörten, wenn sie den König fur weit genug entfernt und anderwärts in Anspruch genommen wähnten. Mit tobendem Wutausbruch wurden solche Empörungen niedergeworfen.

Schauder ergreift bei Entzifferung der betreffenden Inschriften, bei Anblick der ausgesuchten Martern, die noch manches Bildwerk zeigt. Den niedergeworfenen Feind kann der Assyrer nie genug quälen und demütigen. Grotesk erinnern Kriegsgottesdienste spaterer Jahrhunderte an den fürchterlichen Kriegsgottesdienst jenes Ursoldatenvolks und Nursoldatenvolks, an die Danksagungen, die ein assyrischer König

tat, als es ihm gelungen war, Babylon mit seinen Heiligtümern, das reiche Damaskus zu zerstören und endlich bis Theben und Memphis vorzudringen, plündernd, sengend, brennend und auf jede erdenkliche Art mordend.

Hier eine Stilprobe assyrischer Kriegsberichte. Die Inschrift von Kujundjyk besagt: „Ich gönnte dem feindlichen König kein Grab, ich ließ ihn hervorholen und tat seiner Leiche jede Schmach an." Von einem anderen Unterworfenen heißt es: „Ich ließ vor seinen Augen seine Söhne blenden, vom ältesten zum jüngsten. Ihn vor die Hunde zu werfen, wäre meiner Rache nicht genug gewesen. Darum belud ich ihn mit Ketten und ließ ihn lebendig einmauern in Ninives Sonnenpforte, auf daß noch tagelang sein Geheul ergötze. Ich ließ den Rauch von 34 eroberten Städten zur Höhe steigen, wohlgefällig meinen Göttern, mit ihrem Geruch versengten Fleisches — allen jenen, die meines Gottes Assur Namen beleidigt, ließ ich die Zunge ausreißen und kleinhacken, alle übrigen des Volkes wurden getrieben vor die Cherubim (geflügelte Riesenstiere) meines Tempels, die mein Vater Sanherib darin aufgestellt. Man schlug den Gefangenen die Gliedmaßen ab; sie wurden meinen Löwen und meinen Hunden vorgeworfen, das Herz meiner Götter, der herrschenden, gebührend zu erfreuen." Zuweilen steigert sich die schauerliche Ruhmredigkeit der Assyrer zu dichterischem Schwung: „Völker mußten Berge herbeitragen, mir einen Thron zu bauen . . . Kein Zugtier ist vornehm genug, meinen Siegeswagen durch meine Siegesalleen zu fahren, Könige spanne ich dazu ein, ihre Nüstern durchbohrend, mein goldenes Zaumzeug klebt von ihrem Blut."

Das Wehe, das die Propheten über Ninive ausriefen, ist nach diesen Stilproben verständlich. Obwohl sie Stammesbrüder waren, haßten und fürchteten sie die Assyrer. Mancher unter ihnen mochte zweifeln, ob Assur nicht doch mächtiger sei als Jahve, da ihm alle militärischen Erfolge zufielen, indes die Anhänger Jahves als Krieger meist schlechte Erfahrungen machten, bedrückt und eingekeilt zwischen den

stetig vordringenden Assyrern und dem immer noch mächtigen Ägypten.

Nur durch diplomatische Fertigkeit und Geschmeidigkeit, durch geschickte Handelsverbindungen mit dem nötigen politischen Nachrichtendienst und durch reichliche bestechende Geschenke können sie sich fristen. Daher sieht man sowohl auf ägyptischen als assyrischen Bildwerken Hebräer als demutige Bittsteller, mit Geschenken beladen.

Ihre geographische Lage zwang und erzog sie dazu, schlau und zähe zu sein. Schließlich verlieh sie ihnen die unendliche Anpassungsfähigkeit und Klugheit, die es dem Volk Israel ermöglichte, klein wie es war, den Untergang der Riesenreiche, deren Joch es solange gefühlt und dem es doch elastisch widerstanden, mit anzusehen und unendlich zu überleben.

Zähe Geschmeidigkeit hält aus, wo die spröde Kraft und Gewaltpolitik des anderen Semiten, des Assyrers, endlich zerspringt und bis zur Spurlosigkeit zertrümmert wird.

Vielleicht waren die Gewalt und Gewaltpolitik Assyriens eingegeben von dem vulkanisch zerklüfteten Berggebiet, aus dem der Assyrer heraustrat wie der Löwe aus seiner Höhle, heraustritt, um in der fruchtbaren Niederung unter grasenden Herden schrecklich sein Wesen zu treiben.

Eine zerklüftete Vulkanwelt mit steilen Wüsten, Felsspalten, die sich wie Rachen öffnen, Schlupfwinkel wilder Tiere und auch mit klimatischer Grausamkeit begabt, mit grimmiger Kälte im Winter, sengender Hitze im Sommer ist ihr Ursitz, furchtbar sind die Gebärden des Gebirges, bis endlich die Abhänge des Zagros, gleich wie ermüdet, sich ducken und lagern in weitgestreckter Ebene, die allmählich zu Chaldäas Niederung und Alluvialboden abflacht.

Hier gedeiht dank dem Tigris und dessen Zuflüssen das üppigste an Vegetation. Der Wein rankt froh, schwerbeladen stehen Fruchtbäume aller Art, Wälder von Blumen erheben sich zu märchenhafter Höhe.

Wie Italien in Europa bleibt diese Gegend zu Füßen des Gebirges ewig umstritten, als Beute erstrebt gleich einem allzu schönen Weib.

Die Assyrer hatten das heute noch nicht erstorbene Vorurteil in höchstem Grad geprägt, wonach Einschüchterung durch Schrecken, den äußerste Grausamkeit erregt, ein praktisches Regierungsmittel sei.

Als sie von wilder Gebirgslandschaft herabgestiegen waren, breiteten sich ihrem gierigen Blick entgegen reiche und fruchtbare Gegenden, die schlecht verteidigt und ohne natürliche Grenzbefestigung allzu sehr zum Überfall einluden. Diese Länder wurden überwältigt durch lähmenden Schrecken.

Des Assyrers Ursprungsland ist das Land des Löwen.

So wird es zum Land der löwengleich furchtbaren Monarchen. Der Prophet Nahum spricht es aus: „Wo ist die Wohnung des Löwen, der jungen Löwen Weide? — — Der Löwe fing genug für seine Jungen und würgte für seine Löwinnen. Er füllte mit Raub seine Höhlen und sein Lager mit Beute."

Lateinische Autoren erzählen noch von „unzähligen Löwen, die in diesen Gegenden schrecklich hausen" (Ammian Marc. XVIII.) und übereinstimmend mit den reißenden Tieren, die sein Land bevölkern, ist der Nationalcharakter des Assyrers grausam wild. (Assyria celebritate et magnitudine et multiformi ferocitate ditissima. Ammian Marc. XXIII.)

Majestätisch, fast brüllend wie Löwengebrüll klingen die Namen der assyrischen Könige. Ihre Konsonanten- und Vokalfülle ist heute kaum zu bewältigen. Die „Sar", die assyrischen Großkönige, sind nachbarlich mit dem Löwen, ihre Reiche stoßen aneinander, sie ringen zusammen, fast noch gleichberechtigt, der König der Tiere mit dem König der Menschen. Symbolisch und in täglicher Wirklichkeit kämpfen sie um die Herrschaft.

Erpicht ist Assyriens König auf das königliche Wild in den schauerlichen Schluchten des Taurus.

Seine Gestalt, seine wilde Schönheit ist dem Menschen der Zeit so eingeprägt, daß der Löwe selbstverständlich zum vornehmsten Kunstmotiv wird und die ersten Ruhebetten und Königssitze auf wohlgebildeten goldenen Löwenpranken ruhen.

Dazu paßt das Fell des selbsterlegten königlichen Tiers, das darüber geworfen oder zu Füßen gebreitet wird.

Es ist der Löwenstil — Erinnerung an die Obliegenheit der Könige, das Land von reißenden Tieren zu befreien. Kunst und Sage bemächtigten sich des Löwenmotivs. Auch in anderen Ländern rangen sagenhafte Helden mit dem Raubtier, ihre Geschichte deutet darauf, daß die ersten Völkerhirten, wie die Schaf-, Rinder- und Kamelhirten der ersten Hirtenzeit, ihre Herden vor allem vor reißenden Tieren zu schützen hatten und darum ebenso Jäger wie Hirten waren.

Im Griechenland der Vorzeit bewohnte der Löwe das zerklüftete Gebirge, als letzter der Sippe, gegen die ein Geschlecht von Helden auftrat, vielleicht jener nemäische Löwe des Herakles. Ägyptischen Herrschern lag es ob, Jagden gegen die Überfülle wilder Tiere wie gegen die Überfülle wilder tierähnlicher Menschen zu führen. Vielfach schildern die Hieroglyphen solche Jagdzüge. In den Hymnen zum Preis der Pharaonen sind fortwährend Anklänge an heroisches Jagdleben.

Doch am königlichsten ist die Jagd der Assyrer in den wildesten und reichsten Jagdgründen der Welt, und sie nehmen selbst etwas an von der Art gewaltiger, reißender Tiere.

Die Grausamkeit, deren sie sich gerne rühmten, war raubtierhaft, übermenschlich, unmenschlich. Brach der König aus seiner Burg, so war es genau, als ob der Löwe nach Schlaf und Liebesspiel riesenmäßig gähnend aufgewacht vor seine Höhle trat, talüberschauend und dieses mit dem Gebrüll ehrlichen Hungers bis zum fernsten Echo erfüllend. Derartige Vergleiche, welche die Bibel braucht, sind durchaus keine hochfliegenden Metaphern, sondern Erinnerungsbilder von Eindrücken, die mit Treue bildmäßig wiedergegeben erscheinen.

Assyrische Kunst ist wie besessen von der Gestalt des Löwen; in großartiger Stilisierung wird er die Wände entlang gemalt, geritzt und gemeißelt, in Decken und Prunkgewänder gewebt und gestickt. Nerbal, der assyrische Jagdgott, ist als Löwenmensch, halb Tier, halb Riese gebildet.

Als man mit Ägyptens Kunst bekannt wurde und sicht-

lich deren Einfluß annahm, war es vor allem die Sphinx, halb Löwin, halb Weib, die zur Nachahmung reizte, nur erhielt sie in Assyrien die im Land gebräuchlichen Locken samt der Tiara und schwere goldene Ohrgehänge.

Jede Waffe, Schwert und Schild, jedes Gerät spielt mit dem Löwenmotiv. Wenn assyrische Krieger tafeln, schwingen sie Pokale, deren Fuß künstlich einem Löwenkopf entsteigt, und erzählen sich wohl dabei, wie sie fremde Völker löwengleich überfielen, triumphierend zerrissen, zerstückt und zerfleischt. Oder sie berichten von den gewaltigen Abenteuern der königlichen Löwenjagd, die so mancher Wandschmuck stolz nachdichtet.

Manchmal erscheint darauf der König zu Fuß, ringend mit dem königlichen Tier, packt es am Ohr und stößt ihm ein Kurzschwert in den schrecklich aufgerissenen Rachen. Oder er steht hochaufgerichtet im Streitwagen, dessen Rosse sich bäumen beim Anprall mit dem wilden Wüstengesellen und entsendet treffsicher Pfeil auf Pfeil. Gehorsam bleibt im Hintergrund sein Gefolge mit vollen Köchern.

Zuweilen sucht der verwundete Löwe verzweifelt den Wagen von hinten zu packen und verbeißt sich in dessen geschmückte Räder, zuweilen wird er mit kühn geworfenem Speer von dem königlichen Schützen vom Rachen aus ereilt, wenn er sich in den Schilfwald des Tigris flüchtet, oder, um sich zu retten, dessen Wasser durchschwimmt.

Endlos müssen die riesenwürdigen Jagdgeschichten am assyrischen Hof gesponnen worden sein, rühmt sich doch ein Tiglath Pilesar, er habe eigenhändig über achthundert Löwen erlegt.

Sobald ein assyrischer Fürst andere Interessen zeigt als Krieg und Jagd, vielleicht etwas weniger grausam ist als seine Vorgänger und dem sänftigenden Einfluß fremder Gemahlinnen zugänglich erscheint, wird er als weibisch und schwachmütig verschrien. Daher erfuhr Sardanapal ungünstigen Leumund. Tiglath Pilesar scheint sich in Ninive dadurch unbeliebt gemacht zu haben, daß er diese ausschließlich dem Kriegertum huldigende Stadt verließ und Khalah

am Tigris, ein gigantisches Sanssouci, mit allem Luxus des ausgeplünderten Ägypten bauen und ausstatten ließ.

Doch Assyrien wurde seiner Eroberungen nicht lange froh. Ägypten mochte gedemütigt und geplündert sein, stets erhoben sich nationale Bestrebungen gegen das äußerst verhaßte Joch der Semiten, und Babylons Groll kam niemals zur Ruhe.

Allmählich flößte Babylons geistige Überlegenheit den Assyrern Achtung ein. Sie gedachten die uralte Weisheit für sich zu nützen, und einer ihrer Könige — vielleicht ein assyrischer Friedrich der Große, wollte das nur soldatische, das siegessatte Assyrertum mit der Eleganz babylonischer Bildung bereichern. Daher beschäftigte er sich auf dankenswerte Weise mit der wertvollen Bibliothek.

Die sonstigen rein kriegerischen Taten der assyrischen Dynastien waren so monoton, so arm an höheren Errungenschaften, daß sie im Gedächtnis der Zeiten verschwanden und daß von der langen Geschichte des großen Assyrien in Klios Buch nur zwei Fabeln blieben über Ursprung und Ende des Reichs.

Sie stammen aus dem Griffel eines späten Historikers, des Griechen Ktesias, der Hofarzt des Artaxerxes Memnon in Persien war und merkwürdige Historien sammelte, die sich als apokryph zu erweisen scheinen. Vielleicht waren sie dem Fabelschatz der Perser entlehnt, die ja auch ihre eigene Urgeschichte mit allerlei Märchen ausdrückten. Lateinische Autoren nahmen die Erzählungen des Ktesias auf, die bis zu den jüngsten Ausgrabungen zusammen mit den wuchtigen Bibelstellen, besonders des Nahum und Ezechiel, die einzige Quelle assyrischer Geschichte bildeten. Man merkte sich gern die hübsche Fabel des Ktesias. Nach ihm verdankt Assyrien erste Größe und die Gründung Ninives dem Ninus, der Semiramis, eine heldenmütige fremde, wohl skythische Fürstin aus Baktrien zum Weibe nimmt, nachdem sie gegen ihn gekämpft*). Sie übertraf seine Regierungskunst.

*) Ninive soll um 1500 v. Chr. in die Geschichte eingetreten sein, doch es blieb lange hinter dem kulturell hochstehenderen Babylon zurück und erhielt seine Wichtigkeit als Hauptstadt mächtiger Kriegsherren erst mit der Regierung des Tiglath Pilesar (etwa 1130—1100).

Ähnliche Romane finden sich in der persischen Geschichte. Sie sind Ursprung der Epen und Ritterromane, in denen das Heldenweib eine ausgesprochene Rolle spielt. Die phantastischen Herrschertaten, deren sich Semiramis rühmt und ihre endliche Verwandlung in eine Taube, als ihr eigener Sohn sie undankbar verfolgt und entthronen will, deuten wohl darauf, daß sie eigentlich eine Göttin, daß sie und Ninus ein babylonisches Götterpaar — Istar und Bel —, wenn auch assyrisch modifiziert, bedeuteten. Nin ist ein anderer Ausdruck für Assur, den Kriegs- und Nationalgott, und dieser Name findet sich oft in assyrischen Herrschernamen verflochten, die Zeugnis für fanatischen Glauben ablegen, denn jeder solcher Name ist ein religiöser Weihespruch, ähnlich wie zu Cromwells Zeiten die Frommen vollständige Bibelsprüche als Rufnamen wählten, zum Beispiel „alle gute Gabe kommt von oben" für Mädchen und „die Gnade des Herrn sei mit dir" für Knaben.

Die für unsere Zungen fast unaussprechlichen Namen der chaldäischen und später assyrischen Fürsten sind eben solche Spruchnamen, in welchen sich der jeweilige Herrscher seinem jeweiligen Gott besonders weihte und empfahl. Darum sind in Babylon Zusammensetzungen mit Bal und Bel, in Ninive jene mit Assur und Nin häufig. Je länger der fromme Spruch, desto ausgesprochener sein sakraler Charakter, das Gottesgnadentum des Königs.

Die magische Wichtigkeit der Namengebung, die Empfehlung an die Gottheit, die damit erreicht werden soll, ist eine durchaus semitische Anschauung und läßt sich ebenfalls im Alten Testament verfolgen. Nur erscheinen hier die Weihe- oder Spruchnamen in gekürzter, auch neuzeitlichem Ohr gefälliger Form, die von der musikalischen Empfindung der Israeliten zeugt. Die edelsten Namen sind mit „El" zusammengesetzt.

El ist der älteste israelitische Gottesname, der noch mit Bel und Bal verschwägert scheint. So heißt Israel bedeutungsvoll „der siegreich mit Gott selbst gerungen".

Diesen Stolz setzt das kleine, aber zähe Volk dem Lasten

und Wuchten der großen Nachbarreiche entgegen und hat den Ehrgeiz, trotz Zerstörungen und Verheerungen seine Persönlichkeit und seinen Gottesbegriff zu wahren.

Da es zu schwach ist, sich zu retten und zu rächen, betraut es feierlich seinen Gott mit der Aufgabe des Rächers, faßt ihn in diesen politisch so schwer zu durchlebenden Jahrhunderten assyrischer Großmacht vor allem als Rachegott auf und findet Lebenskraft wie Arterhaltung in dieser merkwürdigen Zuversicht, indes andere früher mächtige Völker sich mischen, verschwinden, vollständig untergehen.

Doch war Assyriens Einfluß auf Israel sehr groß. Die religiös-politische Überzeugung des Volkes, das sich bereits als ein Erwähltes betrachtet, schwankt in der Nähe dieses Kolosses wie die Magnetnadel vor dem Magnetberg.

Zuweilen scheinen sich die Hebräer mit dem assyrischen Lehnsherrn vertragen zu wollen, ja wenn sie untereinander bitter streiten, wird er gerufen. Seine Art, Streit zu schlichten, ist allerdings löwenmäßig und erinnert an die ironische Tierfabel.

So fällt Sanherib, von König Ahas*) gegen die Stammverwandten gerufen, furchtbar ein und führt einen Teil Israels in Gefangenschaft. Dank ihrem Geschäftssinn scheinen sich jedoch manche der gewaltsam nach Ninive Verpflanzten nicht übel befunden zu haben. So war Tobias Vater dort wohl angesehen und vermutlich Hoflieferant eines assyrischen Königs.

Die geläufige Politik der großen Reiche des Altertums, Ägyptens und in noch stärkerem Maße Assyriens sowie später Babyloniens bestand darin, ganze Völkerschaften von ihren Heimstätten und Heimgöttern wegzuführen und künstlich in andere Provinzen zu verpflanzen, wo sie durch Annahme des fremden Kults und durch Eben mit fremden

*) Ahas, König von Juda (734—28) bedrängt von Edomitern und Philistern, von den Königen von Israël und Damaskus ruft Tiglath Pileser, indem er ihm die Schätze des Tempels sendet. Der Assyrer unterwirft die Feinde des Ahas, zwingt aber diesen selbst zur Huldigung, zu Tribut und Einführung des assyrischen Götzendienstes in Jerusalem.

Frauen Nationalität, Sprache, Glauben und Widerstand verlernten und mit dem Kern des Eroberervolks verschmolzen.

Diesem Schicksal verfielen manche Völker, die sich in ältester Zeit geschichtlich hervorzutun begannen, so die Elamiten, die Chetiter und andere.

Israel davor zu bewahren, war die ständige sorgenvolle Aufgabe, die sich die Propheten stellten und mit dichterischer Kraft erfüllten, indem sie ihre Stammesgenossen auf die Süßigkeit ihrer Rache verwiesen, einer Rache, die, mit dem Begriff der Gerechtigkeit verschmolzen, auch edlen Gemütern eine Lockung war.

Daher die schwungvollen Prophezeiungen von Ninives und Babylons Untergang.

So deutlich sind die Weissagungen über Ninives Sturz, daß die Mutmaßung nicht ferne liegt, eine solche Weissagung sei gleichzeitig politische Anweisung gewesen, wie der Sieg über diesen Koloß am besten zu bewerkstelligen sei. Durch Eindringen des Tigris in das Weichbild der Stadt, durch Unterspülen der Mauern, die aus gebranntem Lehm bestanden und allzu leicht abbröckeln konnten — das würde Ninives Verderben, rief der Prophet, und die in Ninive ansässigen Juden konnten sich diese Weissagung als guten Rat merken und das ihrige tun, auf daß sie sich buchstäblich erfülle — an Schleusen und Dämmen heimlich verhängnisvoll arbeiten oder mit ihrem Gold bestechend arbeiten lassen. Nicht anders verhielt es sich wohl später mit Babylons ähnlich prophezeitem Untergang.

Nach dem gefällig fabulierenden Ktesias wird Ninive durch ein Mannweib errichtet, und stilvoll läßt er es durch einen weibischen Mann untergehen, den sagenhaft genußsüchtigen und verbuhlten Sardanapal, der mit seinem unermeßlichen Harem und seinen Schätzen einen Scheiterhaufen rüstet, dergleichen die Welt noch nicht und nie mehr sah — fürchterlich flammendes Ende, würdig des fürchterlichen assyrischen Reiches.

Neu ersteht darauf das lange von ihm unterdrückte und mehrfach zerstörte Babylon, Hauptstadt des alten Chaldäa,

Bel triumphiert über Assur, nach 700 Jahren siegt seine Bildung und Magie, seine gewandte Weltläufigkeit über Ninives plumpe Kraft, und die Euphratstadt erlebt zum zweitenmal eine Machtstellung, indes die Tigrisstadt in Ziegelstaub zerfällt.

Um 685 hatte Sanherib Babylon zerstört, doch auf Wunsch einer babylonischen Prinzessin wurden die Heiligtümer der Stadt wieder aufgebaut. Stets regte sich babylonischer Patriotismus von neuem und gab den assyrischen Herrschern viel zu schaffen.

Assyriens Geschichte ist in zwei Teile gespalten. Das ältere Reich scheint sich wenigstens zuweilen mit Israel vertragen zu haben, da Jesaias Gott bittet, Assyrien, Ägypten und Israel einig in ihrer Macht zu segnen. Das zweite Reich, von den Sargoniden beherrscht, ist unbegrenzt eroberungssüchtig, erdrückend für Israel, unheilvoll für Ägypten, ein harter Lehnsherr für Babylon. Es umfaßt die größte politische Herrschaft, die das Semitentum je erreicht, schließt Phönizier, Aramäer, Israeliten und Araber ein zwischen der Landenge von Suez und der Euphratmündung, dann Ägypter, Elamiter und Chaldäer.

Um schweren Preis ist diese Vorherrschaft zustande gekommen; berühmte alte Hauptstädte, wie Gargemisch der Chetiter und Damaskus wurden zerstört, Syrien verwüstet, ein unendlicher Haß gesät, da Assyrien nur durch Strategie groß geworden war und nur an den Siegwert kriegerischer Erfolge glaubte, politisch plump und ungeschickt verfuhr, nie Freunde zu gewinnen verstand und schließlich Freundschaft oder Bündnis suchte mit den schlimmsten Feinden jeder Kultur, den nördlichen Skythen.

Zu eigenem wie zu anderer Länder Unheil hatte sich Assyrien, vom Haß aller anderen Völker beängstigend eingekreist, an diesen gefährlichen Bundesgenossen gewendet, mit dessen Häuptlingen sein Fürstenhaus sich verschwägert. Die skythischen Nomaden umgehen oder vielmehr umreiten den Kaukasus, gewinnen dessen schwer zu überwindende Pässe und erscheinen ähnlich erschreckend, wie später Hannibal, als er über die Alpen stieg. Sie verheeren die Landschaft von

Freund und Feind gleich verderblichem Naturereignis, überfluten jede Zivilisation und werden nur mühsam durch reiche Geschenke von Ägypten abgehalten. Nach etwa 28jährigem Hausen (634—19) versickern sie wie so mancher Barbarenstamm späterer Völkerwanderung, einzeln aufgerieben, da sie sich planlos zerstreuen und keinen Nachschub erhalten.

Nach Herodot hatte Kyaxares, der Meder, das Verdienst, sich jener Skythen zu entledigen, indem er die Führer trügerisch zum Gastmahl lud, sie trunken machte und ermorden ließ.

Schwer blutende Länder blieben nach dem skythischen Zentaurenritt zurück, und die allgemeine Auflösung dieses Zeitraums der alten Welt, ihr Völkerhaß und Völkerkrieg erinnern auffallend an das zwanzigste Jahrhundert. Jeremias beugt sich wehevoll über das furchtbare Blatt der Geschichte und vergleicht den gärend schrecklichen Zustand mit brodelndem Kessel, worin alle Völker in Siedehitze durcheinander gemengt werden und der zischend nach allen Seiten übergeht. (Jer. 1, 13.)

Am längsten hält sich die gefürchtete Zwingburg Ninive, doch um das Jahr 625 scheint sie jenes Flammenende gefunden zu haben, als endlich Nabopolassar von Babylon sich mit dem über die Skythen erfolgreichen Anführer der Meder verband, mit Kyaxares, dem Sohn des Phraortes, und Ninive gleichsam in eine Beißzange geriet, die es von Nord und Süd ergriff.

Da erfüllte sich das Wort des Propheten Nahum: „Des Löwen Brut wird ausgerottet."

Das eigentliche Assyrien und dessen Einflußgebiet nahm nun der Meder in Anspruch und überließ Nabopolassar das alte Chaldäa mit dem vielsagenden Mund des Euphrat und Tigris.

Chaldäas uraltes Reich ersteht unter dem Namen Babylonien und zählt einige tatkräftige Herrscher.

Angesteckt von Assyriens soldatischem Geist während des langen Ringens, zeigt es sich aber als erobernder Staat und gewinnt die Hegemonie in der Handelseinflußsphäre, um die Assyrien und Ägypten lange gekämpft.

Im Zeichen seiner höchsten Macht sucht Neubabylon Ägypten als Vasallenstaat zu betrachten, als hätte Ägypten unter dem nubischen Pharao Necho Asiens Herrschaft nicht abgeschüttelt.

Um Ägyptens Stellung als erste Weltmacht wiederzugewinnen, hatte Necho 699 Syrien überrannt und König Josias von Juda besiegt, wodurch Asiens wichtigstes Vorland in seine Hand kam.

Doch bald war der Erfolg vom pharaonischen Zepter abgebröckelt. Um die von Necho gewonnenen Vorteile zu wahren, hatte Ägypten um die Wende des Jahrhunderts zu starke innere Unruhen.

In Äthiopien war ein theokratischer Staat entstanden mit Napata als Hauptstadt. Er verhielt sich zu Ägypten wie etwa Portugal zu Spanien und hatte wie dieses eine kurze, blendende Blüte, die ihm sogar erlaubte, das Mutterland mit einer Reihe bedeutender Pharaonen zu versehen, auf deren Denkmalen der äthiopische Typus unverkennbar ist.

Doch lybische Prätorianer verdrängten die äthiopische Vorherrschaft.

Für die Entwicklung des zweiten babylonischen Reiches sind diese inneren Zwiste Ägyptens sehr günstig. Neubabylon hat seine Glanzzeit von 605—561. Besser als das erste selbständige chaldäische Babylonien weiß es seine günstige Lage im Delta des Euphrat auszuwerten und benutzt die technischen Fortschritte der Zeit zu großartigen Wasserbauten.

Nabu Kudu usur (Nebukadnezar) fing die Wasser in den Königskanal und gründete einen Hafen, der für den Handel mit Indien glänzend gelegen war*).

In Babylon entstanden jene technisch weit gediehenen Bauten, die Herodot als Wunder der Welt preist, die umgürtende Stadtmauer, auf deren Zinnen eine breite Fahrstraße lief mit einer überwältigenden Aussicht auf die gold- und silberstrahlenden Tempelbauten, in deren Wohnungen

*) Später sperrten die Perser den Kanal oder ließen ihn versanden. Alexander der Große besaß die Klugheit, denselben unter dem Namen Palacopas instand zu setzen, als wichtige Verkehrsader.

die lange in Ninive gefangen gehaltenen Götter ruhmvoll wieder eingezogen waren.

Vom assyrischen Vasallentum befreit, erhielten die neuen Herrscher die Investitur ihres Reiches nur vom eigenen Gott Bel, indem sie bei feierlicher Zeremonie die Hände des Standbildes ergriffen.

Seiner medischen Gemahlin zuliebe errichtete Nebukadnezar, weil sie sich nach den Bergen der Heimat sehnte, in der Flachlandschaft des Delta jene „hängenden Gärten", eine künstliche Gebirgslandschaft mit allen Bäumen und Blumen medischer Höhen bepflanzt und künstlich bewässert durch hydraulische Vorrichtungen, die in einer Riesensäule verborgen liefen zum größten Erstaunen griechischer Reisender wie Herodot.

Als Zeichen der Freundschaft und Unterwerfung schickt um diese Stunde der Pharao dem babylonischen König ein Ehrengewand, wie die Ägypter von nun an überhaupt versuchen, durch Geschenke und kluge Höflichkeiten ihr Land vor Überfällen zu bewahren.

In diesem Zeitpunkt versagte Judas Diplomatie trotz der staatsmännischen Warnung seiner Propheten; es verläßt sich zu Unrecht auf Ägypten, das sich als schwankendes Rohr erweist, und wird von Neubabylon besiegt, Jerusalem im Jahre 587 zerstört und ein großer Teil des Volkes in Gefangenschaft abgeführt.

Nach einer Abbildung zu urteilen, wird in Babylon das Volk Israel als musikalisch geschätzt und findet sein Fortkommen nicht nur in der Geschäftswelt, sondern auch in der musikalischen Welt der Hauptstadt.

Vornehme jüdische Jünglinge gelangten zu Ehren, wie Daniel, der mit einigen anderen aus besten Familien am babylonischen Hof zum Edelknaben erzogen war.

Da er sich als begabt erwies, bekam er sorgfältigen Unterricht in alter Sternenweisheit, und die Gelehrsamkeit, die er gewann, hob ihn zu Macht und Einfluß.

Von ihren Propheten werden die Hebräer ermuntert zur Geduld, Fügsamkeit und Vermehrung. Prophetenmund

wird nicht müde, ein neues selbständiges Jerusalem zu versprechen — was bei der wunderbaren Neublute des einst ebenso zerstörten Babylon nicht unwahrscheinlich klang.

Freilich war Jerusalem als Handelsemporium nicht so günstig gelegen, sondern nur eine kleine Gebirgsfestung, die ein kleines Volk sich und seinem besonderen Gott erbaut. Majestatisch vermittelte Babylon den Verkehr zwischen Asien und Afrika, — der Kanal, dessen Reste heute Chat el Arab heißen, verband die Mündungen des Tigris und Euphrat — auch die Völker Kleinasiens, die arischer Abstammung waren, doch wegen der Nachbarschaft mit den vorgeschrittenen Asiaten dem Barbarentum entstiegen, wurden in den großen Handelsverkehr gezogen und treten nunmehr in wichtigen Nebenrollen als geschichtliche Spieler auf.

Die merkwürdigsten Reiche Kleinasiens sind Phrygien, ein fruchtbares, ackerbautreibendes Land, wo die Beschädigung eines Ackergerats mit dem Tod bestraft wurde, dessen Fürsten — wie der echt bäuerische Protz Midas — bäuerlicher Abstammung waren und dessen Hauptgöttin Kybele die Fruchtbarkeit der Erde bedeutete. Seine Rohprodukte waren von großer Wichtigkeit. Phrygien nahm den westlichen Rand Kleinasiens ein, seine Sprache ähnelt der griechischen, wie etwa Gotisch dem Mittelhochdeutschen.

Noch reicher scheint Lydien gewesen zu sein, die Heimat der besten Pferde; geschützt war es von der Felsenburg Sardes, die für uneinnehmbar galt.

Schon im 7. Jahrhundert v. Chr. war das Reich Lydien aufgeblüht, dank dem wunderbar emporgekommenen starken Gyges (667 v. Chr.), und die Lyder prägten die erste uns bekannt gewordene Umlaufmünze mit dem Kopf eines Fuchses. Der Nachfolger des Gyges, Krösus, der nicht ohne Snobbismus den griechischen Tempeln großartige Weihegeschenke machte, und dadurch in den sprichwörtlichen Ruf des Reichtums kam, verließ sich auf sein in Fuchsmünzen geprägtes Gold und auf seine unvergleichliche Retterei. Es war ihm jedoch bestimmt, Kyrus, dem Feind aus Iran, zu unterliegen, als erster Siegespreis der Perser, die den Bruderstamm der

Meder bereits aus der neuen Machtstellung zu verdrängen bemüht waren.

Kyrus gelang, was den Medern mißlungen war, das reiche Lydien zu erobern. Er stellte Kamele an die Spitze seiner Armee, deren starker Geruch die Pferde ängstigte, so daß sie durchgingen und flohen. Dies führte den Fall des Krösus herbei (548). — Dadurch geriet Kleinasien mit seinen griechischen Kolonien unter Irans Vorherrschaft. Ein wichtiges Schicksal stieg auf, denn dieser Fall stärkte den neuen Eroberer, den Weltthron zu besteigen.

Beherrschend wie ein großer Despot ist in Asiens Gebirgswelt der Berg „Sultai man Dagh", und die Legende weist hier König Salomon ewigen Herrschsitz an, wie in Europa besondere Berge den verschwundenen Kaisern Karl und Rotbart angewiesen wurden. Als Thronsitz Salomons galt ein gewaltiger Fels mit dem Ausblick nach Ost und West, von dem aus ein göttlich weiser Herrscher in der Tat gedankenvoll hätte Umschau halten können über das Schicksal der Völker und aus der Vogelschau verfolgen, wie ihre scheinbar rätselhaften Züge von dem Bau des Landes abhingen, je nachdem sich die Berge verbietend türmen oder talabwärts durch Bodensenkung und Flußlauf Wege in die Ferne zeigen.

Asiens Bergzüge schließen gegen den fernen Osten ab mit Festungsmauern über Festungsmauern gewaltig ragender Höhen, gegen Westen gehen sie über zu sanfteren Bergrücken, und es öffnen sich Täler, es ergießen sich Flüsse europawärts. Insbesondere Kleinasien, das mit Irans Plateau verglichen worden ist, hat diese Neigung und Senkung, die zum Verkehr mit dem Nachbarfestland einlädt und dessen unzählige Halbinseln und Inselchen zahnen sich ein*).

Sie bilden gefälligen Übergang für Rassen, Sprachen und Religionen. Hellespont und Bosporus sind keine ethnographische Grenze.

Jede einzelne Insel hat ihre besondere Mischung von

*) Curtius (griechische Geschichte) sagt: „Wie ein kleines Iran baut es sich aus der Mitte dreier Meere auf."

asiatischem Wesen, ihren besonderen Handel, ihre besondere verwandtschaftliche Beziehung nach Asien und Europa.

Lydien und Phrygien sind namhafte Übergangsländer. Gleichzeitig mit dem Überhandnehmen der weißen Rasse von Groß-Iran aus erlangt dieselbe größere Bedeutung in Klein-Iran, nämlich Kleinasien, und in Afrika, wo griechische Kolonien bedeutend werden, so die Griechen in Kyrene 648 resp. 625 v. Chr. Kyrene blüht durch den Handel mit dem Gewürz Silphium.

Die Griechen fühlen sich, sie werden ernst genommen, in Ägypten so ernst, daß man beginnt, sie anzuziehen, ihnen den Flottenbau anvertraut und durch sie dem Semitentum Schach zu bieten sucht. Ihre Sprache wird eingeladen, die Mode des Semitismus zu verdrängen unter Psammetich I., dessen Regierung durch eine neue, im Vergleich zu früherem Stil zarte Kunstblüte sich auszeichnet. Die vornehmen ägyptischen Kinder werden angehalten, Griechisch zu lernen, und selbst für gebildete Sklaven wird dessen Kenntnis unerläßlich.

Mit dem neuen Babylon stehen die Griechen in freundschaftlichem Handelsverkehr. Reisende wie Herodot erscheinen als Touristen am Nil und am Euphrat. Als erster erzählt Herodot von diesen gewaltigen Reichen, viel später folgen ihm auf dem Gebiet der Geographie und Geschichte Manethos für Ägypten, Berosus für Chaldäa und Assyrien und Sanchoniathon, dem wir einige Kunde über Phönizien verdanken.

Israel ist noch so unbekannt, daß es von Herodot gar nicht erwähnt wird. Dagegen erzählt er Wunder von den zu geschichtlicher Stellung eben aufgerückten Medern, die er Arier nennt. Neue Forscher behaupten, nur ein Teil des Medervolks sei arischen Stammes gewesen.

Schicksal der Meder war es, die Erbschaft der mesopotamischen Reiche anzutreten und sich an deren Kultur zu berauschen, bis sie ihrerseits (nach 150 Jahren) von dem nachdrängenden, ihnen ähnlichen Brudersstamm der Perser besiegt und verdrängt werden. Der erste große Erfolg der

Perser, der Sieg über Krösus, verlieh ihnen politische Übermacht und lieferte die nötigen Geldmittel zur Gründung des Weltreichs. Die Meder sind gleichsam nur Vorläufer und Platzhalter der persischen Macht, die alle Trümmer urältester Reiche endlich kräftig zusammenfaßt und in neue politische Bahnen fortschrittlicher Art zu lenken sucht.

Mit Lydiern, Medern, Persern und Griechen tritt Japhet, der jüngste Bruder siegreich auf den Plan.

Turanische, kuschitische, semitische Völker und deren Mischlinge weichen zurück.

Bedeutungsvoll bleibt von der Nachkommenschaft Sems nur Israel als geschichtliches und geschichtlich unverwüstliches Volk. Japhet ist es bis heute noch nicht gelungen, sich endgültig mit ihm auseinanderzusetzen.

Die vierte Stufe des Gemüts.

9. Jordan und Adonis.

Michelangelo, der gewaltige Künder und Deuter des Alten Testaments, wußte zu tiefst in das schmerzlich erhabene Geheimnis Bruder Sems einzudringen.

In die dreieckig gewölbten Felder, die in der sixtinischen Kapelle die Decke umschließen, bringt er als Gegensatz zu der leidenschaftlichen Tatkraft, welche sich in den Hauptfeldern ausdrückt, noch in den tragenden Figuren die Muskeln schwellt und majestätisch verhalten in den Propheten und Sybillen strotzt, daß die Decke fast birst, einen Kranz hoheitsvoller Ruhe und Stille, eine Größe des Geduldens und Erleidens, indem er in jedes dieser Felder eine Gruppe in wartender Stellung einfügt.

Er nennt sie Vorfahren Christi. Es sind Symbole von Generationen, die da warten, stets ein Kind oder Kinder im Bild, Vorspiel der heiligen Familie, würdige Vorfahren, mystische Davidsöhne, Töchter und Enkel, weil sie so erhaben

warten, getaucht und versunken in unzerstörbare Hoffnung trotz allen Schicksals.

Woher diese erhabene Geduld in endloser Wartezeit, dies vielhundert-, ja tausendjährige demütige Warten, Dauern und Ausdauern, dies Zuversicht-Vererben von Kind zu Kind auf das mystisch vorausgesagte Königskind, das aller Völker König und der große Friedensfürst werden soll, die Ruhe und Erfüllung nach so viel Streben, Sehnen und Streiten?

Ist es in der Wüste gelernt, in der endlosen Zeit des Wanderns oder im zähen Kampf um das Land der Verheißung oder in Gefangenschaft, Verbannung und Verachtung Generationen lang?

Hat wie bei anderen Völkern die Umgebung, die geographische Notwendigkeit schicksalhaft gewaltet?

Was Kindheit und Jugend eines Volkes beeinflußt, ist unvergeßlich eingeprägt, wie das, was Kindheit und Jugend des einzelnen beeinflußte und gestaltete.

Im heroischen Jünglingsalter rastete Israel zu Füßen des schrecklichen Sinai und träumte leidenschaftlich, auf göttliches Versprechen pochend, angesichts der fürchterlichen, ewig baren, durstigen, rotflammenden Felsen, von grünen Zweigen, die ins Wasser hängen, von Trauben, die zwei Männer tragen müssen, von einem Land, wo es gnädig regnet, wo für alle Milch und Honig fließt, wo kein Nacken gedrückt ist.

Und Israel nahm sich vor, Göttern und Menschen dies Land abzutrotzen.

Als es aber verscherzt war, nahm es sich vor, ewig darum zu weinen, bis Gott sich seiner von neuem erbarme.

Sems zäheste Söhne setzten sich vor urdenklichen Zeiten im „Land der Verheißung" fest, das die Christen als Heiliges Land bezeichnen, ein sonderbar beschaffenes, ja einzigartiges Land, das zu der einzigartigen Geschichte stimmt, die dieses Volk zu erzählen hat.

Kein Land wurde je so heiß geliebt.

Treu trauerten die Juden in Ninive und Babylon um ihre heilige Wohnstätte. Als sie von Titus wiederum ver-

trieben wurden, trauerten sie fast zweitausend Jahre, und heute kehrt eine große Anzahl begeistert dahin zurück, wo Generation auf Generation an der Mauer des zerstörten Tempels klagte.

Fürwahr eine Geschichte von einzigartiger Trauer und Großartigkeit.

Mit stolzen Legenden, die sich unvergeßlich einprägen mußten, erzählte Israel, wie es — von Gott selbst geführt — dies Land erreichte und in Besitz nahm. Das kühne, orientalische Gleichnis, die Sonne sei stillgestanden auf Befehl des Heerführers, damit Jericho, die wichtigste Pforte des Gebiets, erobert werden konnte, nahmen Völker von Gläubigen für buchstäblich wahr.

Mochten sich andere Nationen und Fürsten noch so sehr ihrer Waffentaten rühmen, wer konnte sich so hoch preisen, daß die Sonne selbst stille stand, auf daß dieses Volk seine Heimat fände nach unendlicher Wanderung.

Israels poetischer Genius steigerte also außerordentlich die Geschichte der Einwanderung, die wahrscheinlich banal verlief, ähnlich wie viele Einwanderungen semitischer Nomaden, die eigensinnig und zäh so lange die eingesessenen älteren Zivilisationen umbrandeten und unterspülten, bis es ihnen gelang, sich in besserer und bester Gegend festzusetzen, meist sich vermengend mit den früheren Einwohnern, deren Götter in die eigenen aufnehmend, deren Töchter heimführend, wie es die Propheten auch den Israeliten bitter vorwarfen.

Die zwölf Stämme handeln durchaus nicht in Einigkeit, sondern jeder schiebt sich selbständig vor, kräftiger, je nachdem er stark und kriegerisch ist, mit sehr verschiedenen Schicksalen, je nachdem stärkere oder schwächere Feinde zu überwältigen sind.

So werden die Stämme Ruben und Benjamin ganz aufgerieben, andere verschmelzen fast mit den vorhandenen Völkern, und es gelingt ihnen nicht einmal, ein zusammenhängendes Reich zu bilden, sondern ihr Wohnen bleibt zerstückt und zerrissen wie die Gegend selbst, gegensätzlich ge-

teilt*). Lange werden sie nur von den sogenannten Richtern in Kriegsnot geführt, Häuptlingen, die da und dort wie Araberscheiks, oder den Condottieri ähnlich, auftraten.

Mit Feinden ringend, die in den Künsten des Krieges und Friedens weiter waren als sie selbst, lernten sie vom Gegner, wie ein Feind zu besiegen sei und lernten, was ihnen lange widerstrebte, festes Bauen, Befestigen und Verschanzen an geeigneten Plätzen, bis endlich der glücklichste und genialste unter jenen altisraelitischen Bandenführern David einen außerordentlich festen Platz ersah, seine Herrschaft zu sichern, die Stätte Zions, 715 Meter über dem Meer, eine natürliche Festung bildend.

Zion ist die finstere Königin von Palästinas heroischer Landschaft, heiß geliebt als Beherrscherin ihres Landes, und keiner Stadt Ruf der Heiligkeit hat so lange und so vielen geleuchtet und den Traum dieser Heiligkeit bis in himmlische Höhen gemalt, das Auge des Gläubigen mit Edelsteinbauten entzückend.

Unwahrscheinliches Schicksal der kleinen Bergfeste!

Alles ist unwahrscheinlich, sonderbar, unerwartet in diesem Land. Das Volk, das seine heroische Jugend und religiöse Ekstase darin erlebte, kann es nie vergessen. Ja, ferne Enkel, die es nie bewohnt, tragen noch das einst aufgedrückte Gepräge, und bewußt oder unbewußt bleibt jene Landschaft das Land der Sehnsucht auch für die längst ausgeschwärmten Kinder.

Für den Betrachter, der Palästina und das Volk Israel sinnend in Vergleich zieht, ist dies besonders deutlich sichtbar. Kein Land auf der bewohnten Erde ist so erhaben tragisch, so religiös ergreifend, so voll schroffer, niemals vereinbarer Gegensätze. Jedes Laster und jede Tugend ist auf die Spitze getrieben, wild, leidenschaftlich zerrissen, zäh und auch mild idyllisch, arkadisch fruchtbar, ein Land von

*) Die Stämme Ruben und Levi schrumpfen zusammen, zum Teil auch Simon und Benjamin. In Palästinas Mitte lagern sich Ephraim und Issaf. Die Eindringlinge bestehen aus 3 Gruppen, im Süden siedelt sich Juda mit den Resten von Simon an, im Norden Issaakel, Naphtali, Jabulon und Dan.

Milch und Honig, von Harfe und Schalmei. — Ein Land, wo schauerlich Besessene in Schweineherden fahren und sich in verwunschener Gegend von spitzen Felsen stürzen und auch ein Land, auf dem des Himmels Segen sichtbar ruht, wo ein Patriarch in seinen üppigen Weizenfeldern zarte Mildtätigkeit übt, indem er Knechten und Mägden befiehlt, unbemerkt für die Ährenleserinnen Ähren fallen zu lassen, um milde zu sein, ohne zu beschämen oder damit groß zu tun.

Ein Land, wo die fürchterlichsten Flüche ausgespien wurden aus geifernden, entsetzensvollem Mund — ein Land, wo die mildeste Hand siegreich des Hasses Flamme wehrte, und der mildeste Mund sprach: „Segnet, die euch fluchen!"

Der Schauplatz entsprach vollkommen den im Guten wie im Bösen außerordentlichen, gewaltigen Spielern, die ihn betraten.

Feuer und Wasser haben auf das seltsamste und schärfste das Profil der Landschaft gerissen, wie das Profil der Rasse unverkennbar gerissen ist.

Der Landschaft merkwürdigster Zug, der einzigartige, ist jenes Tal des Jordan — in gleicher Richtung verlaufend wie Libanon und Antilibanon, das Palästina in zwei scharf getrennte Welten scheidet, einschneidender als ein Meeresarm.

Denn es ist kein Flußtal im gewöhnlichen Sinn, sondern ein langgestreckter Abgrund, in dessen Tiefe das unheimliche Gewässer fließt.

Es ist, als hätte hier die alte Erde einst zu einem namenlosen Schmerzensschrei die Lippen aufgetan und sie nie wieder zugebracht, daher der entsetzlich klaffende Riß, der ewig gähnende Schlund.

Gleich einem Tränensee liegt das salzige Tote Meer am Ende der Schlucht, und unablässig speist der tiefe Lauf des Jordan das tote Wasser mit neu hinzugeweinten Tränen.

Nördlich des Einschnittes auf sanft gewellter Terrasse liegt Galiläa, weiter südlich Samaria und im Süden, den Schlund überhöhend und überhängend mit finsteren Felsen, das enge und rauhe Judäa.

Von Galiläa nach Judäa schreitend — eine Fußwande-

rung, die Jesus mit seinen Jüngern oft getan —, es ging hinauf nach Jerusalem ins Gebirge, sah man auf das eindrucksvollste, wie sich der Charakter der Landschaft veränderte, ein Wechsel der Maske sich bedeutsam vollzog.

Unverständiger Räubersinn und vielleicht kosmische Veränderungen haben die Stätten geschändet und klimatisch verändert, die Jesu Schritte gekannt, sein Kinderspiel und seine Jünglingswanderungen.

Zu Jesu Zeiten war Galiläa, wie noch Josephus berichtet und wie es aus den Schilderungen der Evangelisten erhellt, ein vollendetes Paradies. Sanfter Überschwang der Schönheit führte unbemerkt von Wirklichkeit zum Traum. So würzig war die Luft auf den gesegneten Höhen um den See Tiberias, daß ein seliges Entschweben in die Zauber des Abendrots gegeben schien, eine Verklärung als Geschenk der Gottheit unter anderen lieben Geschenken.

Sie gab ja alles so väterlich in diesen reich gesegneten Gefilden. Um zu leben, war keine harte Arbeit nötig, geiziges Raffen erschien sündhaft lächerlich inmitten freundlicher Fülle, die soviel des Glückes bot und soviel der Muße, um das Glück beschaulich zu genießen.

Zahme Vögel umflatterten die Wanderer und regten sie an zu frommer Betrachtung, wie unnütz Sorge sei, denn sollte der offenbar so väterlich gesinnte Gott, der einen Garten gepflanzt mit glücklichen Geschöpfen darin, um sich an ihrem Dasein zu erfreuen, für die einen nicht sorgen wie für die anderen?

Wunderbarer Fischzug erfreute die Herzen, in silberner und goldener Schönheit breitete sich seine Pracht im Abendrot als Vordergrund der freigebigen Landschaft, wo Wein und Öl und Milch und Honig jeden fast mühelos laben konnten. Eine Landschaft, still, zart und selbstgenügsam wie jenes Umbrien des Franz von Assisi; vorbildlich für die Wonne der Großmut, der Freigebigkeit, holden Mitteilens, zuweilen mystisch überschwenglich mit würzig berauschender Luft, als trüge sie den Andächtigen sanft von der Erde fort, wenn er die Höhen um den See bestieg.

Von diesen Höhen stürzten nicht nur Wässerlein munteren Wesens, es fielen Sturzbäche wilder Blumen zu Tal, Lilien, Mohn und Rosen, „herrlicher gekleidet als Salomon in seiner Pracht", und der Schönheit voll hingegeben, wie sich der Mensch der Schönheit hingeben soll.

In diesem Galiläa — wie in Umbrien zur Zeit des Franz von Assissi — mußte ein Trachten nach Geld und dem, was Geld irgend kaufen konnte, mußten jeder Geiz und Ehrgeiz nicht nur sündhaft, sondern fast irrsinnig erscheinen.

Eine finstere Auffassung göttlicher Gewalt lag fern, die sanfteste Auffassung suchte nach Ausdruck und offenbarte sich siegreich.

Welchen Gegensatz bot Jerusalem zu Galiläas satter Lieblichkeit!

Wild und weh starrte von jeher sein steiniges Gebiet. Es glich, dürr und durstig, dem hageren Fanatiker mit glühenden Augen und leidenschaftlichen Gebärden, dem immer wiederkehrenden Propheten, der mit den Königen rechtet und grollendes Volk um sich sammelt.

Wie von hageren, wild emporgeschnellten Armen weht es in dieser Luft, und gemarterte Arme breiten sich kreuzweis . . . und ein gespenstisches Kreuz herrscht auf Kalvarienhöhe.

Des Libanon Haupt, der ewig weiße Hermon und der langgestreckte Hals und Rücken des Gebirges schütteln eine Mähne wildester Wasser talabwärts.

Geschichtlich und religionsgeschichtlich wichtige Flüsse entspringen dieser gewaltig herabfließenden Wassermähne. Sie sind beredtsam wie fanatische Prophetenstimmen in ihrem Toben und Tosen durch unerhörte Klüfte und von bezaubernder Anmut, wenn sie endlich, zu Tal gelangt, Paradiese bewässern, wenn die Blütenpracht des Granatbaums und Oleanders sich in ihrer Flut spiegelt, die Rose und Palme von Damaskus darüber zittert.

Hauptsächlich gilt dies für den Orontes und Litany, die das hohle Syrien befruchten, die Ausbuchtung zwischen den parallelen Ketten des Libanon, der gleichlinig mit der

Meeresküste zieht, und des Antilibanon, dem die Schlucht des Jordan parallel eingesenkt ist.

Der Jordan hat eine Abenteuerfahrt durch den See Tiberias, aus dem er rein und klar heraustritt, denn dieser Wundersee hat reinigende Kraft und ist stets himmelsklar. Schlammig fließt der Jordan hinein und kommt in verjüngter Reinheit wie getauft heraus. An dieser für die mystische Kraft der Taufe vorbildlichen Stelle fand wohl das Taufen durch Johannes statt.

Ein anderer Fluß, der dem Libanon entspringt, ist in heidnischem Sinn mystisch bedeutsam geworden. Er heißt noch heute Adonis. In den wild zerklüfteten Bergen, die er durchstürmt, wurde Adonis vom Eber zerrissen und von der Göttin, deren Mondlicht traurig über den Gipfeln aufstieg, leidenschaftlich beweint. Ihr gesellten sich in Tränen am Jahrestag jenes Todes unzählige Züge von Klagenden, die pilgerten und Station machten von einem Tempelchen und dem Adonis geweihten Heiligtum zum anderen. Solche waren überall an Vorsprüngen und Felsenabhängen angebracht, eingehauen und eingelassen, wo die Talschlucht am schönsten und schauerlichsten ist, wo der Fluß am lautesten und leidenschaftlichsten um Adonis zu schluchzen scheint. Er stürzt sich bis zu 1000 Fuß herab, hat auf das seltsamste Felsenpforten ausgehöhlt und grabähnliche Felsbauten geschaffen, so daß man zuweilen zweifeln kann, ob sie Werke des Wassers oder der Menschenhand sind. Stellenweise sind es Wölbungen, die sich über der Schlucht gleich Tempelkuppen schließen.

Zuzeiten färbt sich das Wasser blutrot — dank irgendeinem Zauber der Unsichtbaren —, der Glaube sah darin eine Erinnerung an das Blut des Adonis.

So hing der syrische Kult einer der innigst empfundenen und dramatisch stets aufs neue belebten Kulte, alle Wonnen mystischen Schmerzes auskosten lassend, eng mit einer Naturerscheinung zusammen. Das wie fanatisch wildbewegte Antlitz der Gebirgslandschaft Syriens und Palästinas peitschte überall zur Ekstase auf. Mythos und Mystik senkten tiefe Wurzeln in die Felsen und blühten seltsam mit betäubendem Duft.

Hier wie dort wurde eine Essenz leidenschaftlichen Glaubens hergestellt, von solcher Zauberkraft, daß ein Tropfen genügte, um bis weit hinaus religiöse Ideen und Gebräuche zu entsenden.

Ewig singt es an den Hängen des Libanon, trauervoll, weil das Schöne sterben muß, und erhebt sich zu Jubel, weil das Schöne aufersteht.

Aber an den Ufern des immerdar kristallklaren Sees Tiberias, um den sich ein Teppich von Blumen schmiegt, konnte man von beschaulich holdem Dasein träumen und den raffenden Reichen verachten, denn in dieser Landschaft genoß der Ärmste den höchsten Luxus, Schönheit.

So war hier gleichsam die Stätte vorbereitet, wo das Neueste und Merkwürdigste an Weltanschauung, das Israel zeitigte, zu hohem Ideal ausreifen konnte.

Von Anfang stand Israels Gott im Gegensatz zu anderen Göttern, die zu irdischen Herrschern wurden; er war nicht dem Hohen und Starken parteiisch geneigt, sondern demokratisch gesinnt und erteilte dem irdisch Armen gern seine Huld. Emporkömmlinge sind seine Lieblinge, das Entstehen geschlossener Adelskasten wird möglichst gehindert.

Während in anderen Sprachen mit dem Begriff „reich" Wohlgefallen, Stolz und Anerkennung des Herrscherhaften sich verbindet, schließt das hebräische Wort „reich" Kritik ein mit Rüge und Mißtrauen. Solches ist ursprünglich mit dem Ausdruck für reich, groß, mächtig — asir, gadol, aris — eng verbunden. Der Handel, der reich macht, wird von den Propheten, z. B. Nahum, lange verworfen, ebenso der Wucher. Vielleicht war der reiche Hebräer nicht immer großmütig wie ein Tobias, sondern zur Ausbeutung und Härte geneigt. Jedenfalls hat er die heiligen Männer seiner Nation zu den schärfsten Ausfällen angeregt, und gerade diese Ausfälle machten die Bibel dem kleinen Mann besonders teuer, denn er fühlte sich versichert, bei Gott eine Vorzugsstellung zu genießen.

Während das Wort „arm" in anderen Sprachen Mißachtung und Herabsehen ausdrückt, ist es im Hebräischen

begrifflich mit Lob, Anerkennung und Bewunderung verbunden, in lobendem Gegensatz zu „reich" gestellt. „Anao" heißt der Arme, Mitleidswürdige und auch der Sanfte, der Freund. Ähnliche Vorstellung verbindet sich mit dal und ebion „der Nichtbesitzende", der, „den Gott zum Freund annimmt" und frühzeitig erscheinen unter verschiedenen Bezeichnungen, die an diese Worte anknüpfen, freiwillig Arme einzeln oder als kommunistische Bruderschaft, die Niedrigkeit in den Augen der Welt wählen, um desto höher in Gottes Wertung zu steigen.

Diese Brüder, die in der ersten Zeit meist unter dem Namen „anavim" zusammengefaßt werden, heißen später Nazaräer, da ihr Mittelpunkt die Stadt Nazareth ist. Sie werden von reichen und hochmütigen Priestern verachtet („Was kann von Nazareth Gutes kommen?"), lassen sich aber dadurch in ihrer mystischen Seligkeit, die in bescheidener Beschaulichkeit gipfelt, nicht stören.

Indes die Hochmögenden auf Gottes Stärke, Stolz und Rache unermüdlich pochen, halten sie die Tradition eines gütigen und erbarmenden Gottes aufrecht.

In sanften Gefilden entdeckt der Mensch zuerst staunend die Güte und schreibt diese Eigenschaft fromm begeistert seiner Gottheit zu. Er entdeckt die Freude am Gütigsein — sie kann bis zur Verzückung gehen — und mutmaßt, diese Freude müsse Gottes Freude, ja der Inhalt seines Wesens sein, weil sie die erhabenste Freude ist.

Solch menschliche Milde steht den bis dahin grimmen oder gleichgültigen naturhaften Göttern seltsam zu Gesicht.

Insbesondere ist die Wandlung merkwürdig, die der Gottesbegriff El, dann Jahve erlebt, vom rätselhaften Odem des unfaßlichen Naturwaltens zum bösen Blitzgott, eifersüchtigen National- und Kriegsgott eines kleinen Volkes und von da zum milden Vater aller Völker, zu einem glücks- und gütebedürftigen Herrn, der alle gleichmäßig bedenken, allen auf einmal gerecht sein will.

Griechenland und Israel entwinden sich bewußt und triumphierend dem Aberglauben des Menschenopfers, das

sie wie andere geübt, und das philosophischen Ausgang nicht fern der Menschenfresserei genommen. In Israels Bibel und im Homer, dessen Werk lange als griechische Bibel gewertet ist, wird von der Gottheit selbst Kritik geübt am Menschenopfer und das Opfer entrückt. Bei den Griechen scheint sich der Brauch nach stillschweigendem Übereinkommen von selbst verloren zu haben, doch Israels Propheten müssen sich immer wieder für die neue Weltanschauung einsetzen, wegen des schlechten Beispiels angrenzender Völker. Der drohenden Gottheit das teuerste zu opfern, wie Agamemnon und Jephta ihre Töchter (der eine 1000 v. Chr., der andere früher), war lange, besonders in verzweifelter Kriegszeit üblich. Irgendein Herrscher von Israel verbrennt in seiner umzingelten Stadt den erstgeborenen Sohn, und der Rauch dieses Opfers flößt solches Grauen ein, daß die Belagerer abziehen.

Die Semiten waren diejenige Rasse, in der am stärksten die Überzeugung lebte, die Gottheit verlange Menschenopfer, ihre Gnade sei damit zu kaufen und ihnen war solches Opfern am schwersten abzugewöhnen. Ihrem Gott gegenüber empfanden sie schlechtes Gewissen, wenn sie nicht also opferten und suchten ihn zu entschädigen, ihm abzukaufen, was ihm eigentlich gebührte.

Um so heroischer war der Aufstieg des israelitischen Denkens und Fühlens bis zur jüngsten Auffassung, Gott gebühre Opfer in anderem Sinn, nicht äußerlich blutig, sondern ein fortwährendes Hingeben des Lebens, ein freudiges Entäußern und Schenken als Gegengabe für den, der alles schenkt.

Diese jüngere, gleichsam verklärte Auffassung des Opfers vertraten die Nazaräer und bereiteten mit ihrer bescheidenen Hingabe den Boden für Nazareths größten Sohn.

10. Wort und Zahl.

Die mächtigen semitischen Völker, die in der Alten Welt so großartig gewirkt haben, gingen unter oder versickerten in anderen Völkerschaften.

Es erhielten sich nur jene Beduinen in der Wüste, von denen das große, geschichtlich wertvolle Volk der Araber Ausgang nahm und dessen Ausläufer noch heute wie vor tausend Jahren wüste Länder durchziehen, und endlich das Volk Israel, das auf der weiten Welt beduinenhaft wandert und grast, Zelte baut und wieder abbricht.

Israels Bestehen und Dauern — welch Schauspiel, das wohl den mystischen Stolz rechtfertigen mag, der den Spieler des Spiels erfüllt, die kühne Annahme, er sei ein Erwählter, erwählt von einem ihm besonders zugetanen, einzig mächtigen, allmächtigen Gott.

Angesichts der anderen Nachfahren Sems, die vor ihm die Geschichte der alten Welt mit ihren Reichen erfüllten, ist Israel wie ein Schilfrohr im Vergleich zu den Riesenbäumen des Urwaldes. Wie ein Schilfrohr beugt es sich in jedem Sturm. In der Biegsamkeit liegt seine Kraft, es wird tief hinabgefegt, es küßt demütig den Boden, indes die stolzen Bäume trotzten und prahlten, bis sie niedergeschmettert wurden von Blitz und Sturm, daß ihre Blüten und Früchte vergingen, daß ihre Stämme und Zweige schließlich moderten und der Erde gleich wurden, und ihre Stätte sie nicht mehr kennt.

Als Israel zum erstenmal geschichtlich genannt wird auf der Stele eines vergessenen Pharao, wird es *als vernichtet* genannt. Ähnlich lautet der Kriegsbericht des römischen Imperators, nachdem er Jerusalem zerstört und das Volk der Juden in alle Winde zerstreut wie Asche, die ausgebrannt ist. Ägyptens Kraft kniet auf ihm — umsonst; Assyriens Kraft, Babyloniens Kraft — umsonst; Rom wuchtet umsonst, das Mittelalter lauft umsonst Last um Last, ohnmächtig ist jede Wut, die es zerstampfen will.

Offenbar hat es nicht wie andere Völker, die vergehen durften, seine geschichtliche Aufgabe vollends erfüllt.

Sie erscheint oft unheimlich, dämonisch, denn der ewige Jude tritt auf wie ein Todesengel überall und immer, wo Nationen sterben, er gehört zu deren Hippokratesgesicht, zum Zeichen des Endes, zur Gefahr eines Versinkens in Geschichtslosigkeit. Wo es modert und gärt, ist sein Wander-

ſtab am lauteſten hörbar, Ahasver ſieht unzähligem Sterben zu, im letzten Kampf möchte man ſich ſeines ſtechenden Blicks erwehren, ihm die Erbſchaft vorenthalten, ihn, den Todeskünder töten. Bis jetzt konnte er ſo wenig ſterben wie der Tod ſelbſt.

Mit Gebärden der Fieberwut ſich ſeiner zu erwehren, iſt unmöglich, der Bann wird nur dadurch gebrochen und Ahasver verwandelt zu einem weiſen, freundlich viel erfahrenen Greis, von dem manches zu lernen iſt, wenn eine Nation durchaus geſund bleibt und ſeine Dämonie nicht herausfordert, nicht ruft, ihr keinen Platz, keinen Boden zu den Spielen der Verweſung gibt. Denn alles, was wir am Juden ſcheuen und haſſen, rufen wir ſelbſt an ihm und in ihm wach und in der Folge an uns und in uns. Jede Nation hatte ſtets genau die Juden, die ſie verdiente, Verkünder ihrer Laſter, Symptome ihrer Erkrankung oder Preis ihrer Tugend, Lächeln ihrer Geſundung.

Bei Betrachtung dieſes räteſelhafteſten aller Völker oder vielmehr in den Träumereien über ſeine Sphinxgeſtalt verſuche ich mit beſtem Willen objektive Wertung ſtatt der üblichen leidenſchaftlichen Parteinahme.

Wie die großen Völker des Altertums geſchichtlich ſtarben und Iſrael, das kleine, beſtand und dauerte, alſo beſtand und dauert ſein heiliges Buch mit der Chronik ſeiner kleinen Streitigkeiten, indes die heiligen Bücher anderer Völker mit den Berichten ihrer großartigſten, geſchichtlichen Begebniſſe, ihrer ungeheuren Kämpfe aus dem lebendigen Bewußtſein verſchwunden ſind.

Tiefſinnige, reiche, hochfliegende Philoſophien wurden vergeſſen, aber Iſraels Weltanſchauung konnte ebenſowenig ſterben wie ſein Volk. Ja, ſie wurde aufgenommen von unendlich viel Fremden trotz völkiſchem Haß für die Verfaſſer der Bibel, wurde unentbehrlich, wurde buchſtäblich aufgefaßt und ging trotz ihrer Fremdheit den Nachfahren des jüngeren, ſonſt ſo hochmütigen Bruders Japhet über in Fleiſch und Blut, niemals mehr zu verlöſchen. Sie ſteht ſieghaft über der ariſchen eigenen Tradition.

Diese vielleicht merkwürdigste Erscheinung der menschlichen Geistesgeschichte wurde unter anderem zurückgeführt auf die Fähigkeit des Israeliten, alles zu vereinfachen, in mathematische Form zu prägen und gleichzeitig auch für das kindlichste Gemüt anschaulich, geläufig, gemeinverständlich zu machen.

Nach dem Ermessen bedeutender Kenner des Hebräischen hängt dies mit dem Geist der Sprache zusammen. Im Gegensatz zu anderen, stets dem phantastischen Überschwang der von Metapher zu Metapher an Göttern sich bereichernden Idiome blieb das Hebräische puritanisch trocken, konzentrierte sich streng und konturierte sich scharf, ohne weiches Verdämmern und Verschlingen.

Das Hebräische steht mit glattem Stamm und zählbaren einzeln kenntlichen Blättern wie eine Palme in der Wüste, im grellen Licht.

Indes bei arischen Sprachen ein Wort sofort eine Familie von Worten, ein unendliches Spiel von Analogien und weiten Verzweigungen üppig auslöst, steht das hebräische Wort für das, wofür es steht, wie eine Nummer für ihre Nummer. Das Hebräische ist, man möchte sagen, dem Bedürfnis nach Polytheismus, der in allen anderen Sprachen schlummert, von innerstem Wesen aus abgeneigt.

Der israelitische Mystizismus gedeiht auf einem anderen Plan, in einem anderen Reich, im Reich der Zahl.

Die Zahl, mutmaßlich von den Chaldäern zuerst entdeckt, und die Wissenschaft der Zahl, zuerst von ihnen geheim gehütet, macht sich der Hebräer vollkommen zu eigen, als das ihm zugefallene von den geistigen Gütern der Menschheit.

Es gehört zum feierlichen Schicksal aller Völker, daß es Bruder Sem war, der die Zahl zu eigen nahm.

Ihm wurde diese stolze Eingebung zuteil, sie gehörte fortan, eng mit ihm verwachsen, zu seinem Leben und war die Wurzel seiner Weltanschauung, der Keim aller seiner sozialen Errungenschaften.

Damit geschah ein Außerordentliches für die Geschichte der Menschheit.

Sem war sich der mystischen Größe seiner Entdeckung voll bewußt, und in ihrem Reichtum fühlte er sich stolz, ja hochmütig jenen gegenüber, die seiner Kunst nicht gewachsen waren und gar nicht oder mühsam an den Fingern zählten, indes er tiefer und tiefer eindrang in das Geheimnis der Zahl und mit ihrer Kraft Staunenswertes vollbrachte.

Die Zahl wurde seine Leidenschaft, sein eigensinniger Glaube, sein ihm verliehenes unsichtbares Reich, seine strotzende Überlegenheit, sein kühner Zauber, seine Gottheit.

Als Sem in Chaldäas Volk das vorherrschende Element geworden, vermaß er sich, durch die Zahl mit den Sternen Zwiesprache zu halten und auf Erden Unerhörtes zu vollbringen. Der Chaldäer nennt seine Götter und Göttinnen mit Zahlen. — So heißt der Venusstern — Astarte — „zwanzig".

Höhere Zahlen zu begreifen und zu nennen, ist in grauer Vorzeit eine so heldenmäßige Anstrengung des Gehirns, daß sie typisch wird für Göttlichkeit und keine erhabeneren Namen für Gottheiten erdenklich sind als Zahlen, in deren Begriff sich hohe Träume einnisten.

Mit kühnem mathematischen Denken vollbringt es der Hebräer, die Vielheit, in deren Wirrsal sich andere verstricken, schließlich fest in strenge Einheit zusammenzuziehen, den klar beleuchteten Begriff der Einheit zu fassen, die Versöhnung, die Beherrschung, Nenner und Zähler zugleich dem großen Eins, dem Einen, dem alleinigen Gott anzuvertrauen.

Solches reift allmählich im Denken des lebensfähigsten Semiten. Sehr bald hat sich Bruder Sem in das Reich der mystischen Mathematik begeben und schreitet darin seit Jahrtausenden, ein Zaubermeister, von Wunder zu Wunder mit schwelgender Geisteskraft.

Auf den Warten fast frevelmütiger Türme aus gebackenem Ziegelstein heben in Chaldäa weise Herrscher und Sterndeuter, Priester und Könige die Arme begeistert zum bestirnten Himmel und deuten ihn ab mit ihrem Zepter. Sie setzen den Tierkreis ein und teilen die Zeiten. Sie

wissen über die Welt und ihre Erschaffung zahlenmäßig zu berichten. Das Mißtrauen, das der Israelit als kindlicher Wüstensohn zuerst dieser Weisheit gegenüber gezeigt, schwindet, und er wird bester Schüler und Nachfolger der Chaldäer, vermutlich schon lange, bevor Daniel in Babylon den Titel „Haupt der Gelehrsamkeit" empfing.

Bruder Sem glaubte alles zahlenmäßig begreifen, schätzen, ausdrücken, einteilen und regieren zu können von den ersten Tagen seiner Weisheit an bis heute. Sein Denken ist so durchaus auf die Zahl gestellt, daß er nicht anders als mit ihr hantieren kann in jeder erdenklichen Lage und Frage.

Dies war von je seine Weisheit und das Ende seiner Weisheit, das Einseitige seines Vermögens. Denn er suchte und sucht auch heute noch des öftern mit der Zahl zu fassen, was nicht mit der Zahl zu fassen ist, zu zählen, was unzählbar, zu messen, was unmeßbar und zu wägen, was unwägbar ist.

Auch Bruder Japhet, ohne je Sems Zahlenweisheit zu erreichen, ahmte des öfteren nach, was ein Rechenfehler der majestätischen Rechenkünstler war.

Sem glaubt an die Mehrzahl, weil er an die Zahl glaubt. Er meint, daß auf sittlichem Gebiet zahlenmäßig gewertet werden kann, daß Gott nachrechnet und wir ihm vorrechnen können, ihm abkaufen, ablösen, was er als Besitz betrachtet.

Ist die Erstgeburt Gottes Besitz, rechnet der Hebräer, so streckt Gott die Hand danach, wie sie der Gläubiger ausstreckt nach des Schuldners Habe; vielleicht läßt er sich auch abfinden, ja es läßt sich mit ihm handeln bei entsprechender Klugheit oder soviel zusammenraffen aus Verwandtschaft und Freundschaft, daß die von Gott verlangte Zahl irgend voll wird.

In altertümlich orthodoxen jüdischen Gemeinden soll sich bis heute eine ergreifende Sitte erhalten haben. Liegt jemand todeskrank, so geht ein Freund oder Verwandter bettelnd herum, einige Minuten, oder Viertelstunden Lebensopfer von den Nächststehenden für den Kranken zu erhalten,

in der Form, daß jene geschenkten Zeitstückchen in ein Dokument eingetragen werden als Gott geopfert, um das Leben des Kranken zu verlängern. Sie werden zusammengezählt und das Dokument feierlich der Synagoge übergeben.

Nichts kann das Pathos des rechnerischen Geistes von Sems Nachfahren deutlicher kenntlich machen.

Auch in seine Poesie übertrug der Semit das Zahlenmäßige. Der Parallelismus, wie er sich in den Keilinschriften und der Bibel zeigt, ist ein Addieren und Multiplizieren, das auf eigenartige, eindringliche Weise poetische Formen erzeugt.

Nach unserem Begriff fehlt in der hebräischen Sprache das Zeitwort, denn die Zahl ist ja ewig einerlei, in alle Zeiten getaucht und relativ. Die gewaltige Sprache arbeitet mit Häufung, nicht mit Gliederung, Maß oder Rhythmus im Sinne von Bruder Japhet.

Dieser hat der Entdeckung Sems eine andere gegenüberzustellen, die für seine Entwicklung und sein Schicksal ebenso bedeutsam und erfolgreich wurde.

Ihm ward der Sinn für Maß und Rhythmus, das schöne Wort ist ihm das Göttliche und Weltbewegende.

Er hat die Auffassung der Bibel vom Ursprung der Dinge mit dem Johannesspruch ergänzt, welcher der semitischen Philosophie fremd ist: „Im Anfang war das Wort."

Zu den Göttinnen des Kultes der Veda gehört eine Göttin, die über den Rhythmus wacht. Japhet will gliedern, wo Sem zählt, er will, wo Sem seinem Gott vorrechnet, seinem Gott schmeicheln, ihn bezaubern, ja ihn ewig neu schaffen durch den Zauber des Hymnus.

Der beste Hymnensänger ist der anerkannte Führer und Herrscher in den ersten arischen Gemeinden.

Zahlen beweisen dem Arier wenig oder nichts, er begreift sie schwer, Worte berauschen ihn, er schwelgt im Wort, im Klang, im abgetönten, eingeteilten Satz, wo nach seiner Meinung alles an Ort und Stelle ist. Er schwelgt im Wort, er glaubt dem Wort, wie jener in der Zahl schwelgt und an sie glaubt.

Je nachdem einer oder der andere Bruder wechselnd schicksalhaft auftritt für den anderen und ihn mitreißt, ist alles geschichtliche Geschehen im tiefsten Grund nach Wortglauben oder Zahlenglauben gelenkt.

Den höchststrebenden Söhnen Sems und Japhets ist vorbehalten, einander harmonisch zu begegnen, einer den anderen vollendend in Philosophie und Musik, denn in beiden vermählen sich Wort und Zahl, und Schönheit steigt empor.

Allein die niedrigstehenden Söhne Japhets versinken in Geschwätz und die niedrigstehenden Söhne Sems in Schacher. Was am Juden je schmutzig und niedrig war, ist das, was auf dem Nährboden anderer Niedrigkeit und Schmutzigkeit gedeiht. Eines ist ohne das andere undenkbar.

Wie beide offenbar im Bösen aufeinander angewiesen sind und ihr Böses nur, eines vom anderen bedingt und es wieder bedingend, sich entwickelt, so verhält es sich wohl auch mit dem Guten der Völker, die von Sem und Japhet stammen.

Im Laufe der Geschichte strebte das verschieden geartete Wertvolle und Gute zusammenzufließen, eine kostbare alchymistische Verbindung einzugehen, mystisches Lebenselixier, Stein des Weisen zu werden. Doch stets ist der gute Zauber vom Bösen umkreist, im Geschäft gestört, in der Arbeit verhöhnt, und es gelang ihm bis jetzt noch immer, die Retorte mit den kostbaren Säften umzustoßen und siegreich einen Hexenkessel aufzustellen, den schwarze Katzen mit den Pfoten rühren, übelriechenden Sud, der die Welt verpestet und die Gehirne allgemein verwirrt.

Es scheint mir zur geschichtlichen Aufgabe des Hebräers zu gehören, die großen Weltanschauungen gleichsam handlich und faßlich gemacht und populärisiert zugleich mit den Waren, wenn nicht zur Ware, zum Tauschobjekt gehörig, über Land zu tragen und rastlos zu verbreiten, so daß wir ihm fast unversehens Weltanschauung abnehmen, abnehmen müssen.

Die Entzifferung der Keilschriften hat gezeigt, daß einige eindrucksvolle Erzählungen des Alten Testaments nicht

von Israel stammen, sondern von den Israeliten während ihrer Gefangenschaft den ihnen geistig weitvorangegangenen Völkern abgelauscht, in unvergeßlich bildkräftige Form gefaßt und unendlich weiter gegeben wurden. Sie gehören zum Grundstock der Ideen, die einmal von diesem zähen Volk ergriffen, zäh behalten und überliefert sind und dadurch, daß sie sein Besitz gewesen, zum Allgemeingut der Menschheit werden mußten.

So ist die Geschichte von Moses Auffindung ursprünglich eine chaldäische Sage, die sich an einen der ersten Fürsten Chaldäas knüpfte und die chaldäische Schöpfungsgeschichte durch Vermittlung Sems dergestalt Eigentum Bruder Japhets geworden, daß seine größten Künstler sie aus sich neu schufen, immer weiter daran bildeten, ohne je den Reichtum abtragen zu können, denn was Israel mitgeteilt, hat die Kraft einer Vision, einer Beschwörung und auch die Naivität, die wir alle brauchen, um uns etwas auf ewig zu merken. Die erhabene Kindlichkeit der biblischen Geschichten ist dem Kind sowie dem ewigen Kind, dem Dichter und Künstler unentbehrlich, um ein nahvertrautes Verhältnis zur Gottheit zu gewinnen.

Doch durch tückischen Zauber hat der gemeinsame Bibelglaube Sem und Japhet geschieden, statt sie einander näherzubringen.

Das große Schicksal der Bibel gehört zu den erstaunlichsten Erderfahrungen.

Ihre Zusammenfassung soll ungefähr gleichzeitig mit jener der homerischen Gesänge etwa 900 v. Chr. erfolgt sein. Drei verschiedene Dokumente (A, B und C) haben deutsche Forscher darin zu erkennen geglaubt, die mit mancher Auslassung und Wiederholung nicht sehr geschickt aneinander gefügt sind. Eine wichtige Fassung der Abschnitte und Bruchstücke fand unter Ezechiel statt, mehrere später entstandene Schriften wurden dann noch hinzugetan und teilweise früheren Verfassern zugeschrieben.

Zwei verschiedene Richtungen sind wie zwei Ströme deutlich zu erkennen, die elohistische und jehovistische. Erstere

ist dadurch kenntlich, daß sie den alten Gottesnamen „El" bevorzugt, eine Zusammenziehung unendlicher Vielheit der „Elohim", der „Geisterwelt" in dem einen El, der persönlich erkennbar aus der unpersönlichen Geisterwelt hervortritt und sich, Menschen ähnlich, den Menschen verständlich, gefürchtet und geehrt zu machen sucht.

Wie andere Semiten, hat der Hebräer Spruchnamen*), die den Namen seines Gottes enthalten. Ismael: „jener, dessen Gebet Gott erhört", Kalbel (daher der bekannte Judenname Kaleb) „der Hund Gottes", Jacobel „jener, den Gott belohnt", und ein besonders poetischer Spruch ist die Übersetzung „Isakels", „jener, dem Gott gelächelt hat".

Schon diese vertrauensvoll schönen Spruchnamen beweisen, wie sehr im Gemüt des Israeliten die Vision seines Gottes sich zu höchster Lebendigkeit steigert, wie dieser Gott ursprünglich nicht etwa an bestimmtem Ort im Tempel wohnend gedacht wird, sondern in trauter Gegenwärtigkeit, fast als Gefährte auftritt, als verlässiger Führer der Wanderung, der zum rechten Quell und Weideplatz leitet, der seine Lieblinge hat und ihnen die besten Quellen und Weiden zuweist, Lieblinge, die er besonders belohnt, denen er besonders lächelt.

Warum sollte er nicht sein besonderes, sein erwähltes Volk haben, dem er fettes Land zudenkt, um dessen Wohl er sich besonders besorgt zeigt. Solches erhellt treuherzig aus den ältesten Stellen des Alten Testaments, der elohistischen Sammlung, die verschiedene Stücke mündlicher Überlieferung vereint, überkommene Geschichten wie autobiographische Berichte und Heldenlieder.

Siegesgesänge begrüßen den kriegerischen Hebräer auf den Lippen der Frauen in heroischer Zeit. Die fanatisch patriotischen Weiber zogen ihm mit Zymbeln und allerlei Instrumenten entgegen und reizten sich selbst durch diesen Klang zu dichterischer Ekstase. So ist der berühmte Gesang Miriams und der Gesang Deboras entstanden.

*) Hebräer — Ibrim — gleich jenem, der den Fluß überschritten.

Die Textsammlungen sollen zuerst im 10. Jahrhundert v. Chr. schriftlich niedergelegt worden sein, ehe sich Juda und Israel (955) tragisch schieden. Ursprünglich waren sie, ähnlich den arabischen epischen Textsammlungen, dichterische Stellen, eingerahmt und erläutert durch Prosaerzählung und Aufzählung, wie sie mündlich berichtet und vorgetragen wurden, bei Siegesfeiern der Hirtenvölker*). In der Bibel selbst wird eine Sammlung epischer Gesänge als Quelle bezeichnet, sie hieß „Buch der Kriege Jahves".

Nach der Trennung von Juda und Israel entstand die jehovistische Abfassung, die El verkleinert zu einem engeren eifersüchtigen Nationalgott**).

Die große Poesie des schweifenden Hirtenwesens wird blasse Erinnerung, die Vornehmheit des alten Patriarchenlebens hat in dem verengten Dasein keinen Platz mehr. Die Stämme, von außen bedrängt, bedrängen einander, und manche psychologische Eigentümlichkeit des Ghetto keimt hervor.

Wehmütig schwärmerische Erinnerung färbt jedoch die Darstellung jenes bereits in der Ferne verdämmernden Lebens der Patriarchen und läßt in der Schöpfungsgeschichte den Gott Israels vornehm-patriarchalisch eine Fülle von Tieren betreuen und ein Menschenpaar als deren Hirten einsetzen in biblischer Gegend, wo es keine Sorge um Wasser gibt.

Verschieden wurde die Schöpfungsgeschichte berichtet. In einer Fassung schuf Gott das Menschenpaar auf einmal inmitten der noch nackten unbewohnten Erde und dann erst Pflanzen und Getier. Die zweite Fassung, wonach der Mensch zuletzt als Krone der Schöpfung entstand, und Eva ihm zuliebe als Nachgedanke geformt wurde, ist volkstümlich. Sie fußt auf babylonischer Evolutionstheorie, die ähnlich neueren Anschauungen mutmaßte, verdankt jedoch ihre Beliebtheit der poetischen Kraft der Schilderung und dem Um-

*) Ähnlich zeigt sich die arabische Epensammlung „Kitab el Aghani" in Text und Technik.

**) Sie scheint von einem Priester aus Juda um 840 zu stammen.

stand, daß sich der Mann dadurch im Herrentum dem Weib gegenüber bestärkt fühlte.

Schönheit und Bildkraft des alttestamentlichen Berichts über die ersten Tage erster Menschenwelt weben aus den Bibelblättern wie ein würziger Hauch des Lenzes unserer Erde.

Die Liebe zur Beschaulichkeit, die dem Orientalen innewohnt und Majestät in seinen Idealgestalten gewinnt, ist bei den Hebräern heilig gesprochen, indes die Arbeit als Strafe und Fluch, übertrieben als Sünde genannt ist, denn die erste von ihm überlassene Arbeitsordnung ist jene, die Sabbatruhe anbefiehlt und für die Erde eine heiliggehaltene Brache.

Zuerst scheint, nach den Inschriften zu schließen, der Sabbat bei den Chaldäern eingeführt gewesen zu sein.

Ausgesprochenes Nichtstun gilt als Gottesgedenken für fromm und priesterlich oder wird von armen Bruderschaften als heiliges Leben gepriesen.

Für die soziale Philosophie der Semiten ist diese Anschauung wichtig. Sie findet in allen ihren Theorien Ausdruck, die dann notwendig der arischen Anschauung gegensätzlich sind, die eine freudige „vita activa" heilig nennt.

Poetischen wehmütigen Ausklang gibt dem semitischen Gedanken die Legende von der Prinzessin Sabbat, die noch heute den Kindern in orthodox frommen jüdischen Gemeinden des Ostens erzählt wird.

Das Sabbat-Märchen.

Die Prinzessin kommt aus fernster Ferne, wo ihr edelsteinglänzender, von lauter Musik und stärksten Wohlgerüchen erfüllter Palast steht und besucht unsichtbar die gottesfürchtigen Juden von Freitag abend bis zum Ende des Sabbat. Sie hält Einkehr in jedem ihrer Häuser.

Brave Kinder erwarten sie andachtsvoll mit wohlgeglätteten Locken, gut auswendig gelernten Talmudsprüchen auf den Lippen.

Kein Feuer, kein Licht darf entzündet werden, nichts geschmort und nichts gebraten, nicht genäht und nichts gesponnen aus Ehrfurcht vor der Prinzessin.

Sie selbst hat den siebenarmigen Leuchter entzündet und besorgt, daß der Tisch festtäglich sei. Aus geheimster Lade nimmt Vater den neuen langen Rock und die feierliche Kopfbedeckung, auch Mutter setzt eine solche auf und hat ihr seidenes Gewand an, Ketten, Spangen und Ringe, von denen niemand außerhalb des Hauses je erfährt und die nie veräußert werden dürfen, auch im Elend nicht, denn sie sind anvertrautes Gut, göttliches Eigentum der Sabbatruhe.

Still und süß muß der Tag der Prinzessin sein, in Liebe und Friede verlaufen, streng abgeschlossen von feindlicher, grober Außenwelt.

Kehrt sie in ihren Palast zurück, werden die schönen Dinge, die ihr geweiht sind, versteckt und vergraben. Werktag beginnt — aber sehnend darf man hoffen von Woche zu Woche auf den Besuch der Prinzessin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dies ist die vierte wichtige Regung des Gemüts. Sie ermöglicht es dem Herzen, still und gottesnah zu sein und gründet den Traum eines mystischen Reiches, das über menschlichem Herrschertum steht.

11. Bruder Sem.

Wie ein Heimwehruf nach goldenem Zeitalter setzt die eigentümliche Erscheinung des Prophetentums ein, als Israel anfing, das Städtertum, die Weltlichkeit, die absolute Monarchie und mit ihr den prunkvollen Götzendienst angrenzender Völker nachzuahmen und dadurch in ihnen aufzugehen.

Ihr leidenschaftlicher Protest, ihr eigentümliches Dichten eines Phantasiereiches, das allein mit dem Gerechtigkeitsbegriff und dem demokratischen Ideal Jahves zusammen-

stimmt, währt Jahrhundertelang und schützt Israels bedeutende ethische Persönlichkeit, den Astralleib der Nation, jedoch auf Kosten des anderen Leibes, auf Kosten der Staatsbildung, des weltlich glänzenden Lebens.

Wo ein solches beginnt, wie zur Zeit Salomons, wie damals als eine weltliche bedeutende Dynastie das abgetrennte Samaria sich mit dem Luxus anderer orientalischer Reiche schmücken wollte, blies der Sturmhauch des Prophetenmundes dies alles auseinander.

Reiche Leute und Fürsten scheinen ursprünglich eigene Priester gehalten zu haben, die sich des Wahrsagens mittels einer Art Loswerfens befleißigten, des „Urim" und „Tummin". Diese traten zurück, als selbständige Prophetenschulen entstanden jede Unterstützung verschmähten und sich nur auf Volksgunst beriefen. Furchtlos feindeten sie Könige und Mächtige an, kritisierten deren Tun und begründeten die Macht der öffentlichen Meinung, ähnlich wie es heute die Presse für sich in Anspruch nimmt und darauf ihren Einfluß gründet.

Sie üben nicht mehr jene ursprüngliche Zauberei und Wahrsagerei, sondern spielen die Herren der Zukunft, indem sie glauben und behaupten, eine Kraft des Weissagens unmittelbar von Gott erhalten zu haben, durch Träume und Visionen mit dessen Ratschlag vertraut zu sein, als Sprecher seines Mundes in ekstatischem Zustand erkoren.

Ekstatischen Zustand herbeizuführen durch allerlei Anregung wie Fasten, Kasteien, vielleicht unter Benutzung verschiedener Erregungsmittel und Pflege der Veranlagung zu dichterisch-religiösen Rauschzuständen, ist ihr Bestreben, ja ihre systematische Schulung.

Israel braucht zu keiner Pythia, zu keinem Orakel zu senden, die Weissager sind mit politischen und anderen Ratschlägen stets bereit, erscheinen da und dort, wandern von Versammlung zu Versammlung, bald einzeln, bald in ganzen Haufen.

Ihr erstes Erscheinen ist primitiv eindrucksvoll, entsprechend dem primitiven Gemüt der Zuhörer. Sie gleichen

den Derwischen, deren ekstatisches Gebahren, Heulen und Tanzen noch heute den Orientalen begeistern. In unwiderstehlich ansteckendem Rausch gebärden sie sich mit dramatischer Leidenschaft, jammern, fluchen, schlagen die Brust und zerfetzen die Gewänder.

Die sich überstürzenden und wiederholenden Invektiven mancher prophetischer Gesänge stammen noch von dem dramatisch bewegten Auftreten frühester Prophetenübung, die in großen geschichtlichen Momenten und in Palästinas dramatisch bewegter Landschaft unendlich hinreißen mußte.

Beträchtlich schwillt der Einfluß des Prophetentums, dessen alldurchdringende Macht nur mit der neuzeitigen Macht der Presse verglichen werden kann, unter Asa, dem Enkel Salomons, der sich von der weltlichen Tradition seines Großvaters abwendet und die von jenem geduldeten Götzenbilder der Großmutter Malka feierlich verbrennt (um 930). Damit scheidet sich Israel von den Nationen, mit denen Salomon durch Freundschaft, Handelsverbindungen und dynastische Interessen verbunden war.

Nach Rückfällen verschiedener Könige in weltliche Politik, die mit Götzendienst verbunden war, erreichte das Prophetentum geschichtlich seinen Höhepunkt, als der Knabe Josias, acht Jahre alt, den Thron bestieg und sich im Alter von zwölf Jahren bewegen ließ, mit den Götzen und Götzendienern gründlich aufzuräumen*).

Hauptsächlich wurde er dazu bewogen durch die wunderbare Auffindung der verlorenen und vergessenen heiligen Schriften im Tempel, jener Bibelversion, die als „Thora" fortan für Gesetz und untrügliche Offenbarung in Israel galt.

Diese Auffindung und ihre Folgen dünkten so wichtig, daß sie zweimal gleichlautend erzählt wurden im Buch der Könige und den Paralipomena**).

Den Gesetzen der Thora blieb der Israelit treu, und ihre Auslegung beschäftigte Generation auf Generation von

*) Josias fiel im Jahr 609, als Necho Syrien eroberte. Unter ihm wirkte Ezechiel.

**) In der protestantischen Bibel „Chronik".

Schriftgelehrten, wurde subtiler und subtiler, ja sie beschäftigt noch heute orthodoxe Rabbinerfamilien, und das Gesetzbuch füllt das Leben frommer Jünglinge und Greise bei östlichen Juden. Das Gesetz der Thora ist ein Bund oder Pakt, fast eine geschäftliche Abmachung mit Gott, kostbare Abschriften werden in den Synagogen hochgeehrt.

Zeitgenössisch entstand das Gesetzbuch der Thora mit den Gesetzvorschriften, die Drakon in Griechenland erließ. Es ist ähnlich „Drakonisch", das heißt, unerbitterlich streng.

Ist es nicht ergreifend, daß bei Japhet und Bruder Sem erstes soziales Ordnungsbestreben fast gleichzeitig und unbewußt ähnlich sich kundgab?

Die Geistesgeschichte der Brüder ist getrennt nicht zu berichten ohne Ungerechtigkeit für den einen oder den anderen und ihr Ineinanderwirken noch nie wirklich ergründet.

Man hat die politisch so schlaue Auffindung der Thora unter Josias (622 v. Chr.) einen plumpen Schwindel genannt — ein hartes Wort, denn Israels Priester handelten genau wie die Priester anderer Heiligtümer, indem sie für nötig erachtete Gesetzlichkeiten als unmittelbar von Gott eingesetzt und in ein Buch eingetragen verkündeten.

Ähnlich waren heilige Bücher in Ägypten und Chaldäa schon längst als Offenbarungen der Götter eingeführt und hatten sich als nützlich für die Volksbildung erwiesen.

Als berufene Lehrer noch durchaus kindlicher Völker sich betrachtend und als berufene Ärzte ihrer Gebrechen benahmen sich die Priester allerorts und somit auch die israelitischen, als sie dem Barbarentum entwuchsen und sich traditionell eine gewisse Bildung angeeignet hatten, dem Laien gegenüber wie ein wohlmeinender Lehrer oder Kinderarzt, dem fromme Lüge nicht nur erlaubt, sondern selbstverständlich geboten erscheint, um Medizin hinunterschlingen zu lassen und das Kind von schädlichen Unarten zu heilen.

Allzusehr neigt der religiöse Sinn der Israeliten wie derjenige aller stark religiös veranlagter Völker zu ängstlichem Aberglauben und Kleinkrämerei: verschiedene Vorurteile, die sie in ihrer ersten geschichtlichen Zeit mit sich schleppten. Vor-

urteile, ähnlich jenen der noch heute auf einer gewissen Stufe stehengebliebenen orientalischen Völker, waren lange dem praktischen Leben der Nation hinderlich und wirkten lähmend auf ihren sozialen Fortschritt.

Die in solchen Dingen liberaler denkenden Phönizier hatten den Vorteil davon, zum Beispiel aus der ursprünglichen Ansicht Israels, das Kamel als „unreines" Tier anzusehen und als Lasttier nur Rind und Esel zu brauchen, während die Phönizier längst wertvolle Karawanen mit Kamelen in Bewegung setzten.

Anfangs verschmähten die Juden auch jede Metallarbeit; ihre Altäre mußten von Eisen unberührt bleiben, die rituale Beschneidung mit Steinmessern ausgeführt werden.

Die Phönizier zogen alle Schmiede aus dem Land, und die Juden mußten zu ihnen wandern, um Metallgerät oder Waffen zu erhalten und instand setzen zu lassen, was gewiß große Abhängigkeit bedeutete. Ebenso abhängig waren sie von den Nachbarn für jeden größeren Bau und verstanden nicht, dem eigenen Gott mit eigenen Händen einen Tempel zu schaffen, als Salomon zu dem ersten solchen Bau berief. Sie brauchten Leute aus Tyrus dazu.

Damals mochte der Bau religiöse und politische Bedenken auslösen, denn es war noch gebräuchlich, Jahve im Freien auf ragenden Höhen zu verehren.

Sollte der Tempel eine Hauskapelle der Könige werden, ähnlich wie die Assyrer den Tempel dem Königshaus unterordneten, und der Oberpriester, an den Tempel gebunden, nur ein Kaplan sein, dem König unterwürfig? Sollte die Obergewalt diesem, dem weltlichen Schwertarm, anvertraut sein und Gott dadurch beleidigt werden?

Dies waren die bangen Fragen, die sich regten, indes fremde Bauarbeiter Köstlichkeit auf Köstlichkeit herbeischleppten.

Niemand ahnte, wie sehr der Tempel dem Volk als Heiligtum ans Herz wachsen würde, den Priestern teuer und dem Land ein Symbol des gesamten Lebens.

Israel führte zwar notgedrungen das Schwert, hatte aber

die Besonderheit, sich lieber auf das herbeizuzwingende Gebet, auf Opfer, Versprechen und eine Art Handelseinigung mit der Gottheit zu verlassen.

Die Inbrunst solchen Glaubens war so überwältigend, daß sie in der Folge nicht Israel allein, sondern viele fremde Völker mitriß und sie lehrte, mit den fremden Worten des fremden Stammes gläubig zu beten und auf dessen Verträge und dessen fromme Klugheit zu vertrauen. Bei Auffindung der Thora, des Gesetzbuches, nach dem sich das Leben Israels in festgelegten Bahnen bewegen sollte, ist ein geniales Weib, die Prophetin Olda, beteiligt, wie denn Israel in großen Augenblicken seiner Geschichte stets bedeutende Frauen aufweist — Dichterinnen, Heldinnen, Prophetinnen — und seine geistige Größe vielleicht gerade dadurch erhält oder erreicht, daß es seine hervorragenden Frauen anerkennt und das Weib im allgemeinen weniger unterdrückt als andere orientalische Völker, trotz der langgeübten Vielweiberei.

Hauptsächlich die Fürsten und Reichen nahmen viele Weiber, teils aus Protzerei und Etikettegründen, denn es war im ganzen Orient Sitte für einen Fürsten, dessen Macht und Besitz sich vergrößerten, entsprechend mehr Weiber und Gefolge zu halten.

Zeltbewohner, wie sie ursprünglich waren, konnten, sobald sie emporkamen, nicht mit dem Bau eines Luxushauses oder Palastes prunken oder mit viel Mobiliar — die Juden bleiben stets hausfremdlich —; sie prunkten mit lebendem Besitz, mit einer steigenden Zahl von Frauen und Nebenfrauen, die kostbar geschmückt wurden zum Beweis des Reichtums der Familie. Noch heute ist der Jude bekanntlich großmütig für seine Frau, gegebenenfalls auch für die Geliebte, und stattet sie mit Vorliebe kostbar aus.

Anderenteils beruht die Vielweiberei auf dem religiös und politisch lebhaften Wunsch, Nachkommen in möglichst beträchtlicher Anzahl zu zeugen, um eine Sippe zu bilden zum Ruhm und zur Verteidigung. Das Urwort „seid fruchtbar und mehret euch" war bei allen Semiten ein zugleich religiöses und politisches Gebot. Unfruchtbare Frauen

galten als verhext und von Gott gestraft — ich erinnere an Michals Geschichte —, sie wurden gemieden (bei den Assyrern verjagt).

Wenig oder gar nicht träumten die alten Hebräer von einem Jenseits. Der „Scheol", ihr dumpfes, unheimliches Gräberland, hatte nicht die Bedeutung von Ägyptens Totenreich; sie fußten durchaus im Diesseits, verlangten und erwarteten von ihrem Gott Strafe, Lohn und Gerechtigkeit auf Erden.

Solche Auffassung zeigen deutlich die zehn Gebote und alle älteren Vorschriften. Langes Leben, den Segen erwerben, der am meisten geneidet wurde, eine stattliche Anzahl von Söhnen und Töchtern war das Ideal dieser Rasse und bei Israel ein Instinkt der Lebenserhaltung, denn es mußte, klein und schwach, sein Dasein zwischen kolossalischen Völkermassen erhalten.

Zuweilen bricht dieser Instinkt der Arterhaltung durch trotz Bruderzwist und Haß.

Eine merkwürdige Stelle im Buch der Richter zeugt dafür mit altertümlicher Treuherzigkeit.

Der Stamm Benjamin war von den anderen Stämmen feindlicher Brüder verfolgt und ausgerottet worden bis auf 600 Mann, die in höchstgelegener Felsenwildnis Zuflucht gefunden wie in uneinnehmbarer Festung.

Ihre Weiber hatten nicht vermocht, sich hinaufzuretten; sie konnten, mit den Kindern beschwert, das kühne Bergklettern nicht leisten und waren umgekommen.

Plötzlich bereuten die grausamen Verfolger Benjamins, diesen Jammer angerichtet zu haben und beklagten, daß einer der zwölf Stämme Israels, die doch einst einträchtig, vom selben Gott geführt, aus Ägypten gezogen, von den Stammesbrüdern vernichtet sei und wollten die Sache wieder gutmachen, indem sie Benjamin frei ziehen ließen, damit sich die Überlebenden aufs neue vermehrten.

Letzteres schien aber unmöglich, da die feindlichen Brüder einen Schwur getan, keiner unter ihnen dürfe seine Tochter an einen Sohn Benjamins geben. Sie hatten Angst, diesen feierlichen Racheschwur zu brechen, bedauerten aber doch,

Benjamin aussterben zu sehen. Da kamen sie auf den Ausweg, ein Nachbarvölkchen zu überfallen und auszurotten bis auf vierhundert Jungfrauen, die sie zum Zeichen der Versöhnung den weiberlos gewordenen Söhnen Benjamins brautlich zuführten.

Die Jungfrauen genügten aber nicht, und deshalb rieten die anderen Israeliten den Benjamiten freundschaftlich, die Mädchen eines anderen semitischen Stammes, der nicht beim Schwur gewesen, zu überraschen, wenn diese Mädchen zum Reigen auf die Wiese gingen, dieselben heimzuführen und daraufhin ein Bündnis mit der Familie der jungen Frauen zu suchen.

Den Rat befolgten die Söhne Benjamins, und es fand in Palästina ein „Raub der Sabinerinnen" statt mit versöhnlichem Nachspiel. So ähnlich sind einander die ältesten Lebenserinnerungen der Völker.

Die Idee, daß es vorteilhaft sei, möglichst viel Söhne zu haben, erhält sich ständig bei den semitischen Fürsten, obwohl die Uneinigkeit, die zwischen den Söhnen der verschiedenen Frauen und Nebenfrauen entsteht, oft Untergang herbeiführt.

Eigensinnig hängt und schleppt man an der abergläubischen Meinung, die Zahl, die Quantität der Söhne mache des Vaters Glück und Ansehen. Den Semiten ist der Zahlenglaube, der Mehrheitsfanatismus, stets ein Fallstrick.

Praktisch erkannte der Assyrer, daß bei den von ihm bekämpften und unterjochten Semitenvölkern Kinderliebe nicht die Regel war, denn er stand nicht an, oft den Sohn eines grausam Ermordeten als Führer einzusetzen, in der Annahme, daß er nur darauf gewartet habe, sein Erbe anzutreten und sich dem Sieger verbunden fühlte, weil er die Zeit der Anwartschaft so energisch gekürzt.

Die sinnlich schwülen und grausamen Familienzwiste innerhalb der jüdischen Herrscherfamilien bieten die großartigsten Tragödienstoffe, und die griechische Dichtung entlehnte einige ihrer gewaltigen Dramen der Familienchronik des semitischen Königshauses in Theben. Sie übertreffen

noch an leidenschaftlicher Tragik die schrecklichen Familiengeschichten anderer Herrscher des Altertums.

Eifersucht der Weiber und Nebenweiber, Intrigen für die eigenen Söhne und gegen die der anderen sind gleich der Eifersucht zwischen Priesterkasten und weltlichem Herrschertum ein ständiges Motiv der inneren Politik orientalischer Reiche und bei den Hebräern besonders ausgeprägt.

In Ägypten und später in Persien tritt die Eifersucht feudaler Herren untereinander als drittes Motiv der Unruhen hinzu, denn in diesen Ländern hatte sich ähnlich wie in China ein feudales System ausgebildet — nicht viel anders als Europas mittelalterliches Feudalsystem.

Dieser feudale Zug fehlt in der hebräischen Geschichte. Sie weist dagegen ein anderes wichtiges Motiv auf, das bestimmend für die innere Politik und die gesamte Geistesverfassung wird. Es ist der soziale Kampf, stets aufs neue aufgewühlt durch Propheten, die sich auf das Volk stützen gegen die Politik der Könige und die öffentliche Meinung aufrufen und aufstacheln.

Zuerst in Israel tritt die öffentliche Meinung als wirksam und bestimmend für das geschichtliche Dasein auf. In den großen Despotien gab es keine und konnte es keine geben.

Denn die großen Reiche waren durch ihre Geographie zu offenbar auf die Gewalt der höheren Klassen angewiesen, auf die Autorität der Monarchen und die geduldige Arbeit der Untertanen gestellt, um überhaupt leben zu können. Was gegebenenfalls an einer Teilung ungerecht erscheinen mochte, wurde durch Legenden als von Göttern herrührend geschildert und in einem besseren Jenseits ausgeglichen.

Doch der Hebräer setzte sein feuriges und zähes Wollen darein, noch im Diesseits Gerechtigkeit zu erreichen, und majestätisch rollten seine Propheten die soziale Frage zum ersten Male auf.

Ihr Bestreben mußte also vorerst dahin gehen, durch große Gebärde und Bildkraft, ja durch wild ekstatisches Auftreten die Menge zu fesseln und sie zum Affekt hinzureißen.

Ihre politischen Predigten waren anfangs eine naive, dann eine aufs höchste gesteigerte dramatische Kunst, zuerst ein Heulen, dann ein Deklamieren und Rezitieren, das bestimmten Stil annahm und von den primitiven Wutausbrüchen eines Hirten Amos (um 800) zu der großen Kunst der gebildeten, man möchte sagen klassischen Propheten Jesaias und Jeremias*), dem Zeitgenossen Solons, sich steigerte. Jahrzehntelang übten Jesaias und Jeremias ihr Amt und wußten Israels Geistesrichtung herrisch zu bestimmen, wenn es auch ihrer staatsmännischen Gewandtheit nicht stets gelang, die politischen Fragen zu lösen.

Bemerkbar ist bei Daniel der Einfluß höfischer Erziehung, die er in Babylon als Edelknabe genossen. Sein Stil wird ruhig, gesetzt, klar und gehalten, man kann ihn als den eines gewandten Hofmanns erkennen. Daniel wird wie ein vornehmer Jesuit und nicht wie ein volkstümlicher Franziskaner gepredigt haben.

Die Propheten nannten sich selbst „begeisterte" und verglichen sich mit Harfen, die, von Gottes Finger gespielt, bald warnend schrille, bald besänftigend süße Töne von sich geben. Solche gegensätzliche Harfenakkorde wechseln ab in jenen Weissagungen, die offenbar mehr oder weniger im Trancezustand gesprochen waren.

Es ist eine oft zusammenhanglose, betäubende Musik, doch von merkwürdiger zeitgenössischer und zeitferner Wirkung. Haben nicht gläubige Gemüter noch Tausende von Jahren ihre Erschütterung und Aufregung nachgefühlt, ihre Seufzer nachgeseufzt und den Haß mitgehaßt, den jene uralten Flüche donnerten?

So okkult Art und Wirkung der prophetischen Dichtung sein mögen, es mischt sich in ihre Poesie und Ekstase ein politisches, praktisches Element, das wahrscheinlich viel stär-

---

*) Jesaias, Sohn des Amoz, prophezeit unter Jonathan (759—743) unter Ahas, der gegen seinen Rat die Assyrer ruft (743—728), unter Hiskias und Manasse. Zeitgenossen sind die assyrischen Könige Salmanassar und Asarhaddon. — Von 629 an prophezeit Jeremias unter den Königen Josias, Jojachas, Joakim, Jechonia und Sedekia.

ker in die geschichtlichen Schicksale der alten Welt eingriff, als allgemein angenommen ist.

„Last über Ninive! Last über Babylon!" Mit diesem schauerlichen Fluch häuften die Propheten nicht nur auf verhaßte Städte und Völker die „Last" des Fluches, sie suchten die gewaltige Gedankenkraft, diesen von anderen Völkern ungeahnten, wichtigen und unverzehrbaren Reichtum ihres Volkes gegen die Feinde mörderisch zu lenken, um sie unter der Last solcher Verwünschung zu erdrücken.

Auch staatsmännisch oder strategisch bedeutsame Ratschläge gaben die Propheten, um den Feind zu vernichten. Ist es nicht auffallend, daß sie weissagen, Babylon werde dadurch fallen, daß der Euphrat abgelenkt würde, und daß Cyrus sich wirklich dieser Kriegslist bediente, auch daß er alle Tore der Stadt offen fand, wie von geheimer Kraft geöffnet, daß alle Verantwortlichen schwer betrunken waren — und daß sich der Perserkönig sofort nach seinem Sieg den Hebräern äußerst gnädig erwies, deren Gott lobte, als habe er von ihm persönlich Angenehmes erfahren und mit überraschender Großmut dem leidenschaftlichen Wunsch der Verbannten nach Rückkehr und neuem Tempelbau entgegenkam, als sei er ihnen irgendwie verpflichtet? Es ist, als leuchte die Rachsucht der Juden stets fremden Eroberern heimlich im Dunkeln und gäbe ihnen den Faden des politischen Labyrinthes in die Hand. Allerdings nahmen die Perser den Ruhm, Babylon gestürzt zu haben, für sich allein in Anspruch.

Als das Perserreich morsch wird, scheinen die Juden dem neuen Eroberer Alexander ebenso voranzuleuchten wie einst Cyrus. Sie allein waren mit der Voraussicht und okkulten Vorfühlung kommender Dinge imstande, sich den Eroberertypus nützlich zu machen und ihm die Eroberung zu ermöglichen durch Kenntnis von Land und Leuten, die sich ihr Geschäftssinn in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten Leuten angeeignet.

Auf den Einfluß der Juden weist Josephus geheimnisvoll durch die Erzählung seiner Annalen, Alexander dem Großen sei, als er noch in Mazedonien weilte, der jüdische Hohepriester

im Traum erschienen, mit dem Versprechen, ihm den Weg nach Persien zu weisen – – – –

Es fällt auf, daß Alexander, zur Macht gelangt, sich den Juden ebenso geneigt benimmt wie sein Vorgänger in der Welteroberung, Zyrus. Sie benehmen sich aber auch mit viel Takt und Klugheit, indem sie ihren Anteil an der Eroberung in mystisches Dunkel hüllen und dem knabenhaft ruhmredigen Arier das laute Pochen auf den Sieg gönnen.

Als Alexander Persien eroberte, wollten es die Perser nicht wahr haben, daß es ein fremder Herrscher getan, sondern erzählten, Alexander sei eigentlich ein Sohn persischen Königsgeschlechtes und nur in sein eigenes Erbe zurückgekommen.

Die Hebräer hielten aber augenscheinlich mehr darauf, für mystisch erleuchtet und mit Wahrsagekraft begabt zu gelten, als für weltlich kluge Politiker gehalten zu werden. Gewiß ist, daß sie ihr Ansehen bei den Persern lange erhielten. Man denke an Daniels Rolle, an Zorobabel und dessen Einfluß, an Nehemias, den wohlgelittenen Mundschenk des Perserkönigs. Die Brücke war leichter zu schlagen zwischen dem nunmehr deutlich ausgesprochenen Monotheismus der Juden und dem Glauben der Perser, dem Dualismus, da beide Religionen den „Götzendienst" verdammten und die schwülen Grausamkeiten des Bal- und Astartekults verurteilten.

Gerechtfertigt erschienen die Wutausbrüche der Propheten gegen Götzendiener, wenn man bedenkt, daß die Haine der Istar, die sie mit Inbrunst verfluchten, wilde Orgien sahen und die Scheußlichkeit von Molochs Opferstätten erwägt. Sie wurden Tophet genannt, weil Kesselschlag und andere lärmende Musik dort stattfand, das Geschrei der Opfer zu übertönen.

Meist verlangten die Prophezeiungen den Untergang verhaßter Völker bis auf deren Säuglinge. Solche Vernichtungen waren im Orient gebräuchlich, doch die Propheten fühlten sich besonders im Recht, dergleichen zu fordern, weil sie — ähnlich den russischen Kommunisten — durch Fortschaffen jener, die sie für gottlos erachteten, „tabula rasa"

machen wollten und sich vermaßen, dann erst einen nach ihrem Ermessen vollkommen gottgefälligen demokratischen Staat zu gründen.

Schwach lief ein Unterstrom sanfter Weissagungen; Tobias will Ninive nicht zerstört, sondern bekehrt wissen und rechnet auf Gottes Barmherzigkeit. Allein meist besteht das Vorurteil, Gewalt könne nur mit mehr Gewalt bekämpft werden. Dieses Übertrumpfen mit Kampfmitteln und Rüstungen ist ein semitisches Zählen und Rechnen.

Daß Böses nur durch Güte überwunden werden kann und die Befriedigung der Sehnsucht nach Gerechtigkeit durch einen Jenseitsglauben zu schaffen ist, sind spätere Ideengänge, die ägyptischer und persischer Einfluß bringen.

Als Schlag und Gegenschlag wiederholen sich die großen Bewegungen der Weltgeschichte fast automatisch.

Selten sind sie anschaulich geschaut und geschildert worden, weil eine Fülle von Einzelheiten ihre Richtlinien unkenntlich macht. Der Einfall der Hyksos in Ägypten ist der erste geschichtlich vollkommen deutlich eingezeichnete Anstoß großer Völkerbewegungen und Gegenbewegungen, die in der Alten Welt hin und her wogten mit unendlichen Zerstörungen und Wiedergutmachungen. Als Endergebnis führten sie stets eine reichere Geistigkeit herbei.

Um sich zu schützen, muß Ägypten nach Asien übergreifen. Doch Asien gewinnt mit Assyrien wieder Oberhand und bedrückt Ägypten; auch Persien kann nicht anders, als vom Antrieb eigener Eroberung fortbewegt, weiterzuerobern, und nachdem Ägypten unter Necho noch einmal verzweifelt Anlauf nach Asien genommen, den Nil noch einmal Asien untertan zu machen.

Unterdessen ist Ägyptens Einfluß in Griechenland so stark spürbar geworden, daß die Griechen stolz auf das empfangene, feinere und hellere Wissen sich zuerst unbewußt gegen Asien stemmten, so klein sie waren.

Es folgt Persiens mißglückter Anprall, und fortan teilt sich die Einflußsphäre, der sich Griechenland ergibt, wie es

sich selbst scheidet in athenische und lazedämonische Herrschgewalt.

Je nachdem die Städte miteinander stehen, leiht die eine oder andere ihre Söldner, Schifflein und Seemänner, bald den Persern, bald den Ägyptern, Geplänkel, das den Gegenschlag vorbereitet, den Griechenland gegen Persien führt. Fiel Alexander des Großen Reich auseinander, so geschah es, um die Welt desto gründlicher und durchdringlicher zu hellenisieren. Mit Griechenlands Vorherrschaft und der von ihm zu unverwischbarer Götter- und Geisteswelt gelangten Gestaltung, die Bruder Japhets Sondercharakter voll ausdrückt und sein eigenstes Ideal auf ewig ausspricht, ist ariische Hegemonie in diesem Weltaugenblick hergestellt.

Diesen wechselvollen, großen Schicksalen sah Israel aus seinem Wetterwinkel, wo es dauernd blitzte, mit Bangen und leidenschaftlicher Anteilnahme zu und suchte sich mit den jeweilig Mächtigen gut zu stellen.

Israel erlebte, daß Syrien ägyptisch, assyrisch und sogar syrisch von Damaskus aus regiert wurde, endlich persisch von Susa aus und griechisch von der neuen Hauptstadt aus, die sich an Stelle des verwüsteten Babylon die Seleuziden gründeten.

Unter den Persern ging es den Juden am besten. Scheinbar begegnete Jahve dem Ormuzd nicht unfreundlich, und dieser tut Jahves Anhängern kein Leid. Dem Perser war der Jude praktisch unentbehrlich, denn die Perser bildeten von Anfang an eine ritterlich romantische Nation, gänzlich jedem Handel abgeneigt, ja demselben aus religiösen Gründen abhold wie das Mittelalter dem Zinsnehmen.

Religion und Anstandssitte des Altperers geboten unbedingte Wahrheit — ähnlich wie später der Ehrenkodex des Ritters gebot —, und ähnlich wie dieser war der Perser auf „fair play" eingeschworen.

Mit dieser Lebensregel eines heiklen Ehrenpunktes hielt der Altperser jede Art von Geschäft für unvereinbar und ließ das Geschäftsleben so gründlich dem Juden, wie es später das ritterlich romantische frühe Mittelalter tat.

Anders der Grieche: Er setzte der unbedingten derben Wahrheitsliebe des Persers seine geschickten Finten, seine für fromm erklärten Lügen entgegen und den längst in der Schule Phöniziens erprobten Geschäftssinn.

Ein Zusammenstoß mit dem Judentum, das sich unter den Persern wohlig ausgebreitet, war unvermeidlich, als sich die Welt hellenisierte.

Zwar wirkte der Hellenismus damals mit solcher Werbekraft, daß sich ihm ein großer Teil der Juden nicht entzog. Vornehme und reiche Juden schämten sich der Beschneidung, griechische Moden und Spiele wurden unter ihnen üblich. Es blieb jedoch ein Kern von Fanatismus, durch Jahrhunderte von Leid und Verfolgung zu stärkster Essenz destilliert; sie wirkte atemraubend, so daß die Kraft und Macht des semitischen Gedankens Haß und Mißtrauen auslöste.

Eine grausame Judenverfolgung begann — zum erstenmal zeigten sich die Olympier untolerant und gegen ihre eigene Natur von Bekehrungswut besessen, wie stets das Angehaßte und Bekämpfte den Bekämpfer ansteckt.

Die Juden wurden dagegen vom Kriegertum ihrer Feinde angesteckt und entwickelten kriegerischen Heroismus unter den Makkabäern, in einem Guerillakrieg, der an die ersten Zeiten nach der Einwanderung erinnert.

Entsprechender dem Genius der Nation war jedoch das Ausschwärmen, das jene Verfolgungen der Seleuziden hervorgerufen; an allen wichtigen Punkten der Welt entstanden Judengemeinden, und Alexandria, die große Juden- und Weisheitsstadt, wird das eigentliche Haupt Ägyptens.

Hier kommt die gewaltige Frage um Vorrang der Weltanschauung zum eigentlichen Austrag.

Dagegen sinkt das Schicksal des Reiches Israel zu lokaler Bedeutung herab trotz der interessanten Charaktere seiner Führer, der Makkabäer und nach ihnen der Asmonäer. Kriegsglück begünstigt Israel in der Schlacht von Emmaus (165 v. Chr.) gegen Lysias und Georgias, Heerführer des Antiochus Epiphanes. Die syrische und hellenische Judenschaft, die in Streit lag, versöhnte sich nach diesem Erfolg.

und ein selbständiges Reich entstand unter Jonathas dank der Uneinigkeit der Seleuziden.

Das Jahr 170 v. Chr. gilt als das Jahr 1 der jüdischen Autonomie. Simon läßt eine Münze prägen mit Jerusalem darauf, den „Sequel" Israels. Die Selbständigkeit dauert sechzig Jahre bis zur Gewalt Roms. Doch unabhängig von diesen Schicksalen zeigt sich Israels Geistesgewalt.

Zuschauer und Mitspieler in so vielen gewaltigen Tragödien, läßt der Jude nicht ab, von erfüllbarer irdischer Gerechtigkeit zu träumen und glaubt durch soziale Mittel, die langsam organisches Wachsen verschmähen und rein mathematisch berechnet sind, den geschichtlichen Menschen aus seiner Tragödie zu erlösen.

Mit zornig erhabener Glaubensgeste weist er auf ein Utopien, das an sein eigenes vorzeitiges Hirtenleben vor der Zivilisation anknüpft. Das geschieht zu Häupten Ägyptens, angesichts Griechenlands, und als Rom aufsteigt, angesichts Roms.

Merkwürdig genug, ein Lebensideal, das eng mit den Bedingungen zusammenhing, die das besondere Ländchen Palästina schuf, wird nicht verlassen, noch als veraltet angesehen, als die Juden rastlos reisend Weltbürger geworden, als hoch über das kleine Jerusalem sich ein jüdisch gewordenes Alexandria erhob, jüdische Geistesherrschaft übend über Ägypten, das solang mit dem Semitentum gerungen, aber nunmehr die Arme fallen läßt und seine uralten Götter zuerst vor dem Judentum, dann vor dem Christentum nicht mehr zu retten weiß.

Die fünfte Stufe des Gemüts.

12. Der persische Tell.

Die Möglichkeit eigentümlicher Entwicklung für die besonderen Anlagen Bruder Japhets, dem die arische Rasse

entspringt, ist deutlich abzulesen von dem einzigartigen Land, das seine Jugend sah. Wie bei Bruder Sem belehrt uns die Landschaft.

Jugendeindrücke sind auch hier ausschlaggebend. Auf ewig bleiben sie haften, was auf der Wanderung später gelernt und später vergessen werden mag.

Ehe ein Teil der Iranier die Heimat seiner ersten Bildung verließ und zwei Völkerheere nach Indien und Europa wanderten*), waren Weltanschauungen entstanden, die ihre Charakterbeschaffenheit in scharfer Sonderung von anderen Rassen ausdrücken. In Sagen und religiösen Geboten fanden diese Niederschlag und wurden gesammelt in jener persischen Urkunde der Ahnen weißer Männer, dem Zend Avesta oder vielmehr Avesta Zend — Buch und Erklärung oder Kommentar, in der sanskritähnlichen Zendsprache.

Die Kraft und Reinheit der ersten Vorstellung trübte sich, bei der Auswanderung nach Nord und Süd, in Europa wurde sie plump und schwer in der skandinavischen Mythologie, in Indien fantastisch überwuchert wie von Urwaldlianen und schließlich unkenntlich. Bei den in Persien zurückgebliebenen Stämmen entartete sie mit dem Hervortreten der Magier. Die tiefe urtümliche Auffassung schien gänzlich gestorben.

Allein mystische Ideen sterben nicht! Sie fließen weiter wie unterirdische Wasserläufe und kommen unter anderem Namen unerwartet empor.

Vermutlich ist die Physiognomie des Hochlands Iran dadurch bedingt, daß seine Terrassen und parallelen Höhenzüge und überraschend pyramidalen Gipfel sich ursprünglich vom Meeresgrund erhoben. Das Meer vertrocknete, ließ aber Salzwüsten und tief gelegene Seen zurück, deren Wasser so salzig ist, daß kein Fisch sie belebt.

*) Einige Forscher nehmen an, daß sie erst von Europa vom Kaukasus her nach Iran gewandert, so daß es sich teilweise um Rückwanderung handeln könnte, in vorgeschichtlicher Periode.

Furchtbare Dürre ist das Zeichen der von Menschenhand nicht bezwungenen Strecken; auf Regen ist kaum jemals zu hoffen. Der Durst des Landes kann nur gelöscht werden durch Wasser, die von oben, von den schneebedeckten Höhen kommen. Sie speisen verschiedene Flüsse, welche aber kaum jemals die Kraft haben, sich bis zu einem Salzsee oder bis zum Kaspischen Meer zu schleppen, weil die Glut der Wüste sie wie mit Flammenzungen aufleckt. Die beträchtlichsten sind Oxus und Jaxartes.

Gelingt es jedoch, die Gebirgswasser auszunutzen, unterirdisch, vom Sonnenbrand geschützt, zu leiten und die aus der Salzwüste aufragenden Inseln damit zu versorgen, wird die Mühe durch paradiesische Fruchtbarkeit gelohnt.

Im Gegensatz zu jener von Pflanze und Tier verlassenen Öde sprießt und wimmelt es von allen Pflanzen und Tieren, die des Menschen Herz erfreuen und ihm nützen können. Hart aneinander grenzen sodann das Reich des Guten und das Reich des Bösen — dort erbarmungslose Dürre, stacheliges Kraut, giftige Tierwelt, Krankheit und Tod — hier des Lebens Süße, sichtbar und stolz bedingt durch des Lebens Arbeit, durch geistige und körperliche Anstrengung, die jedoch verschwenderisch gesegnet ist. Denn an bewässerten Hängen bietet sich jede erdenkliche schmackhafte Frucht, das Korn, das Gras schießen zu Mannshöhe auf.

Der Fleißige mag rasten unter edlen Bäumen, ja sogar im Schatten eines mächtig gewordenen Rosenbaumes, der ihn überschüttet mit weithin duftenden Blüten.

Nirgends ist der Duft so würzig als in diesen trockenen Höhen, und nirgends schmeichelt der Zunge so vielsagender Geschmack nutzbarer Pflanzen.

So scheidet sich im Dualismus der ursprünglichen iranischen Mythen Gut und Böse in zwei gegensätzliche, notwendig feindselige Reiche, beherrscht von Ormuzd, dem Schöpfer und Spender alles Guten, dessen Befehle segenbringende Wesenheiten vollstrecken — und von Ahriman, dem Herrscher über alles, was diesem Leben übelgesinnt ist und es bedroht. Die edle Einfachheit der ursprünglichen Lehre

Zoroasters*) steht unerreicht in der frühen Geschichte des menschlichen Gottesgedankens.

Wie andere heilige Bücher gilt das Zendaveſta für unmittelbar von Gott eingegeben.

Ähnlich wie Jesus begann Zoroaster sein Lehramt, als er das 30. Jahr vollendet. Ein Genius führt ihn vor den guten Gott und gebietet ihm eine Frage zu stellen (ein altpersisches Parzivalmotiv).

Zoroaster fragt, welches das von Gott vollendete Geschöpf sei. „Dasjenige," wird ihm zur Antwort gegeben, „dessen Herz rein ist." Also unfähig böser Gedanken, denn der Gedanke ist die große Macht.

Wie Moses besteigt Zoroaster einen flammenden Berg, und sein Herz wird durchglüht von heiligem Feuer. Aus dieser Glut steigt das heilige Buch hervor, und er nimmt es mit zu den Menschen. Die Weisheit, die er aus der Offenbarung geschöpft, ist so durchdringend, daß er die Argumente der Hofgelehrten besiegt, deren dreißig zur rechten und dreißig zur linken des Throns feierlich aufgestellt sind, auserſehen, ihn und sein neues Wort zu bekämpfen. Darauf bekehrt sich der Monarch und beschließt, Zoroasters Lehre einzuführen, ja er läßt 12 000 Kuhhäute fein gerben zu Pergament, um das Gesetz aufzuzeichnen und es kostbar zu bewahren in den Gewölben seiner Hauptstadt Persepolis.

Dunkel scheint es, daß infolge der neuen Lehre Religionskriege entstanden, da ein Teil des Volkes zu den Götzen hielt, besonders jener, der an den Grenzen verwandtschaftlich mit den Mongolen, Sarmaten und deren primitivem Götter-

*) Zoroasters Leben wird von einigen Gelehrten in die Zeit um 1000 v. Chr. gesetzt, von anderen in noch frühere Zeiten. Harmippos und Sodorius nehmen an, daß Zoroaster 6000 Jahre vor Alexander aufgetreten sei. Als mythische Persönlichkeit ist sein Name vieldeutig. Er soll feuer- oder goldfarbig heißen, Führer des Ackerbaus. Plinius setzt ihn 1000 Jahre vor Moses, Xanthos von Lydien 600 Jahre vor den Perserkriegen in die Geschichte, Ktesias behauptet, er sei Zeitgenosse der Semiramis gewesen, und ein König von Baktrien habe ihn anerkannt. Jedenfalls gehört sein Auftreten zu den ältesten Erinnerungen der weißen Menschheit.

glauben verschmolz. Diese Nachbarn, stets auf Überfall bedacht, sahen im Ergreifen einer neuen Religion von seiten des persischen Monarchen einen willkommenen Vorwand, schützten vor, die Anhänger des Alten zu verteidigen, und es entspannen sich Kriege, aus denen laut persischem Tschterwort Helden übermenschlich aufragten, wie es im späteren Lied von den Paladinen Karls des Großen berichtet wird.

Zum ersten Male trat der geschichtliche Mensch in Kampf für eine reine Idee, für einen mystischen Begriff und Glauben, nicht nur für Götter, die ihm irdische Güter versprachen und entsprechende Opfer verlangten, sondern um die Idee einer Gottheit zu schützen, die nichts als Reinheit bedeutete und der nichts als Reinheit dargebracht werden konnte, einer Gottheit, deren Tat das fortwährende Erhalten, nicht nur das einmalige Pflanzen eines Gartens war und deren Gottesdienst in Warte und Pflege des Gartens bestand. Denn der „beste König ist jener, der das Land fruchtbar macht". In altpersischer Auffassung also nicht der Eroberer.

Durch den aufrichtigen Dualismus ist der peinliche Widerspruch entfernt, der Allmacht und Allgüte mit dem Dasein des Bösen in Einklang bringen möchte, um Gott trotz allem lieben zu können.

Es wird angenommen, daß von Anbeginn im Zustand der Untätigkeit Ormuzd und Ahriman nebeneinander bestanden ohne Kampf, da ohne Tat, ihre Wesenheit latent, ihnen selbst nicht offenbar.

Als aber der Schöpferdrang, der Geist des „Bewegenwollens" über Ormuzd kommt, stört die erste Offenbarung seines Lichtes den nächtigen Ahriman, und er sucht folgerichtig sich seiner zu erwehren, das Licht mit mächtig umarmender Finsternis zu würgen.

Indem sie kämpfen, erkennen sich die beiden Mächte mehr und mehr, werden persönlicher, ihrer selbst bewußter und drücken sich aus in einer Anhängerschaft, die Sprache und Schrift ihrer Gottheit bildet, Hieroglyphen des befehlenden Mundes.

Ormuzd schafft sich einen Rat und ein Heer engelhafter

Wesenheiten, Ahriman setzt ihm Rat und Heer entgegen in äffender Weise, indem er sich mit Dämonen umgibt, die gegen Ormuzd Gefolgschaft auftreten.

Hier beweist sich eine besondere Originalität arischen Denkens, die vielleicht auf Eindrücke der iranischen Heimat zurückzuführen ist, auf deren mächtige Gleichniskraft.

Über der durstigen Salzwüste gaukelt das Spiel der Fata Morgana, verspricht Paläste, Gärten und Brunnen, die nur trügerisch necken.

Das ist Ahrimans Lügenspiel. Fleißig angebaute Landschaft bietet aber daneben wirkliche Paradiese — und Paradiese, in denen der Mensch nicht gelangweilt ist, da er nicht hineingesetzt wurde, sondern sich tätig den Garten selbst schaffen muß.

Das ist das Künstlerspiel des Ormuzd. Abgeleitet von der Anschauung und Erfahrung, die Irans Eigentümlichkeit bot, ist die Meinung des Zoroaster, die Platon ähnlich wieder aufgriff: „Nur das Gute ist wirklich — das Böse ist an sich unwirklich, ein Trug, ein Gaukelspiel, eine Lüge. Es ist unwahr, da es nichts als Verneinung ist, und Verneinung keine Greifbarkeit bietet."

Der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman ist ein Kampf um Wirklichkeit, um Erkenntnis, um Bejahung, um Form und Schönheit, denn Häßlichkeit zerstört die Form und übt die kräftigste Verneinung aus.

Ormuzds Tätigkeit zielt dahin, die Wirklichkeit der Schönheit so zu beweisen, daß Ahriman schließlich dadurch zerstört wird, daß er bekehrt, des bösen Zaubers, der Häßlichkeit ledig wird. Seine Dämonen werden gereinigt und in gute Geister verwandelt, die der ecclesia militans des Ormuzd, dem einstigen Gegner sich als willkommene Freunde gesellen.

Dieser Friedensausgang liegt ferne, weil ein höchst unzuverlässiges Geschöpf — der Mensch — gleichsam das Zünglein an der Wage bildet im ungeheuer wogenden Kampf zwischen dem Walten der Bejahung und der Verneinung.

Seine Weltgeschichte gehört zur Weltgeschichte der Götter. In seinem Ermessen liegt es, sich Ahriman zuzuschwören

und das Heer des Bösen durch seinen Überlauf zu stärken, das Chaotische, das dumpfe „Nein" der Welt entlang zu dehnen. Mit Seherkraft hat Goethe diesen uralten arischen Gedanken aufgenommen, indem er seinen bösen Geist im Faust sagen läßt: „Ich bin der Geist, der stets verneint." Im freien Ermessen des Menschen liegt es, der hellen Musik des „Ja" zu mächtigem Klang zu helfen, indem er dem Wunsch des Ormuzd gemäß der Erde möglichst zu fruchtbarer Erdenschönheit verhilft. In den letzten Worten des Faust nimmt Goethe auch diesen mächtigen Mythos auf.

Alles, was der Wüste abgerungen wird, ist Ahriman abgerungen, und ebenso alles, was der Dürre des Herzens entrissen wird, Gastfreiheit, Mildtätigkeit.

Was man Ormuzd wohlgefällig übt, stärkt Ormuzd und beschleunigt dessen künftigen Sieg. Mittelbar geschieht diese Stärkung dadurch, daß des Menschen seelisches Ich — dessen persische Erläuterung der Idee Platons entspricht — gestärkt wird, ein immer selbständigeres Leben führt, schon zu Lebzeiten des Menschen sich am Rat der Engel beteiligt und nach seinem Tod übergeht in deren Zahl, die zunehmend das große Lächeln des Ormuzd immer leuchtender und siegreicher aufgehen läßt.

Gut sein heißt einfach zum Lächeln Gottes gehören.

Es lächelt auffallend überzeugend in den fruchtbaren Strecken, die kluge Tätigkeit, Wasser lenkend, sparend und verteilend, gewinnt.

Frommer Landbau ist an sich Gottesdienst.

Willkommener Opferduft ist der Duft reifen Getreides, willkommener Weihrauch Atem der Rose, die alle Freundlichkeiten deines Hauses aussagt. Jeder Herr des Hauses, jeder Bebauer des Landes ist ein König der Scholle und ein Priester der Scholle, denn nichts ist frommer, als Getreide, als Samenkerne von Bäumen in die Erde zu senken und dadurch das Wunder wogenden Feldes, das Wunder wogenden Waldes, dem Gott alles Guten als ihm genehme Huldigung und stolzen Ausdruck bewußter Gefolgschaft darzubringen.

Dies dem Menschen recht eindringlich ins Gedächtnis zu

rufen, entsendet Ormuzd, damit die Lehre gottesdienstlichen Landbaues deutlich werde, eine mütterliche Gestalt, die segnend durch die Felder schreitet, Amaiti im Goldhaar, mit Ähren im Gewand. Sie lehrt die nötige Hantierung des Feldbaus, wandert auch mutig hinaus in die Wüste, betritt das Zelt des Nomaden, dessen Herden immer wieder die mühsam bestellten Felder bedrohen und sucht ihn zur Seßhaftigkeit zu überreden.

Also wird sie zur Gottheit des arischen Schöpfungsgedankens, der aus Wildnissen Paradiese zu zaubern sucht mit tätigem Hirn und tätiger Hand, den Blick fromm zum Himmel gerichtet. Als Mittagsgöttin weiht Amaiti bei den zum Ackerbau bekehrten Völkern des Nordens die Felder, als Demeter und Ceres ist sie im Süden Europas zu finden.

Landbau ist so heilig und so heiligend, daß selbst derjenige, der Ormuzd untreu geworden, sich durch Arbeit auf dem Acker und durch Bekämpfung schädlicher Tiere, sofort wieder als zu Ormuzd gehörig bekennt und in die Schar der selig Bejahenden aufgenommen ist.

Was die urtümliche Auffassung des Ariertums vor anderen Philosophien auszeichnet, ist die kühne, reinliche Scheidung zwischen Gut und Böse, das ehrlich Untrügliche daran, und ein Rückblick auf diese Weisheit der Kindheitstage Bruder Japhets tut not in einer Zeit, wo Gut und Böse durcheinandergeworfen sind, wie in unseren Tagen, da Gut und Böse vor lauter Sophismen und Schwärmerei nicht mehr deutlich voneinander abgegrenzt werden.

Ormuzd ist durchaus gut, weil er durchaus rein und klar erscheint. Er hat kein Doppelantlitz, keine Vieldeutigkeit, keine Laune oder Vorliebe, er ist streng nicht aus Herrschertrieb, sondern weil sich von seinem Wesen das Unrecht als ein Unreines und Dunkles von selbst abscheidet, denn kein Bestandteil an ihm hat irgend Teil an den Mächten der Finsternis.

Dadurch ist er vollkommen anderer Wesensart als Götter, die Böses und Grausames, sei es als Strafe, wollen oder erlauben. Dadurch bleibt die Verehrung, die ihm bezeugt wird,

fern von der Verehrung, die orientalische Völker ihrem höchsten Gott bezeugen, weil sie ihn nicht anders ansehen können als einen heimischen Despoten, dem man sklavisch unterwürfig naht, oder den man mit Geschenk und Opfer zu kirren sucht.

Der Dienst des Ormuzd sieht den Dienenden aufrecht, frei und stolz.

Die Arbeit, die er segnet, ist aufrecht, frei und stolz. Sie geschieht nicht aus Fluch und Strafe oder als Folge einer Paradiesvertreibung. Im Gegenteil, sie setzt den Menschen ein in das Paradies, das ihm frommt, in frei schöpferische Tätigkeit, die ihn zum Mitarbeiter des Höchsten macht und zum Mitstreiter Gottes im heiligen Kampf.

Vielleicht ist der Kultus des Landbaus, der in China die Grundlage des Staates bildete, ziemlich gleichzeitig und mit ähnlichen Riten in dem für sich abgeschlossenen Reich der Mitte entstanden.

Ähnlich glaubte man dort an gute Genien und böse Dämonen. Allein der chinesische Dualismus ist undeutlich, die Unterscheidung war nie so klar und philosophisch streng, der einzelne nicht auf seine eigene Verantwortung gestellt und würdig des Priestertums, wie bei den arischen Persern, sondern man schob die Verantwortung auf den göttlich verehrten Herrscher, von dem Gut oder Übel ausging und der je nach seiner Tugend gutes oder schlechtes Wetter für das ganze Land herbeiführte. Der Kaiser hatte allein das Recht und die Pflicht, Altäre zu bauen, ein Untertan, der sich dessen vermaß, erlitt als Frevler den Tod.

Ursprünglich hat dagegen jeder fromme Perser das Recht, auf seine Art persönlich seinen Gott zu verehren. In ältester Zeit war keine große Zeremonie nötig, kein Aufgebot von Priestern, um dem guten und schönen Gott Andacht zu erweisen.

Ein Gebet von 21 Worten galt für das heiligste und ihm genehm. Es enthält das gesamte Sittengebot, das von Zoroasters klarer Weisheit ausging. Die Bitte um Reinheit des Herzens, die Ormuzd ähnlich macht, schließt jede

andere Bitte ein. Reines Herz gibt Arbeitsfreude und Arbeitsstolz.

Der Unterschied zwischen Ormuzd, der menschlicher Arbeit höchste Ehre erweist, und Jehova, der die Arbeit als Strafmaß austeilt, ist einschneidend.

Dennoch gab es zwischen beiden Berührungspunkte, denn Ormuzd verschmäht wie der Gott Israels Menschenopfer und Anbetung von Bildwerken.

Zwischen den arischen und den semitischen göttlichen Lehren ergab sich die erste Annäherung, als Zyrus in Jerusalem mit einer Toleranz auftrat, die fremden Göttern noch nie von einem fremden Gott begegnet war. Zyrus gestattete den Aufbau des Tempels.

Hingegen hatte der persische Fürst den Krieg gegen die Meder als eine Art Religionskrieg geführt, weil die Ketzerei der Magier überhand genommen hatte mit allerlei seltsamen und teilweise frevelhaften Gebräuchen, die möglicherweise von der nahen Berührung und Verwandtschaft mit skythischem rassefremden Aberglauben Ursprung nahm*).

Der Geist des Zoroaster wurde allzufrüh für den Buchstaben verraten, und Zauberei ersetzte die Reinheit der reinsten Gottesdienste. Traurig verdunkelt zu einem phantastischen Mithraismus war die Lehre des Ormuzd, als sie mit dem inzwischen heller gewordenen Glauben der Semiten um die Weltherrschaft kämpfte und vor ihm weichen mußte, wiewohl sie nicht ohne Spuren in dem vom Westen erkorenen Christentum blieb und in verschiedenen Sekten mehrmals auflohte.

Traurig verdunkelt in dem engherzigen System Brahmas mußte die Lehre des Ormuzd auch in Indien den Ansturm und die Überlegenheit einer neuen Religion erfahren, des Buddhismus.

Man vergaß die Größe von Zoroasters Lehre, die vielleicht erst heute wieder nachdenklich gewürdigt werden kann.

*) Die Parsi, Feueranbeter, die ihre Leichen, um die Erde nicht zu entweihen, den Geiern zum Fraß aussetzen auf eigens dazu erbauten Türmen, sind Nachfahren dieser Magier.

Der gefärbte griechische Bericht, der uns von der Schulbank her beeinflußt, hat den Begriff persischen Wesens verzeichnet.

Wohl mögen zur Zeit der Kämpfe, die der Grieche patriotisch schilderte, die Perser durch ihre Eroberungszüge viel undifferenziertes, asiatisches Volk mitgeschleppt haben als Geröll, und die klaren Wasser des Bergstroms sich in der Ebene verschlammt haben. Spätere Könige mochten durch ihren Erfolg an Größenwahn leiden.

Allein ursprüngliche persische Herrscher leben in Überlieferung ihres Volkes als Idealgestalten fort. Persiens ältester Fürst soll nach orientalischem, nicht griechischem Bericht Kaiomos, ein Enkel Noahs gewesen sein und dessen Geschlecht, die Paishdadia, haben Namen, deren Deutung tief mystischen Sinn ergibt: „Das lebendige Wort", „die Gerechtigkeitsverteiler", sowie die „Wasserverteiler", da sie die ersten unterirdischen Wasserleitungen bauten, die das kostbare Naß vor Verdunstung schützten.

Jemsched, den Gründer von Persepolis, führte ein Zufall zur Bereitung des Weines, so daß es nicht unwahrscheinlich ist, wir hätten Persien und den arischen Ahnen den Wein, wie Pfirsich und Rose zu verdanken, das Rosenlied, das Liebeslied und das Weinlied, den Sang jugendlichen Frohmuts und Übermuts und golden geklärter Weisheit. All dies Holdselige stammt aus Iran.

Wie aber Jemsched zur großen Entdeckung des Weines kam, wird folgendermaßen launisch erzählt:

„Eine Überfülle von Trauben war in Fässern untergebracht und kühl gestellt worden in den Gewölben des Königs.

Da fing ein seltsames Toben in den Fässern an, und es hieß, böse Geister hätten sich mit den Trauben zu tun gemacht, die für des Königs Tisch bestimmt waren, um ihn zu vergiften, und niemand traute sich an die Fässer heran. Doch eine der königlichen Gemahlinnen hatte gewaltig Kopfweh, so daß sie den Tod herbeisehnte. Und sie kam auf den Gedanken, jenes geheimnisvoll von den Geistern zubereitete Gift zu trinken, um ihren Schmerzen ein Ende zu machen.

Der gegohrene Traubensaft erwies sich als süßes Heil-

mittel. Sie glaubte gestorben zu sein und zu besserem Leben erwacht. Da rief sie die anderen Frauen in ihrer Freude und alle kosteten und, ergriffen vom frohen Weine, versöhnten sich, die vorher einander feindlich gewesen. Sie hielten sich lachend an der Hand und tanzten im Reigenschritt, und also holten sie den König und luden ihn tanzend in das Zaubergewölbe, wo die herrliche Kraft gewaltet, und machten ihn bekannt mit dem Schmerzensstiller und Sorgenbrecher, dem Wein."

Der Persers Lust zu fabulieren ist so groß, daß er alle Ereignisse seiner Geschichte damit umblüht und umrankt. Sein uralter Fabelschatz ist uns hauptsächlich durch Firdusi vermittelt*). Den edelsten Dichter nannte ihn die Heimat, und es wurde sprichwörtlich: „Sei gut und gerecht, so wirst du ein Firdusi". In der Tat war es ihm gegeben, etwas selig Warmes in seine Dichtung zu gießen und sittliche Sprüche ohne engherzige Strenge zu prägen.

Er schreibt, daß älteste persische Herrscher nach dem Wahlspruch lebten: „Jeder Tag deines Lebens ist ein Blatt der Geschichte — Sei achtsam, daß nichts darauf geschrieben steht, das du ungern der Nachwelt überlieferst." Er singt manches Lied, das edle Tränen lockt, „einen Sang voll von dem Wasser, das aus edlem Auge fließt", und preist am liebsten, vorbildlich für die Ritterpoesie von Europas Mittelalter, die Treue bis zum Tod starker Paladine, vor allem des Rustem, der genau in demselben Lehnsverhältnis zu seinem König steht wie Roland zu Karl dem Großen.

Mancher Traum romanischen Mittelalters ist im alten Iran längst geträumt und von Firdusi in seinem Königsbuch „Schâhnâme" festgehalten. An Kampf gegen „Ungläubige" fehlte es nicht, denn zwölf Jahrhunderte lang, von grauer Vorzeit an brandeten die Wogen nomadischer Völker gegen Persiens Berge und heldische Herzen. Um sie zu überwältigen, spielten die fremden Völker auch die seltsame

*) Firdusi, geb. 940, gest. 1020 n. Chr. Sein „Königsbuch" (Schâhnâme) wurde 1829 englisch, 1853 deutsch veröffentlicht. (Übersetzt von Schack.)

Schönheit und unheimliche Zauberkunst ihrer Weiber als Trumpf aus.

Im uralten Fabelschatz, mit dessen bunten und goldenen Fäden der größte dichterische Teppichmeister Persiens seine unabsehbar verschlungenen Muster webte, sind alle Motive vorhanden, die später europäische Dichter als Grundzeichnung für ihre großartigen Schöpfungen verwendeten. König Lear hat ein persisches Vorbild, griechische Tragödien treuer Freundschaft finden das ihrige in Persiens Sagenwelt, der Vater, der den unbekannten Sohn erschlägt, das tückische und das edle Weib jeder königlichen Art treten auf, alle rührenden Treuverhältnisse, die je die Menschheit ergriffen und begeistert. Mit den tragischen wechseln groteske und launische Motive.

Chinas Seltsamkeiten sind einbezogen, bald freundlich, bald feindlich, und das sonst so streng abgegrenzte Reich scheint irgendwie den Weg über die Berge gefunden zu haben oder Persien den Weg zu ihm. Blaß und fabelhaft geistert es zum ersten Male in der Geschichte. Heraldisch anmutende Tiere nehmen teil am Streit und spielen mit im endlos verschlungenen Märchen ältester persischer Geschichte, so im Gefolge des Persers zahme Löwen, die ihren Herren gegen die zahmen weißen Elefanten des Kaisers von China verteidigen oder gegen die Greifen und Drachen böser Geister.

Naturwunder spielen mit, das Herz des Helden zu prüfen, wie die schauerlichen feuerspeienden Berge und wilden Wasser mancher Landschaft. Ein Held muß, sein Abenteuer zu vollenden, Sieg über zwei wilde Werwölfe erringen, dann über einen siebenhäuptigen Drachen, über die gespenstigen Hexen „ghouls" — den Lemuren ähnlich —, über den stahlschnäbeligen Vogel Greif, über die Kraft eines machtvoll springenden Brunnens, ferner plötzlich entstandene Seen durchschwimmen und Gebirge durchgraben. Geheimnisvolle Prinzessinnen, wie jene unaussprechlich liebliche Mooneja, hüten Zaubergärten und lassen aus dem Turm, in dem sie gefangen sind, ihre schönen Haare hinab, daß sich der befreite Ritter daran emporschwingen möge, und weise alte

Könige betrachten in Zauberspiegeln alle Geheimnisse der Welt.

Das bezeichnende der persischen Dichtung ist jedoch das sittliche Ideal, dem auch die krauseste Erzählung schließlich zustrebt und ein neues in diesem Ideal, der Glaube an die Persönlichkeit, an das Ichselbst und an die Erlösung durch Schönheit, die eins macht mit dem ersten durchaus schönen Gott.

Am merkwürdigsten für das Verständnis des Neuen, das der geschichtliche Mensch zuerst in Persien in seinen Traum aufnahm, ist die früheste Fabel der Freiheit, die Geschichte von Persiens Tell.

Ursprünglich waren die Perser ein tapferes freiheitliebendes Bergvolk, ähnlich den späteren Schweizern oder Schotten, in heroischem Kampf nach allen Seiten ihre Heimat schützend, ritterlich vornehm und gleichsam von der freien Luft ihrer Berge im Geiste hell und hoch, ohne Sumpf und Niederung.

Aber Persien hat nicht nur rauhe Berge, es hat überraschend auf Höhen gelegene, von Gebirgswassern befruchtete Gartenlandschaften. Von ihnen stammen Rose und Flieder mit ihren ebenso heilsamen als süßen Düften und geben der Nachtigall Obdach, und die Nachtigall lehrt dem persischen Dichter das Liebeslied.

Es kann nicht gedeihen, wo das Weib versklavt nur Ware, Beutestück oder Haustier ist; es kann nur gedeihen, wo ihm gegebenenfalls freie Herzenswahl zusteht und das Herz begehrt wird, nicht nur der Leib.

Solche höhere Entwicklung findet nur da statt, wo sich zuerst der Freiheitsgedanke aufschwingt, dem Bergadler gleich. Mit ihm unzertrennlich entstand der Begriff Schönheit und Gerechtigkeit. Im großen persischen Sagenkreis ragen zuerst mit staunenswerter Klarheit diese edlen Gipfel menschlichen Fühlens und Denkens empor. Persien hat hochgelegene Terrassen, Gärten, in denen das Herz nicht erschlafft, sondern zur Kraft tatvoll wird wie die sagenhaften iranischen Helden.

Der erste und bedeutendste ist Kawän der Schmied, Per-

siens Tell, dessen Lederschurz die Jahrhunderte der Größe seines Landes Persiens Fahne bleibt, bis die Türken sie als höchsten Kampfpreis erbeuteten und in den Besitz des Kalifen Omar brachten*).

Dies ist aber die Geschichte des persischen Tell.

Frei und glücklich lebten die Perser in den Bergen. Ihre Höhen boten genug an Wild zu des Mannes Freude, genug an süßem Obst zu des Weibes und Kindes Freude, so viel Blumen, daß die Hunde, von der Jagd durch das hohe Gras heimgekehrt, über und über bestaubt waren von Blütenstaub, und daß der Frauen und der Kinder weiches Haar Duftwolken gab unter stets erneuten Kränzen.

Unter den beliebtesten und schönsten freien Männern wählte das Volk seinen König, schwur ihm Freundestreue, und er schwur Freundestreue. Erlesene Jünglinge sammelte der König um sich als Helden zum Schutz gegen den Einbruch von Fremden und versammelte Greise und hörte deren Sprüche gern. Doch einer der also gewählten Fürsten war noch schöner und stärker als die vorhergegangenen und wurde hochmutsvoll. Er nahm eine Gemahlin aus fremdem Volk, die ihm lehrte hochfahrend zu sein gegen Jüngling und Greis und riet zu Überhebung wider die Götter.

Verräterisch tat sie das, denn ihr Sinn hing am eigenen Volk und an einem der Führer des Volkes, der hieß Zohauk. Ihm ebnete sie den Weg in das Herz der Berge.

Zohauk fürchtete sich aber so vor den tapferen Persern, daß er vor dem geplanten Überfall den bösen Geist beschwor, ein Bündnis mit ihm einzugehen. Er entbot die Zauberkundigen seines Stammes, und diesen gelang es, den bösen Geist zur Zwiesprache mit Zohauk zu bewegen. Er versprach Beistand gegen die Perser und deren Überwältigung unter der Bedingung, daß ihm der Fürst erlaube, ihn auf beide Schultern zu küssen.

*) Yadzird, der letzte Sassanide, wird 641 n. Chr. bei Ruhvand geschlagen und des Heiligtums beraubt.

So tat der böse Geist. Wo er geküßt, wuchsen aus der Schulter zwei Drachen auf, die schauerlich zu Häupten Zohauks ihre Rachen öffneten. Um diese durch Macht der Unterwelt geborenen Drachenkinder zu speisen — erklärte der Geist — bedürfe es jeden Tag zwei Gehirne von Jünglingen, die den zwei Drachen geopfert werden müßten. Also drachenbewehrt und beschützt, überrannte der Fremde die Perser, tötete deren Herrscher und auch das verräterische Weib, das ihn gerufen.

Mörderisch und mit Hohn bedrückte er die Perser und begehrte ihre Anbetung wie ein Gott. Seine Drachen, die ihm auf der Schulter saßen, mit Gehirn zu speisen, warf er Lose um die Jünglinge und ließ täglich zwei enthaupten.

Gelähmt vor Furcht und Grauen, duckte sich alles, und indem sie Tag für Tag Gehirn speisten, war es, als überwältigten und lähmten die Drachen jedes Gehirn im Land. Kein Perser konnte denken oder wollen, sie verstanden nur noch die einst stolzen Nacken zu beugen und den einst stolzen Mund bei den grausamen Scherzen des Herrschers demütig zu künstlichem, furchtbarem Lächeln zu zwingen.

Nur einer lächelte nicht, sondern hatte den Mut, grimmig zu blicken. Das war Kawän der Schmied, der Funken fliegen ließ wie kein anderer. Er hatte ein wunderbares Schwert geschmiedet, und soviel man ihm für dasselbe bot, er hielt es nicht feil und sagte, alle Dienste, die ein Käufer der Waffe zumuten könnte, seien zu klein, dies Schwert sei gespart zu sehr großem Werk.

Kawän hatte zwei blühende Söhne, die Freude seines Alters, da sein Weib und andere Kinder zuvor gestorben waren.

Auf diese Söhne fiel das Los. Da kamen die Nachbarn höhnisch, denn wer feige ist, spottet gern, und sprachen: „Ei, Kawän, nun zieh' dein berühmtes Schwert, das du so geizig gespart hast für großes Werk. Denn unser Fürst vernahm davon und wünscht eine Probe deiner Kunst, du größter der Schmiede. Am Nacken deiner Söhne erprobe dein Schwert!" Da schwang es Kawän so hell und blitzend, daß die Augen der Spötter geblendet wurden und sie erblindeten.

Mit der Blendung seines hellen Schwertes aber drang er vor, wo die Söhne gebunden lagen angesichts des Königs und die Drachen auf beiden Seiten des Thrones die Rachen freßlustig auftaten, ihrer Mahlzeit gewärtig.

Wie blitzerschlagen von dem Licht, das vom Schwert der Freiheit ausging, stoben die vielen Knechte des Königs auseinander.

Im Schurze des Schmieds stand Kawän mit beiden gefangenen Söhnen vor dem Thron des Königs.

„Du willst eine Probe meiner Kunst," rief er, „sieh, wie ich gehorsam bin!" und hieb die Fesseln der Söhne entzwei und stand mitten unter ihnen frei vor dem König.

Der aber entließ seine Drachen, und diese wanden sich um Vater und Söhne mit würgender Gewalt und giftigem Bisse. Kawän, obwohl todwund, hieb sich und die Seinen frei. Todwund fiel er auf den König mit seinem Schwert und sterbend hieb er ihn tot. Entsetzt floh, wer dem bösen Herrscher Knecht und zu Dienst gewesen war.

Die Perser ermannten sich zum Denken und Wollen, sie schworen, frei zu sein und zu bleiben und nie mehr ihre Kinder hinzugeben zur Speise von Drachen.

Zum ewigen Zeichen des Schwurs hoben sie den Lederschurz des Schmieds empor als ihr Banner und schmückten ihn mit den Edelsteinen des Landes.

Dies ist die fünfte geschichtlich bedeutungsvolle Regung des Gemüts. Der Mensch will er selbst und will frei sein.

Der Fluch, der auf der Waffe gelastet und auf deren Verfertiger, dem unheimlichen Schmied, ist durch Kawäns heldische Tat aufgehoben und das Schwert geheiligt, da es endlich den wahren Beruf fand und diesem geweiht wurde, den Beruf, die Freiheit zu retten.

Durch Jahrhunderte schützte der Schurz des Schmieds die Freiheit des Volkes gegen den immerwiederkehrenden Ansturm mongolischer Horden, die nimmermüde den einzigartigen Damm zu durchbrechen suchten mit der unheim-

lichen Zähigkeit und finsteren Mordlust der schlitzäugigen Rasse.

Persien wurde von den Griechen mißverstanden und mißverstand sie. Themistokles sah es ein, als er — ein gern gesehener Gast — beim großmütigen Feinde weilte. Es gab in Griechenland eine Perserpartei, die Kulturträgerin war und, als es noch Zeit zu ersprießlicher Freundschaft gewesen wäre, eine Art Anschluß wünschte. Diese Freundschaft wurde von engherzigen Strebern verhindert, zum Schaden beider Nationen ihr Verhältnis auf immer getrübt durch würgende Missetaten nationaler Eitelkeit, und Persien auf eine Weise verleumdet, die in der Wertschätzung dieses Stammlandes der Arier heute noch irre führt.

Wohl mochte Firdusi in seinem Königsbuch dem unabsehbar langen Heldenlied Persiens seine Helden zuhöchst aller Helden preisen, denn durch unabsehbare Zeiten hat Persiens Brust dem Anprall der Horden von Mitternacht her getrotzt, der Horden, die das arische Ordnungsideal bedrohten, und den gehirnspeisenden Drachen mongolischer Despotie kühn widerstanden.

Persisch blieb zutiefst arisch.

Persien war es bestimmt, dereinst auf Europas Mittelalter mit dem Beispiel seiner ritterlichen Tugenden, Kunst und Dichtung nachhaltig zu wirken, wenn auch auf großem Umweg durch den Einfluß der Araber, die erobernd mit Persien zusammenstießen, viel von ihm annahmen und unbewußt weitergaben an die fernen arischen Brüder in Europa.

13. Das erste Weltreich.

Das persische Weltreich seit Cyrus ist das erste, das — mit Ausnahme Chinas — des geschichtlichen Menschen Gesamtgebiet in sich schließt und von einem Punkt aus zu regieren sucht.

Außer Assyriens heterogenen Bestandteilen, die in Art und Umfang an das alte Österreich-Ungarn erinnern, um-

faßte es das kulturell geschlossene und einheitliche Babylonien — nach Flächeninhalt und Art mit Belgien vergleichbar — ferner Ägypten. In bezug auf Tradition und Bildung sowie als Religionsmittelpunkt war Ägypten dem späteren, vielbegehrten Italien ähnlich, und ähnlich in der Größe. Von diesen Ländern ausstrahlend, beherrschte Persien noch mehr oder weniger fest die Überbleibsel älterer Staaten und noch nicht in Staatsgebilde vollkommen eingereihte Völker, die sich wie Sternennebel ballten und zerflossen.

Ägypten gegenüber haben die persischen Eroberer einen gewissen Kultursnobismus und auch ein Bestreben der Klugheit gezeigt, das der Nationaleitelkeit des Besiegten entgegenkam, als der kulturell Höherstehende von dem jungen Volk überrannt wurde. Vom Norden kommt stets das neu erobernde Volk. Aber welcher Unterschied, wenn Assyrien erobert, zertretend und zermalmend, seine Herrscher gläubig dem Gott Assur, wenn die Skythen sinnlos hausen, die Meder planlos in Besitz nehmen, primitiven Magiern und Zauberern geistig untertan, und wenn später Persien vordringt, von Zoroaster belehrt und noch später Alexander, der Schüler des Aristoteles, sich derselben Länder bemächtigt und ein Reich der Bildung aufzurichten sucht.

In Ägypten benimmt sich Kambyses ägyptisch und ist stolz, wenn es ihm gelingt, genau wie in einem späteren Jahrhundert Alexander sich persisch in Persien benimmt und geschmeichelt ist, wenn die neuen Untertanen versichern, es stünde ihm gut.

Ungeheueren Fortschritt bringen die neuen Eroberer in der Auffassung des Eroberertums, mögen auch die alten Krieger spotten oder verlangen, man solle die Besiegten vernichten, statt ihnen schön zu tun und Schüler ihrer Affferei zu werden.

Man will die errungenen Länder mit ihrem Reichtum an geistigen und anderen Gütern wenigstens grundsätzlich nicht mehr vernichten (wenn auch gewisse hartnäckig rebellische Städte, z. B. Tyrus unter Alexander, nach alter Art ausgebrannt wurden wie ein Hornissennest), sondern den fremden

Göttern und Menschen durch höfliches Entgegenkommen das Zusammenleben mit den eigenen Leuten erleichtern, ja angenehm machen.

Die arischen Herren der Welt versuchten sich taktvoll und wohlmeinend zu zeigen, was gewiß für einen Eroberer alten Schlags eine Geduldprobe war und in der Erfahrung der Geschichte ein unerhört Neues bedeutete.

Zu Beginn ihres herrscherhaften Auftretens machten sich die Arier mit dieser überraschenden, ritterlichen Gesinnung Ehre. Ein Cyrus wird darum in der Bibel als Sonne, als guter Hirt schier wie ein Messias gepriesen und Xenophons Cyropädie verherrlicht ihn als Beispiel der Fürsten. Dies Buch bildet den ersten Regentenspiegel, so weise und mild erscheint der Perser im Vergleich zu seinen Vorgängern auf orientalischen Thronen. Sein Nachfolger Kambyses verfiel zwar dem Größenwahn und wurde grausam launisch, zuerst hatte er sich als edel und vernünftig gezeigt. Es wurde ihm gefährlich, daß sich der Stolz der alten Feudalherren seiner Umgebung brach. Die Vasallentreue, die unter den Herrschern Altpersiens laut Firdusi geblüht, verhäßlicht sich zu platter Kriecherei vor dem allzumächtigen Großkönig und nährt Größenwahn, indem die Höflinge jede Laune gutheißen.

Jene Ferne, welche die große Hofetikette, die nunmehr eingeführt wird, zwischen Herrscher und Beherrschten aufrichtet mit atembeklemmender Flucht von Riesensälen und breiten Stufen von Riesentreppen und Zur-Erde-Werfen in anbetender Stellung, selbst der höchsten Würdenträger, gefährdet bald das traute Treueverhältnis, das lange zwischen Lehnsherrn und Vasallen bestanden hatte. Die Verräterei, die mit allzutiefer Unterwürfigkeit und unschön demütiger Geste untrennbar verbunden ist, krallt sich ein mit tückischer Kralle, denn ein Kambyses wird nicht von selbst zum Gott, sondern ernennt sich zu solchem, dem Genius seines Volkes zum Trotz mit verhängnisvoller Überhebung.

Weiberwirtschaft greift bereits mit würgendem Finger an den mächtigen Nacken von Persiens Größe, und nach Kambyses' Tod folgen giftige Thronschwindel und Streitig-

leiten. Darius I. Hystaspis weiß diese Würger noch einmal kräftig abzuschütteln und dem Geschlecht der Achämeniden höchsten Glanz zu verleihen.

Doch am Ende seiner Tage leiht auch er zu willig seiner Lieblingsgemahlin Atossa das Ohr und wählt Xerxes, deren wunderbar schönen, aber haltlosen Sohn zum Nachfolger statt des Erstgeborenen, der den Lauf der Geschichte vielleicht anders gelenkt hätte.

Persien hat nunmehr, dem Gesetz des weiteren Erobernmüssens folgend, das alle plötzlich aufgebrochenen Eroberer unweigerlich bestimmt, Krieg auf Krieg zu führen, ein höchstes Ausmaß seiner Grenzen erreicht. Es stößt an das Mittelmeer, das durch die untertan gewordenen Phönizier gangbare Wege öffnet für immer schneller segelnde Schiffe.

Die gemeinsame Nutznießung der von ihnen mit Waren versorgten Völker an dem erreichten und weiter gesponnenen Kulturwert schafft den Typus des Homo mediterraneus, des Mittelmeermenschen, wie er treffend genannt wurde, und die Möglichkeit des ersten Zusammengehörigkeitsgefühls gebildeter, weltbürgerlich gesinnter Menschheit entsteht. Man erkannte die Notwendigkeit eines organisch wachsenden Völkerbundes zur Wahrung gemeinschaftlicher Interessen.

Persiens Weltreich macht den ersten Versuch dazu, und symbolisch für sein Bestreben ist die Einführung der ersten allgemein gültigen Umlaufmünze, nachgebildet der Umlaufmünze, die Krösus, der Lydier, einst so freigebig in Bewegung gesetzt, doch mit dem Bild des Darius und dessen Namen geschmückt. Sie blieb noch lange nach seinem Tode allgemein im Gebrauch, wie später der Louisdor und der Napoleondor die Herrscher überdauerten, von denen sie ihre Namen empfangen. Der goldene Darius (Daraikos) galt, soweit als Persiens Herrschaft ging, bis zum Persischen Golf, dem Kaspischen Meer, dem Kaukasus und den mittelasiatischen Bergen, bis zur afrikanischen und arabischen Wüste.

Dies alles waren streng gezogene Grenzen, doch ein offener wunder Punkt blieb, die undeutliche Grenze gegen Griechenland.

Die Meerenge, die ein Liebhaber durchschwimmen konnte, trennt keineswegs die asiatischen, unter Persiens Obhut stehenden Griechen von ihren Brüdern, den europäischen, selbständig und selbständiger sich fühlenden Hellenen*). Sie suchten die asiatischen in ihre Fehden einzuziehen, ein Ränkespiel gleich dem Gekitzel von Stechmücken für das gewaltige Reich.

Der Wunsch, mit den europäischen Griechen fertig zu werden, entsprach also keiner wilden Eroberpolitik, sondern war bedingt durch geographisches Schicksal ebenso wie die langdauernde Politik der Perser, sich auf die Semiten zu stützen, um sich dadurch ein Gegengewicht gegen das Überhandnehmen der Griechen, z. B. in Zypern, zu sichern. Dies reiche Kupferland hatte um diese Zeit zwölf Könige, darunter sieben semitische, die Persien unterstützten.

Doch waren bereits griechische Söldner und namentlich Seesoldaten in Persiens Dienst.

Im Jahre 512 v. Chr. konnte die Satrapie Indien nur dank griechischer Hilfe gegründet werden, ein Admiral aus Athen, Kliton, schifft den Indus hinauf. Wie es später Genua und Venedig taten, versorgte Athen gut zahlende Kunden mit Kriegsschiffen.

Wenn Handelsinteressen, religiöse Motive oder der Kampf um Einflußsphären in der Alten Welt ebensooft einen casus belli ergaben wie in der Neuen — die Verschiedenheit der Sprache scheint noch keine Scheidewand aufgestellt, keinen Haßvorwand gegeben zu haben, ihr Aufzwingen oder Verbieten nicht bedacht worden zu sein. Natürlich und je nach praktischem Bedürfnis fließen die Sprachen ineinander, soweit sie dem Umgang dienen, nur werden ältere Idiome für Ritualzwecke und Wissenschaft von Gelehrten und Priestern gepflegt.

Zur Zeit des persischen Weltreiches scheint ganz von selbst eine erste, fast überall verständliche Weltsprache entstanden zu

*) Darius besaß von Barca bis Trapezunt ein Drittel der damaligen griechischen Welt.

sein, und zwar übernahm merkwürdigerweise nicht die Sprache des Eroberers die Rolle; nicht das persische, sondern ein semitisches Idiom, das Aramäische, kam allgemein in Gebrauch und erlaubte den vielverzweigten und lebhaft pulsierenden Nachrichtendienst und Handelsverkehr.

Offiziell erscheint die aramäische Sprache in den Urkunden des Königs. Sie zeigt sich in der neuen Bearbeitung biblischer Überlieferung, einem geduldigen Werk der von Babylon zurückgekehrten frommen und gelehrten Juden. Das Althebräische ist in Gefahr, verdrängt zu werden; nur ein kleiner Kreis konservativer Juden rettete die Sprache des alten Hebräertums, indem sie dieselbe als sakral und vornehm erklärten. Aramäisch blieb aber die allgemein übliche Verkehrs- und Handelssprache, erst nach Alexanders Eroberungszug wich es allmählich, Schritt für Schritt dem Griechischen.

Einheitliche Münze und einheitliche Geschäftssprache erleichterten die Verwaltung des Weltreiches und ermöglichten das Entstehen von Reichtümern an allen Ecken und Enden desselben, dergleichen die Welt noch nicht gesehen. Namentlich Darius bemühte sich um das Verwaltungssystem mit einer Vernunft und Weitsicht, die an ähnliche Maßnahmen Karls des Großen erinnern und noch immer durch ihre lebenspraktische Philosophie beispielskräftig sind.

In den vorhergegangenen Reichen war der Zusammenhang ein äußerst loser; Assyrien hatte deshalb seine fortwährenden schrecklichen Straferpeditionen, Chaldäa und Elam stießen schwerfällig aneinander, als könnten sie sich von der unerwünschten Umarmung nicht erlösen; Ägyptens Feudalwelt brachte ewige Unruhe. Unwegsamkeit machte die lose aneinandergeklebten Teile der alten Reiche unübersichtlich, jede Spannung wurde zur Katastrophe.

In der Hand hatte der Monarch nur die eigene Hauptstadt durch seine Leibregimenter — weiter reichte sein Arm nicht; eine Menge kleiner Fürsten, Führer, Häuptlinge und Scheiks waren an der Spitze der verschiedenen Völkerschaften und Sippen, an der Peripherie nur zu oft verschworen mit

gefährlichen Nomaden, die an den Grenzen der Seßhaften lauernd wimmelten.

Die ersten Großkönige Mediens änderten nichts an dieser primitiven Art des Regierens, und der baldige Sturz ihres kühn eroberten Reiches läßt sich wohl auf diesen allzu losen Zusammenhang gegensätzlicher Länder und Völker zurückführen.

In genialer Weise suchten die bedeutendsten persischen Herrscher einen fester gefügten Staat und gemeinsamen Nationalstolz zu schaffen, ähnlich wie es später die Römer taten, durch verbesserten Verkehr, Nachrichtendienst und Finanzwirtschaft. Wenn auch die von ihnen geschaffene Staatsmaschine durch schlechte Bedienung allmählich verrostete und dann versagte, wodurch Alexanders Erfolg möglich wurde, deren Aufstellung und Erfindung bedeutete für ihre Zeit eine unerhörte Großtat des geschichtlichen Menschen.

Darius baute sichere Straßen und setzte den ersten Postverkehr ein — zum Staunen reisender Griechen, die behaupteten, der persische Bote eile mit seiner Kunde „wie im Vogelflug". Herodot beschrieb die persische Reichspoststraße von Susa nach Sardes, der früheren lydischen Hauptstadt.

Wie Karl der Große später die missi einsetzte, um seine entfernteren Provinzen prüfend zu bereisen und ihm Bericht zu geben, schickte Darius Abgesandte, die „Augen und Ohren" des Königs hießen. Stets umherreisend, übten sie einen Überwachungsdienst aus, kraft dessen sie die höchsten Beamten gegebenenfalls im Namen des Königs sofort entfernen und ersetzen konnten.

Das Reich war in Satrapien, das heißt Statthaltereien, geteilt, und zwar sehr geschickt, nicht etwa nach Sprachen oder Volksabstimmungen, sondern nach erprobten wirtschaftlichen Zusammenhängen, wie sie geographisch bestimmt sich erwiesen. Ursprünglich stand dem obersten Zivilbeamten (Statthalter oder Satrapen), um das Gleichgewicht zu halten, ein Kommandierender General und ein Sekretär des Königs zur Seite. Letzterer hatte die Kulturinteressen und den allge-

meinen Kult zu wahren, aber auch das Land vor Mißwirtschaft seiner beiden Kollegen zu schützen.

In der Folge verdirbt diese kluge Einrichtung, weil sich die Satrapen durch Verwandtschaft mit dem Königshaus an Haremsintrigen beteiligten und selbständige Vizekönige wurden. Ursprünglich waren nicht Persern allein, sondern auch Fremden diese Höchststellen erreichbar, wenn sie irgend persische Verwandtschaft hatten. So bat ein Grieche um die Hand einer persischen Prinzessin, um eine Satrapie zu erhalten.

Nahe lag die Gefahr, daß solche Prinzessinnen großen Luxus einführten, wie derselbe am Hof von Susa üblich geworden. Persische Damen waren sportliebend und elegant, sie hatten politische Salons.

Das Privilegium des Eroberervolks bestand darin, daß es keine direkten Abgaben zu zahlen hatte, sondern nur Ehrengeschenke bei den Reisen des Königs — diese nach Maß und Vermögen meist in Naturalien. Der reiche Mann spendete etwa einen Ochsen oder ein Pferd, der arme tat seinem Fürsten Genüge mit etwas Milch oder einer Handvoll Datteln.

Auch die eroberten Länder waren nicht über Gebühr belastet und entrichteten ihre Abgaben zum großen Teil je nach den Landeserzeugnissen in Naturalien. So hatte Zilizien für jeden Tag des Jahres ein weißes Pferd zu liefern, Babylon jährlich 500 schöne junge Eunuchen für das Frauengemach des Königs.

Das Überhandnehmen dieses Gemaches und seines ungeheueren Trosses, zu dem etikettenmäßig eine gewaltige Anzahl von Eunuchen gehörte, wurde das Verderben der Monarchie. Bei den unabläßlichen Ränken innerhalb der Herrscherfamilie spielten die Verschnittenen dieselbe verhängnisvolle Rolle wie später in Byzanz. Sie schwangen sich nur zu bald in führende Stellung, wurden Königsmörder und Königsmacher. Der Einfluß von Weibern und Eunuchen war es, der den schönen Xerxes so verweichlichte, wie es die Griechen zu schildern wissen.

Lange wahrte noch das persische Volk seine Tugenden,

das persische Heer seine Tapferkeit; allein es war nicht mit der neuen Zeit vorgeschritten; die Griechen übertrafen es an geschickt entwickelter Kriegskunst.

Nach der großen Geste bei den Termopylen und vor Salamis gehen Athen und Sparta ihre eigenen Wege, verdingen abwechselnd ihre geschickten Seeleute und Feldherren dem persischen König oder dem Pharao und verfolgen mit Ausdauer das Ziel, einander den Rang abzulaufen und den semitischen Einfluß, der tief ins Land gedrungen war, zu überflügeln.

Das persische Königshaus und mit ihm die Beamtenwelt versank in verbuhlte Tragödien. Wenn der „Persica" des Ktesias wohl nicht in allem Glauben zu schenken ist, so erschien doch gewiß am Hofe von Susa eine Reihe merkenswürdiger und schicksalhafter Frauengestalten, darunter die Schreckenskönigin Parisatis, die, ähnlich den verhängnisvollen Prinzessinnen in Byzanz, alle Fäden der Herrschaft in den üppig beringten Händen hielten, mit den schwachen Herrschern und mit dem Reich spielten, das immer mehr Risse und Sprünge zeigte an dem einst von seinen ersten Monarchen so klug gefügten Gebäude.

Immer unruhiger wurden die Völker an den Grenzen, mancher Satrap hob verräterisch das Haupt. Das einst mit viel Stolz gewonnene Indien entschlüpfte der Satrapie und trat als lose verbündet selbständig auf.

Den Kern persischer Truppen bildeten von Artaxerxes II. an die Griechen. Athen und Sparta ließen sich den Vorrang ab um die wichtige Schutzherrschaft Joniens, und nur die von persischer Politik noch klug benutzte, gegenseitige Mißgunst der Städte hielt die Macht der strebsamen Hellenen in Schach. Seit den denkwürdigen Tagen von Marathon und Salamis war es Griechenland nicht mehr bang vor dem wuchtenden Koloß, trotz gewisser Mißerfolge, wie der athenischen Niederlage bei Argos Potamos (405). Es neckt den Gewaltigen unaufhörlich, ja zur Zeit von Spartas höchster Macht unter Agesilaos wurde bei Gelegenheit eines Thronstreits der berühmte Einfall griechischer Truppen in Persien gewagt, und Xenophon konnte die Zehntausend zurückführen,

nachdem sie mehr durch die Ungunst der geographischen Verhältnisse als durch den Widerstand des Feindes gelitten. Fortwährend sind Griechen offen oder heimlich im Bund mit Ägypten, das sich endlich ermannt und (396) seine Selbständigkeit wiedergewinnt. Diese wird noch einmal niedergeworfen, aber dank griechischer, durch persisches Geld gedungener Söldner.

Die Einrichtung des Soldnertums führte dahin, daß Kriege mehr und mehr Finanzkriege wurden. Athen, Theben und Sparta sind bald Ägypten, bald Persien feil mit ihren gut ausgebildeten Führern zur See und zu Land, den Schülern des Agesilaos, Iphikrates, Epaminondas in Taktik und Strategie und mit ihren gut geschulten Söldnern. Im Dienste Ägyptens machte besonders Eindruck der elegante Chabrias.

Gleichgültig war den Griechen die Sache, wie den Schweizern die Streitigkeiten in Italien, bei denen sie während der Renaissance den Ausschlag gaben.

Aber die griechischen Söldner brachten bei Gelegenheit der Kämpfe gern ihre eigenen Ganzwiste zum Austrag, und oft bekämpften sich Athen und Sparta auf beinahe lächerliche Art im Namen ägyptisch-persischer Interessen und in deren Sold. Ein mächtig gewachsener und glücklich abenteuernder griechischer Söldner Nikostrates von Argos, der den Herakles spielte, indem er theatralisch mit Löwenhaut und Keule auftrat, soll die Entscheidung zwischen Ägypten und Persien herbeigeführt haben, so daß der Pharao Nektaneco fliehen mußte und Artaxerxes III. Ochos, der Perserkönig, mit seinen Griechen ungestraft den heiligen Stier Apis beim Siegesmahl auffraß. Er soll sich selbst zum Scherz als ein neuer ägyptischer Gott in Gestalt eines Esels im Tempel zur Verehrung aufgestellt haben.

Diese Entscheidung zuungunsten Ägyptens fiel auch zuungunsten der griechischen Heimat aus.

Nachdem Athen im dichterisch verherrlichten Kampf die Selbständigkeit des europäischen Griechenlands gewahrt hatte, gab sie Spartas kleinlicher Geist fünfzig Jahre später preis durch einen nichts weniger als rühmlichen Vertrag mit Artaxerxes II. Mnemon im antalkidischen Frieden, der

einem Augenblickserfolg Spartas zuliebe würdelos alles aufgibt, was Athen opfervoll verteidigt hatte.

Doch ein Gegenschlag bereitete sich dadurch vor, daß ein nordisches Bergvolk, das der Mazedonier, im Erstarken begriffen war. Der kluge Eunuch Bagoas, der in Susa eine Art Reichsverweserschaft führte, machte umsonst aufmerksam auf die Gefahr, die Philipp von Mazedonien durch seine Machtstellung heraufbeschwor.

Auf allen Schlachtfeldern der Welt geübt, bereitete sich das Griechentum vor, das Erbe von Persiens Weltherrschaft anzutreten, seine zerstreuten Kräfte brauchten nur noch den Anstoß eines Helden, der sie zu sammeln und zu lenken verstünde, das verjüngte Ideal eines Herrschers vor Augen, das ihm die Weisheit eines Aristoteles gelehrt.

Alexander kommt zur Welt.

Lange, ehe Susas weitläufige Paläste von verbuhlten Fackelschwingerinnen aus der trunkenen Griechen Gefolge angezündet wurden, hatte sein Frevel dieses Schicksal angezogen durch die Flammen schrecklichster Eifersucht und Rache, die gleichsam aus den Wänden und Säulen der prachterfüllten Säle verzehrend lohten. Eifersucht der gekränkten Liebhaberin, Eifersucht der Mutter, Eifersucht der Unfruchtbaren auf den Sohn der Fruchtbaren, Eifersucht der herrschsüchtigen Königin-Mutter oder Königin-Gemahlin, alle grimmigsten Leidenschaften glühten in den Frauengemächern, tobten unter den diademgedrückten Stirnen, machten die Luft schwül, jeden Trunk, jeden Bissen unsicher, jede schwere Pracht eines Vorhanges des lauernden Dolches verdächtig, bis endlich Bagoas, der Eunuche und Hausmeier schwacher Könige, die letzten Achämeniden durch Mord weggeräumt, und als er den von ihm selbst erwählten König Darius Kodomannos auch vergiften will*), aus Versehen das dem Monarchen bestimmte Gift selbst zum Munde führt.

*) Der gerettete König war vermutlich mit den Achämeniden verwandt. Es ist behauptet worden, er sei mit einer Tochter Philipps von

Darius schien die Weisheit und Umsicht des ersten Darius wieder auf den Thron zu bringen. Aber es war zu spät. Frevelmut hatte das Maß vollgemacht. Es folgen die Schlachten am Granikus, bei Arbela, bei Issus, die griechische Kunst unvergeßlich beschrieb und bildete.

Darius stirbt von der Hand eines Verräters, und Alexander steht erschüttert an seiner Leiche.

Er bricht in Klage aus über den dahingeschiedenen großen Gegner und erscheint als erster Leidtragender bei dessen Leichenbegängnis — eine würdige Totenfeier für das Verscheiden des ersten Weltreiches, das der geschichtliche Mensch errichtet und das mit dem letzten Darius in Vergangenheit tauchte.

Welche Morgenröte scheint aufzubrechen nach dessen tragischem Ende, da ein Alexander — statt wild zu triumphieren und zu schänden wie Könige, die an selbiger Stätte vor ihm als Sieger aufgetreten, stets getan — eine neue edle Gebärde der Welt zeigt und des Besiegten majestätische Tragödie majestätisch ehrt.

Nach dem Begräbnis des Darius verschwindet Persien auf 500 Jahre aus der Geschichte. Die Herren des ersten Weltreiches wandeln sich zurück in das, was sie ursprünglich gewesen, ein kräftig versipptes Bergvolk, das seine Pässe und Schluchten im Kleinkrieg auf das äußerste zu verteidigen versteht. Unter dem Namen Parther gab ein Teil des Volkes den römischen Legionen lange zu tun, wie die kaukasischen Bergvölker Rußland lange zu tun gaben, wohlverschanzt in natürlichen Festungen und wohlgeschickt, scheinbar fliehend,

---

Mazedonien vermählt gewesen. Doch die Perser erzählten gern, durch nahe Verwandtschaft habe Alexander das Recht gehabt, Persiens Thron zu besteigen, wie die Ägypter, um ihre Nationalitätseitelkeit nach der persischen Eroberung zu trösten, den Bericht ausgaben. Kambyses sei ihr Thronerbe als Sohn einer thronberechtigten ägyptischen Königstochter. Jedenfalls hielt Alexander selbst auf eine legitime Nachfolge, indem er sich mit Darius' Tochter Roxane feierlich vermählte und die gesetzliche Etikette der Großkönige zum Mißfallen seiner formlosen Kriegskameraden ebenso überzeugt aufnahm, wie Napoleon Marie Luise und das Zeremoniell von Versailles aufnahm, eingedenk der Bedeutung traditioneller Form.

jenen letzten verhängnisvollen Pfeil — den Partherpfeil — zu entsenden.

Allein die große Überlieferung glühte fort unter der Asche eines halben Jahrtausend, der lederne Schurz des Schmiedes war heimlich erhalten.

Ein Held erscheint, der dieses Banner siegreich schwingt, sich Schah en Schah — König der Könige — nennt und Persien aufs neue zu wichtiger Weltmacht steigert, Artaxerxes I., der erste Sassanide (226 n. Chr.).

Die sechste Stufe des Gemüts.

14. Gelbe Erde.

Von allen Nationen ist die chinesische am innigsten und vielleicht am rührendsten mit der Erde verbunden und verwachsen. Der Chinese ist so bodenständig, daß der Ärmste, wenn ihn Übervölkerung zum Auswandern treibt, jedes Opfer bringt, um wenigstens in heimischer Erde bestattet zu werden und zu seinen Ahnen zurückzukehren.

Unzerreißbar hängt sein großer Ahnenkult mit seinem Erdkult zusammen, mit der frommen Arbeit, die er der Erde weiht und deren peinlich geduldige Ausdauer noch heute den nachdenklichen Reisenden zur Bewunderung zwingt.

Ahnen und Erde sind ihm eins.

Das erste, was ein chinesisches Kind zu buchstabieren lernt in dem berühmten Unterrichtsbuch der tausend Zeichen, der klassischen chinesischen Fibel, heißt: „Der Himmel ist blau, die Erde ist gelb."

In den wichtigsten, am echtesten chinesisch eigentümlichen Gegenden ist die Erde in der Tat gelb, am durchdringendsten gelb ist die Landschaft im Herzen Chinas, einem Gebiet größer als Frankreich. Es trägt in übertriebener Weise den Gesamtcharakter des Landes zur Schau, von dem auch der Gesamtcharakter der Nation Ausgang nahm.

Dieses Land besteht durchweg aus angeschwemmtem Boden, in mächtiger Schicht auf Gneis und anderer Steinart gelagert. Das feine gelbe Erdpulver ist unendlich fruchtbar, aber von einer tückischen Unruhe und Unbeständigkeit. Fast wie Wüstensand, den der Wind hin und her weht, wird diese gelbe Schicht hin und her bewegt, geschoben, verschoben, aufgetürmt und niedergeworfen von Gewässern, die den großen Strömen, insbesondere dem Hoangho, tributär sind. Der Hoangho ist „Geißel der Söhne Hans" genannt worden; denn trotz aller Mühe und trotz den Wasserwerken, sein Ufer zu festigen, deren Herstellungsarbeiten vielleicht jene der Pyramidenbauten an Leistung übersteigen, wählte er von Zeit zu Zeit ein anderes Bett und richtete unbeschreibliche Verheerungen an*).

Die Tücke und Unbeständigkeit des Löß, der seine Ufer bildet, und das Flußbett sind schuld daran. Durch die angeschwemmten Bestandteile erhöht sich der Flußspiegel, so daß er trotz fleißigen Abbaggerns bei zu heftig auftretendem Regen seine lockern Ufer durchstößt und nicht nur die Oberfläche überschwemmt, sondern durchdringt und bis zum ruhenden Stein durchfrißt, auf dem sich der gelbe Humus allzu weich gebreitet.

Doch selbst ohne besondere Katastrophen, nur durch die speisende Zeit ist ein dauerndes, heimliches Lockern im Gang, so daß die gelbe Erde schwammartig von trockenen und wasserhaltigen Rinnsalen durchlöchert wird. Die größten Einsenkungen laufen parallel. Gewinnt man einen Grat, der sich genügend erhebt, so erscheint das ganze Land von Einsenkungen schraffiert, für den Europäer unheimlich und unschön in dem vorherrschenden Ton (gelb) und voll verwirrender, jedoch ausdrucksloser Abwechslung einer kleinlich minutiösen Linienführung. Im Winter liegt meist ein graugelber Nebel darüber, im Sommer zeigt sich die Sonne verschleiert durch die feinen Partikelchen eines gelben Staubes, der den Dunst erfüllt.

*) Die letzte große Katastrophe war im Jahre 1887.

Wunderbar, wie gerade aus der Monotonie dieser eintönigen Farbengebung die Farbensehnsucht des Chinesen, sein Traum schöner Buntheit erwächst, und er diese Farben so leuchtend träumt, daß er schließlich seinen Traum verwirklicht, und das Märchenrosa seiner Töpferei, deren herrliches Grün und Gelb und Blau entsteht, und daß der Märchenglanz seiner Seidenstoffe dazu gewebt wird, desgleichen die Natur nirgends bietet.

Sie sind aus einem mystischen Bedürfnis, aus einer heimlichen Inbrunst nach Schönheit gewonnen, die tief geheimnisvoll ist.

In der Häßlichkeit des chinesischen Bodens schlummert alle Zartheit und die feinste Farbenfreude, welche die Welt je sah. Der Boden ist Porzellanerde. Aus ihr läßt der Chinese prunkvolle Dynastien von Vasen entstehen, die rosa, die grüne, die blaue, majestätisch gebauchte und liebevoll bemalte „Herrscherreihen". Jahrhundertelang schmückt er mit Porzellan seine Wunderbauten und stimmt sich selbst ein zu ihrer Märchenwelt, zu den glänzend schmelzenden, in den Winkeln emporsteigenden Dächern und Mauern der Paläste, in seidigen Glanz unerhört reicher Farben gekleidet. In seine kolossalen Vasen setzt er bunte Blumen, deren Pracht einstimmt, seidenschillernd und mannigfaltig, stellt sie auf längs der Wege in den Zaubergärten, die er anlegt mit Seen voll Lotusblumen und Inseln darin, die traumhafte Brücken aus Porzellan verbinden. Solche Wunder der Kunst und Künstlichkeit entlockt sein Traum der gelben Erde*).

Analog ist der Schönheitstraum, dem sich die chinesische Sprache hingab, obwohl und gerade weil sie ursprünglich un-

*) Das Porzellan soll erst im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfunden worden sein. Diese Zahl ist, wie die meisten chinesischen Zahlen, kaum ernst zu nehmen. Mag um diese Zeit, wie überhaupt nach der Jahrtausendwende, in China feinste Kunstblüte gewesen sein, ihr vorangegangen ist ein archäisches Bauen, Verfertigen von Töpferwaren und Anlegen von Gärten, denn die Zeitgenossen der großen Philosophen waren schon kunstreich genug, und die Annalen erzählen, daß Kaiser der ersten Dynastie sich um Töpferei und Gartenkunst verdient machten.

ansehnlich und einförmig war wie jene Lößlandschaft — einsilbig wie die Sprachen, die den kulturell zurückgebliebenen Völkern eigen, aber die einzige dieser einsilbigen Sprachen, der es dennoch gelang, das Sein und Sinnen eines gebildeten, tief philosophisch angelegten Volkes auszudrücken.

Durch tausend Künstlichkeiten, insbesondere der Schrift und der Schattierungen in der Aussprache, wurde die von sich aus höchst armselige Mundart zu ähnlichem Farbenglanz gebracht wie chinesische Seide und chinesisches Porzellan.

Gleichsam zierliche Pagoden wurden mit dieser Sprache ausgeführt, und man umgab dieselben wie mit staunenswerten Blumengärten. Ihre Nüchternheit verschwand unter Blüten, chinesische Lyrik und Philosophie erhielten eigenartigen Schmelz und Zauber, entfalteten die merkwürdigsten tadellos zarten Kelche und Blätter.

Es ist kein gewagter Scherz, sondern möglichstes Anklammern an philosophische Wirklichkeit, wenn ich drei der merkwürdigsten Erscheinungen des geschichtlichen Menschen wegen ihrer inneren Analogie nebeneinander stelle, den gelben Gentleman, die chinesische Sprache und die chinesische Kunst — gleichsam zum Trotz ungünstiger Umstände zur Vollendung gekommen, oder gerade wegen dieser ungünstigen Umstände und Vorbedingungen.

Die namenlose Mühsal und Geduld von Generationen, die solch schwierigen Verhältnissen mittels geheimnisvoller, mystischer Kraft das Wunder entlockten, machten nach meinem Empfinden den Chinesen so heimatstolz, so heimatlieb, so heimgenügsam, daß ihn seine Welt erfüllte, wie er sie erfüllte, und Freude am Erobern ihn niemals lockte.

Er begnügt sich, das Bereich der gelben Erde mit geduldigem Heroismus zu verteidigen.

Nirgends zeigt das Werden des geschichtlichen Menschen so deutlich naiv die urälteste Hieroglyphe, das Bestimmtsein von der Natur, die Abhängigkeit von Strom und Berg.

Dem Strom, dem Berg, dem Feld weiht der „Sohn Han's" die erste Andacht viel unverkennbarer und einfacher als irgendein anderer geschichtlicher Mensch.

Von der Beherrschung des Wassers, vom richtigen Entwässern und Bewässern ist das Leben des Volkes und das Entstehen seiner sozialen Daseinsformen abhängig wie im Delta Mesopotamiens, wie in Ägypten — aber in wieviel großartigerem Maßstab!

Denn Ägypten ist nicht größer als Italien, Chaldäa nicht umfangreicher als Belgien; China dehnt sich aber riesengroß im Bereich der Erdmitte, eingeschlossen und verteidigt im Westen und Süden von Einlaß verbietenden Bergen, im Osten vom stürmischen Meer, im Norden streckt sich die Steppe der Nomaden. Ihnen gegenüber suchte China Schutz durch Errichten eines künstlichen Gebirges, der berühmten chinesischen Mauer, die in Nachahmung der abschließenden Höhen seiner anderen Grenzen steil aufsteigt und in Türmen gipfelt, um Ausschau nach dem Feind und Verteidigung zu erlauben. Sie soll während der Regierung des Kaisers Chung, der Dynastie Tsin, entstanden sein (296—221 v. Chr.).

Die Unzugänglichkeit des Hindukusch schließt den fernen Osten von Iran und Indien ab. Nur durch die Pässe der sogenannten himmlischen Berge scheint ein unregelmäßiger Verkehr sich zuweilen nach Medien und Persien angebahnt zu haben.

Allein der Chinese hat bald eingesehen, daß die Berge nicht nur Wälle gegen den Feind bedeuten, sondern eine große Rolle spielen im Haushalt der Natur.

Von ihren Gewittern und den Wildbächen, die sie herabsenden, ist das bebaute Land durch Übertreten der sonst gehüteten Wasser furchtbar gefährdet, und wenn der Vermittler zwischen Himmel und Erde, „der Sohn des Himmels", der Kaiser, nicht gut mit ihnen steht, kommt schlechtes Wetter und alles mit demselben verbundene Unheil. Durch eine entsprechende, ehrfurchtsvoll verrichtete Andacht hat er für gutes Wetter zu sorgen.

Mit wieviel Unrecht warf man den Chinesen Mangel an Religion vor, da ihm Religiosität im Gegenteil so alldurchdringend war wie die Luft und so selbstverständlich. Die chinesischen religiösen Gebräuche übertreffen an poetischem Gehalt die meisten anderen alten Kulte.

Jahrtausendelang mußte der Kaiser einmal im Jahr zu T'aischen wallfahren, dem heiligsten der heiligen Berge, um nach schwieriger Bergbesteigung auf dessen höchstem Gipfel Weihrauch zu opfern.

Erst im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ersetzt ein Mingkaiser, der zu beschäftigt war, Peking zu verlassen, den wirklichen heiligen Berg durch ein Kunstsymbol, den Himmelsaltar bei Peking, der, wohl nicht unähnlich dem Ziggurat der Chaldäer, mit vielen mystisch-astrologisch geteilten Stufenwerken himmelhoch führte bis zur pyramidalen Spitze, die der Kaiser nach feierlichem Gottesdienst des Nachts allein betreten durfte, um opfernd gutes Wetter für sein Land zu erflehen.

Heilig ist das Quellgebiet der Flüsse, die mit kräftigem Geäder China durchziehen, ihm dadurch unendlichen Vorzug gewähren vor den Steppen, die das Reich begrenzen und deren Öde die ersten Vorfahren geflohen, um seßhaft und gesittet zu werden.

Man erkannte die Autorität der Gebirge als Quellenspender an und weihte ihnen Opfer mit gläubiger Verehrung.

Auf ihren Reisen mußten sich die chinesischen Kaiser beim Betreten der einzelnen Provinzen vor den betreffenden landbeherrschenden Gebirgen verbeugen. Der Berg selbst war Gegenstand der Huldigung. Die heiligen Bücher Chinas geben die Lage der ursprünglich neun Provinzen an und sagen, sie stünden unter der Obhut ihrer Berge.

Streng und vernünftig waren diese neun Provinzen*) nach geographischen Gesetzen eingeteilt wie die Felder einer großen einheitlichen Landwirtschaft, der Arbeit, die sie bedingen, und ihrem möglichen Ertrag entsprechend.

Der Sinn für solche vernünftige, erdgebotene und erdangepaßte Einteilung des Landes lag im tiefsten Instinkt des Volkes. Denn die sagenhaften hundert Familien, von denen

*) Später wurden 18 und mehr Provinzen daraus, als man Gegenden, die an der Peripherie lagen und noch von unmündigen tributären Völkern bewohnt wurden, in die Vormundschaft des väterlichen China übernahm und unterwarf.

die Chinesen abzustammen vorgeben und die vom Westen einwanderten, taten es viel bewußter und bedachter als andere wandernde Völker, indem sie sich von Stromrichtung und Bodenneigung leiten ließen. Sie flossen gleichsam den drei Strömen entlang, die ziemlich parallel wenigstens im Unterlauf sich dem gelben Meer nähern, dem Yantse Kijang, dem Hoangho und dem Sikang oder Perlenfluß in der Mitte. Der Oberlauf des Hoangho macht eine große Kurve, bogengleich gespannt. Die Sehne bildet ein mächtiger Nebenfluß, der den beiden anderen Strömen so parallel läuft, daß eine majestätische Dreiteilung entsteht.

Sehr früh, als die Nachkommen jener hundert Familien sich wimmelnd verbreiteten, entstand jene Einteilung von neun Statthaltereien oder großen Lehensherrschaften, den wichtigsten Strömen und Bergen des Landes angefügt und möglichst auf gegenseitige Förderung angewiesen, um ein wirtschaftlich wohl temperiertes Ganzes zu bilden.

Auch werden die Abgaben nicht etwa nach Laune eines Herrschers oder einer Anzahl von Herrschern erhoben, sondern streng wissenschaftlich nach der Güte, der sogenannten Bonität der Erde. Danach unterschied man dreierlei Art von Feld, und jede hatte drei Unterabteilungen.

Ebenso waren die Abgaben in drei Klassen geteilt, von denen jede drei Unterabteilungen hatte.

Um diese weisen und bis ins Pedantische gerecht sein wollenden Maßnahmen zu treffen, mußte das gewaltige Reich Möglichkeiten des Verkehrs schon in urältesten Zeiten geboten haben, wie sie in den von ihm abgeschlossenen Ländern noch Jahrhunderte unbekannt und ungeahnt blieben. Die Möglichkeit war durch die bequeme Schiffbarkeit der Flüsse geboten, die man reichlich durch Kanäle verband. Der Wasserverkehr ging viel angenehmer als der Landverkehr vonstatten. Man erzählte von einem überweichlichen Kaiser, daß er auch zu Land reisend sich nur mit dem Schiff fortbewegen wollte.

Wann in Wirklichkeit solch große Fortschritte entstanden, muß unermittelt bleiben. Es ist lange irrtümlich angenommen worden, daß Chinas urkundlich begründete Zivilisation

weiter zurückreiche als jene Ägyptens und Chaldäas. Seit Buddhas Zeiten legten sie spätere chinesische Schriftsteller mystischer Richtung in fabelhafte Fernen zurück, rechneten nicht nur mit Zehntausenden, sondern mit Millionen von Jahren, und der chinesische Herodot Sze-ma-tien aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. zählt unermeßliche Genealogien von Kaisern auf, deren berühmtester, der „Gelbe Kaiser Hoang-Ti", von ihm bestimmt auf 2597 v. Chr. festgesetzt ist.

Gelb und erhaben, oder erlaucht scheint geschrieben dasselbe Wort, auch ist gelb — das Gelb der Erde — die kaiserliche Farbe geblieben.

Der gelbe Kaiser Hoang-Ti gehört aber, wie die gesamten angeführten Kaiser seiner Reihe, zu einem interessanten Sagenkreis.

Die früheste erhaltene Aufzeichnung der Chinesen stammt aus der Zeit des Uen-Wanz, des Begründers der Dynastie der Tschou (1123 v. Chr.). Es ist das Chi-King, eine Liedersammlung archaischer Art, in ideographischer, das ist bildmäßiger Schrift, und enthält das einzige Dokument urältester Zeit, das China den majestätischen Urschriften Ägyptens und Chaldäas zur Seite stellen kann. Es bringt Anklänge an primitive Schöpfungssagen, erwähnt jedoch von den fabelhaften Kaisern nur Pü, den Wasserbändiger, mit mystischer Andeutung. Der Etymologie nach trägt er den Ehrentitel „Nephritkaiser", denn Pü heißt Nephrit, und dieser Stein gilt als besonders kostbar und zauberkräftig, auch eine beliebte Göttin heißt poetisch „Nephritfräulein".

In den Legenden des Chi-King ist ein männliches Prinzip von sonnenhafter Art angenommen, das sich dem schweren, erdhaften weiblichen Prinzip vermählt und einen ersten Menschen oder ersten „König Mensch" zum Sprossen hat. „Im Anfang war Kiang-Häm, die Erde, allein. Wie hätten Menschen geboren werden können?

Sie wandelte auf der Spur des Fingers, den der Himmelsfürst ausstreckte. Sie ward schwanger. Daraus entstand Haon-Ki."

Dieser Haon-Ki ist vom russischen Sinologen Vassilieff

dem besten Kenner Altchinas, mit Yü identifiziert worden, der zuerst so weit Herr des Wassers wurde, daß man die Erde bebauen und bewohnen konnte.

Von ihm erzählt ein Wort aus dem Chi-King. „Der Anfang aller menschlichen Bildung hing ab von den zwei großen Strömen." — „Als Yü das Land mit Frieden bedacht," das heißt, den wilden Kampf mit den überschwemmenden Gewässern stillgelegt, „kam Ouen-Vang (der erste schriftlich beglaubigte Kaiser) zur Welt."

Zur Zeit Yüs fand eine Art Sintflut statt, deren er jedoch Herr wurde, mit Hilfe seines Ministers Kwun. Von diesem wird erzählt, daß er, kaum vermählt, seine junge Frau verließ, um sich der heldischen Aufgabe zu widmen, und sein Haus nicht mehr betrat, noch sein Kind begrüßen wollte, bis er die Arbeit vollendete. Dem bösen Fluß entstieg rettend und freundlich eine Schildkröte, die ihn auf die kunstvolle Zeichnung ihres Rückens aufmerksam machte. Kwun läßt sich davon anregen zum Netzwerk seiner Kanäle. Um das Jahr 2500 sollen seine Wasserbauten mit der Bändigung ungestümer Fluten des Hoangho siegreich beendigt worden sein.

Unter Yü entstanden jedoch zwei Neuerungen, die nicht zum Heil der Nation ausfielen, I-ting brannte den ersten gegorenen Saft, und der Tauschhandel wird durch Silbermünzen ersetzt.

Gewiß mußten die Chinesen jahrhundertelang in den Überschwemmungsgebieten ihrer Flüsse, die an Ausdehnung sowohl das Niltal wie die Niederungen des Euphrat und Tigris weit übertreffen und schwieriger zu bewältigen waren, mit der nüchternsten Prosa um tägliche Daseinsmöglichkeit ringen, ehe sie daran denken konnten, poetische Mythen ihrer Anfangsgeschichte zu ersinnen und zu überliefern.

Ihre ersten Schriftzeichen deuten auf primitives Leben — so erscheinen die Geräte noch hauptsächlich aus Stein gearbeitet, nach den betreffenden Bildzeichen zu schließen.

Ein von den Chinesen unterdrückter Grenzstamm hatte als Tribut Feuer zu liefern, sie waren also mit der Gewinnung des Feuers und dessen Erhaltung noch wenig vertraut.

Nach der Überlieferung ist die archaische Liedersammlung Chi-King im fünften Jahrhundert v. Chr. von Konfutse zusammengestellt und jedenfalls von diesem mit seinen Schülern bearbeitet worden, und zwar nicht als rein erzählende Historie bearbeitet, sondern um seine moralphilosophische Theorie zu beweisen, so daß gerade die frühzeitige Entwicklung der Moralphilosophie im Reich der Mitte die Reinheit seiner historischen Dokumente getrübt hat. Ebenso ging es verschiedenen jüngeren Chroniken und Schriften, welche zusammen die Kanonischen Bücher chinesischer Gelehrsamkeit ausmachen. Großenteils sind sie nicht naive Annalen wie jene anderer Völker der Urzeit, sondern bereits mit aller Pedanterie der chinesischen Gelehrsamkeit erbaulich für Volk und Herrscher zurechtgelegt. Der ernste, historisch denkende Chinese setzt darum alles, was aus der Zeit vor dem neunten Jahrhundert v. Ch. erzählt wird, als Sage (onei-ki) fest, nämlich als außerhalb der eigentlichen Geschichte und nicht beweisbar.

Sichergehend sind die Nachrichten von den Zeiten an, da persönliche Namengebung, die in China im Jahre 140 v. Chr. offiziell eingeführt wurde, bestand.

Die Familie ist das erste und wichtigste.

Es brauchte viele Jahrhunderte, um den einzelnen so aus der Sippe heraus zu heben, daß es angezeigt schien, ihn besonders zu benennen. Diese Eigentümlichkeit macht die alte Geschichte Chinas so dunkel, indes die ihr zeitgenössischen Nachrichten anderer Völker längst von hervorragenden Einzelpersönlichkeiten belebt und geleitet sind.

Die vorhandene älteste Literatur Chinas ist nicht zugleich mit der chaldäischen und ägyptischen entstanden, sie ist viel jünger, auch jünger als die ersten Aufzeichnungen der Bibel, jünger als die früheste griechische Literatur.

Es sei daran erinnert, daß die ersten Bücher der Bibel und die homerischen Gesänge ungefähr zeitgenössisch sind, daß Solon und die bekanntesten Propheten gleichzeitig lebten.

Chinas älteste erhaltene Chroniken sind ein wenig später

als Herodot anzusetzen, doch im Vergleich zu den lebhaften und eleganten Beschreibungen des griechischen Vaters der Geschichte schwerfällig und archaisch.

Dazu kommt, daß während der zahllosen Fehden, die Chinas feudale Periode bezeichnen, die meisten Originaldokumente verloren gingen, ferner, daß Kaiser Chung, der sich autokratisch das göttliche Prädikat beilegte, „Shi-Hwang-ti",*) und von der konstitutionellen Beschränkung Konfutses nichts wissen wollte, die historischen Bücher verbrennen und über 600 Mandarine köpfen ließ, die sie durch mündliche Aussprache zu erhalten suchten.

Teilweise sollen sie trotzdem durch mündliche Überlieferung gerettet und neu bearbeitet worden sein, mit angeblich überraschend aufgefundenen, vielleicht apokryphen Schriften vermengt.

Den ersten chinesischen Dynastien, die gleich anderen Dynastien bis zu göttlichen Ahnen reichen, wird viel Gutes nachgesagt. Alle gemeinnützigen Erfindungen sind ihnen der Reihe nach zugeschrieben, nur kriegerische Taten gehören nicht zu ihren eigentlichen Ruhmestiteln.

Mochte China in seiner Feudalwelt genug an Fehden erleben, das vornehmste chinesische Ideal war stets das eines weisen Mannes, Erfinders, Gelehrten oder fleißigen Landwirts, ja, man möchte sogar sagen, eines gelben Gentleman, der, mit elegant ausführlicher Bildung versehen, mitleidig lächelt über die weit unter ihm stehenden fernen Völker, die Fremden am Rande der Erde.

Zu seinem Ideal gehört aber keineswegs die Beschaulichkeit der vornehmen hebräischen Nomaden, das Träumen des Inders, sondern ein emsiges Wirken, Schaffen und Fertigwerden mit einem gegebenen Stoff, mit einer erkorenen Arbeit. Der chinesische Schöpfergott P'anku, der Himmel und Erde verfertigt, tritt als fleißiger Urhandwerker auf mit Axt und Meißel, er läßt es sich sauer werden beim Werk, das die Kenntnis des Bauens und des Schmiedens erfordert.

*) ti ist göttlich — gotthaft.

Die jedenfalls gemischte turanische Abstammung bringt mit sich, daß des Schmiedes Handwerk kein verachtetes noch gefürchtetes war. Die Chinesen sind nicht in der Lage, Bronzegeräte von ausländischen Schmieden zu erwerben, sie fertigen mit der Zeit ihre Bronze selbst, und sie hat eine andere Mischung als die im Bronzezeitalter so überraschend einförmige der übrigen Welt. Die Kunst der Bronzebereitung haben die Chinesen wohl wie jene des Schmiedens aus dem Westen mitgebracht. Alle und jede Erfindung schrieben sie jedoch den ersten einheimischen Herrschern zu und verlegten dieselben in phantastisch ferne Zeiträume. Lui-Hun schlägt Feuer aus Stein, nachdem Yukan, der Nestbauer, erste Wohnstätten fest aufgestellt hat, zum Unterschied von einstiger zufälliger Unterkunft des Wandernden.

Vor der Geschichte des musterhaft guten Kaisers Hwang-Ti der legendären Zeit, ist in den Annalen dunkel von großen Kämpfen die Rede, sie erinnern an die Riesenschlachten verschiedener Mythologien.

Der erste Rebell, Chi-yew, „brach ein in den Frieden der Tage, daß die Menschen statt friedlichen Vögeln gleich ihre Körnernahrung zu suchen in frevelhafter Weise Fleisch zu essen anfingen und gleich Raubvögeln aufeinanderstießen."

Mit Sturm und Flut kamen die bösen Elemente den Bösen zu Hilfe, Himmelstöchter beschützten und retteten die Guten. Endlich siegte das Gute in Gestalt des Monarchen, der aus Ehrfurcht vor der gelben Erde den Namen des gelben Kaisers annahm und nicht nur die Menschen belehrte, ihr Ernten zu entlocken, sondern auch Töpferwaren aus ihr zu bilden. Er galt als Erfinder des Schiff- und Wagenbaues und machte astronomische Studien, die der Landwirtschaft zugute kamen. Von 2697 bis 2597, also hundert Jahre, soll der gelbe Kaiser geherrscht haben. Er lehrte die Sternenkunde, indes seine Kaiserin, Liu-tu, durch Einführung des Seidenbaus sich um das Land verdient machte. Als Schutzherrin dieses Gewerbes erfuhr sie göttliche Ehren.

Zwölf Glocken ließ der Kaiser gießen, und eine jede läutete

einen Monat des Jahres ein, um den Fleißigen Weisung zu geben für die Arbeit der Zeiten. Im Hof des Palastes ließ er ein Wundergras sprießen, dessen Schäfte sofort anzeigten, wenn ein Schmeichler oder Böswicht den Rasen betrat, indem sie ihn pfeilartig verfolgten.

Noch früher, etwa um 2850, soll Fuh-hi, nach anderem Bericht ein Minister oder Nachfolger Hwang-Ti's, die Schriftzeichen erfunden haben.

Zuvor hatte man sich allerlei primitiver mnemotechnischer Zeichen bedient, wie des Knüpfens von Knoten, und Laotse wies auf diese Zeit als eine bessere zurück, als die Literaten im siebenten Jahrhundert v. Chr. bereits überhand genommen hatten mit Spitzfindigkeiten.

Fuh-hi oder Tsang-hi ersann die chinesische Schrift, indem er die Spuren der Vögel studierte, ein anderer Erfinder ließ sich von den verschiedenen Farben der Vögel belehren, um je nach Rangordnung den Mandarinen verschiedenartige Gewänder anzuweisen.

So naiv ist im Chi-King widergegeben, wie der geschichtliche Mensch seine Errungenschaften immerdar der heimischen Natur ablauschte.

In den ersten Jahrtausenden erschienen die guten Kaiser nicht in Erbfolge, sondern sind adoptiert, so ist Shun von Han und Yü von Shun angenommen, was ebensogut gelang wie bei den römischen Antoninen.

Mit der Schrift gleichzeitig wird das Gerät, das höhere Landwirtschaft erlaubt, in China eingeführt, der heilige Pflug, und ein Kaiser nimmt als Ehrentitel den Namen „Fürst des Getreides" an, sowie „Vater der Heilkunde", denn er wußte um Kräuter Bescheid.

Während Chung-K-angs Regierung (angeblich 2159 bis 2096) soll eine große Sonnenfinsternis stattgefunden haben, und leider war das Ministerium für Musik gerade so betrunken, daß er versäumte, die Sonne zu schützen und durch Trommelschlag den drohenden Drachen zu schrecken. Nun kamen lasterhafte und törichte Kaiser, große Unruhen und ein Interregnum folgten. Trotzdem machte die Zivilisation Fortschritte,

denn der nächstfolgende tüchtige Kaiser Shen K'ang soll in seiner bedrängten Jugend bei einem Feudalherren Zuflucht als Koch gefunden und dessen Gaumen so zu schmeicheln verstanden haben, daß er zu höchster Gnade gelangte, des Fürsten Töchter freite und die Regierung über Lun erhielt.

In diese Zeiten verlegt Chinas Chronik eine Art Arkadien. Der Wohlstand des Reiches erlaubt geistigen Fortschritt und die dem Chinesen stets teuere Beschäftigung mit Moralphilosophie.

Man klügelt aus, daß der Mensch kindliche Liebe und Ehrfurcht neun Graden des Verwandtschaftskreises schuldig sei.

In den Anfang der chinesischen Zivilisation wird dadurch das Ideal verlegt, nach dem sie nie zu streben aufgehört und das Konfutse deutlich aufgezeichnet hat, ein Ideal der Wohlanständigkeit, des wahrhaft zivilisierten Benehmens, das den Chinesen stolz macht vor anderen Völkern.

Wie durch behutsame Bearbeitung die gelbe Erde fruchtbar wird, so entsteht das Wesen des gelben Gentleman nur durch behutsame Bearbeitung von abertausend Regeln.

Das Buch der „Zehntausend Vorschriften für Anstand und Moral" wird geschrieben, die ursprünglich wilden Instinkte des Turaniernachkommen abzuleiten und sorgfältig, was irgendwie des Anbaus wert ist, im Gemüt zu säen und zu pflegen, vom Äußeren auf das Innere wirkend.

Denn dem gefährlichen Atavismus, der im Mongolen schlummert, ist am besten durch generationsweise, geduldige, gute Gewohnheit des Benehmens vorzubeugen, oder es gelingt, ihn wenigstens so im Zaum zu halten, wie auch immer die eigentlichen Gefühle und Regungen sein mögen.

Nach der Flußkultur, die, ähnlich den ägyptischen Zuständen, den Herrscher mit Gott auf eine Stufe stellt, und nach der Feudalwelt, die bis 841 v. Chr. dauert, bildet sich eine gewaltige geistige Umwälzung und Sozialreform dadurch, daß der Himmelssohn durch irdisch ausgeklügelte Regeln stets auf seine Obliegenheiten, Vater des Volks zu sein, aufmerksam gemacht wird. Er lebt, eingefangen in ein verwickeltes Netz der

Etikette, als deren Untertan, da er nicht nur irdischer, sondern auch göttlicher Wohlanständigkeit genügen muß, das heroisch-göttlich gesteigerte Ideal des gelben Gentleman vorzustellen und unablässig diese Rolle zu spielen hat, bis sie ihm zur zweiten Natur geworden.

Diesen Anforderungen zu entsprechen, war den ursprünglich aus naiv feudaler Begriffswelt hervorgegangenen Herrschern durchaus nicht leicht, und es gab manchen Rückfall in kriegerische Wildheit. Zumeist verstand jedoch die gezierte Pedanterie des Gelehrtentums, das sich selbst zur Aufsicht der Regierung ersehen, mit scheinbar ehrfürchtigen Gebärden den Sohn des Himmels zu bestimmen, daß er sich den heiligen Regeln fügsam zeigte. Selbst bei fremden Dynastien erbte sich später das bedeutsame Zeremonial fort.

Die wilde Grausamkeit, die zuweilen bei dem Chinesen ausbricht, sein Kaltblut beim Schmerz, seine Freude an Martern — ebenso grimmig und naiv als in Europa zu gewissen Zeiten — erscheint unvereinbar mit dem chinesischen Lächeln, mit den unendlich ausgebildeten Höflichkeiten, mit den Verbeugungen, der Geste und den blumigen Verheißungen der Sprache. Doch wahrscheinlich hat eines das andere bedingt, Chinas große philosophische Lehrer erkannten die gefährliche Beschaffenheit des seelischen Bodens, den sie freundlich fruchtbar machen wollten, wie die großen Erbauer der Wasserwerke die eigentümlichen Bedingungen der gelben Erde erkannt hatten.

Rigolen über Rigolen, Kanäle über Kanäle, ein unentwirrbares Netz der zwingenden Höflichkeiten meisterten des gelben Mannes Gemüt, wie ähnliche Vorkehrungen auf physischem Gebiet seine gelbe Erde bezwangen.

Zuweilen bricht die Wildheit dennoch elementar durch, die Grausamkeit des Menschen, die Grausamkeit der zugehörigen Erde.

Allein Ameisenfleiß beginnt aufs neue, trägt ab, trägt zu, ebnet, rigolt, und wieder wimmelt emsig und mit freundlich gezogener Miene der gelbe Mann im Sinne der Arbeit seiner Ahnen und im Sinn ihrer weise erkorenen Lehren.

15. Der Kaiser der Gelehrsamkeit.

Die gewollte Ruhe der Physiognomie, die sich nie zum Ausdruck ungezogener Affekte hinreißen läßt und das höfliche Lächeln des Chinesen haben getäuscht. Fälschlich ist ihm eine gleichgültige Bewegungslosigkeit, ein vieltausendjähriges Verharren nach einmal Aufgezogensein zugeschrieben worden, denn mit Leidenschaft und Zähigkeit zugleich wurde auf gelber Erde um politische, soziale und religiöse Fragen gerungen, und jener im Benehmen so sorgfältige gelbe Mann ist nicht nur flammender Leidenschaft fähig, er kann von atavistisch wilder Glut wie besessen sein.

Von feuriger Sinnlichkeit ist er dem Weib gegenüber und kein geschichtlicher Mensch, nicht einmal der rachedurstige Israelit war je so heißer Rache fähig. In raffinierter Grausamkeit erreicht er den Assyrer.

Einem der ersten Idealkaiser, demselben, der lieblich idyllisch einen Minister für Musik ernennt, wird nachgesagt, daß er die verschiedensten Arten der Folter von Künstlern habe treffend malen und die Gemälde ausstellen lassen, um Verbrecher abzuschrecken.

Von einem anderen Monarchen erzählte man, daß er beim Anblick eines in den Block gesteckten Verbrechers in Tränen ausgebrochen sei, aber nicht etwa aus Mitgefühl über die Qual dieses Strafmaßes, sondern — wie er seiner Umgebung versicherte — aus Seelenschmerz darüber, daß er, der Kaiser, nicht gut genug regiere, um Verbrechen zu verhüten, die solche Strafe zur Folge hätten.

Die Gefühlswelt der Chinesen hat für unsere Begriffe stets etwas nicht Spontanes, etwas merkwürdig Künstliches, auf Umwegen Erlangtes.

Ihr Streben, Recht und Gerechtigkeit auf ihre Art zu erreichen, ist jedoch unverkennbar.

Hwang-Ti läßt in seinem Vorsaal eine Trommel aufstellen, und jeder, der eine Beschwerde hat, darf die Trommel rühren, um des Kaisers eigenes Ohr für seine Angelegenheit zu erbitten. Ein anderer Kaiser verfährt so pedantisch mit Regeln

und Verordnungen, um seine Untertanen zu „vollkommener Tugend" zu erziehen, daß große Angeberei und Lähmung jeden Lebens entsteht. Schließlich ermannen sich einige kluge Leute, bemächtigen sich, als Diebe verkleidet, der Hauptbeamten, die jene unsinnigen Verordnungen ausgeheckt hatten und drohten ihnen mit dem Femgericht, wenn sie je wieder dieselben zur Anwendung brächten.

Dadurch erfolgte Befreiung.

Die alten Chroniken enthalten noch mehr von beherzigenswerten Lehren für das Abendland, aber auch grausame, naive Erzählungen, welche die grausam naiven Annalen der Westländer noch übertrumpfen. Ein Drittel der chinesischen Kaiser wurde ermordet, ungezählt sind die Verbrechen der chinesischen Barone, Grafen und Herzöge untereinander.

Eine bezeichnende chinesische Rachegeschichte mag Erwähnung finden.

Nachdem sich Kaiser Chung unbeschreiblicher Grausamkeiten schuldig gemacht, entsteht eine Verschwörung, um den Tyrannen zu ermorden, und der junge Held Ku-King erbot sich, die Tat zu vollenden.

Es schien jedoch unmöglich, dies Vorhaben auszuführen, weil der Tyrann stets von getreuer Wache umgeben war, so daß es ausgeschlossen schien, nahe genug an ihn heranzukommen.

Eines nur konnte den Weg bahnen bis vor sein schreckliches Angesicht, bis zu einer Nähe, die dem Dolch genügt. Der Tyrann hatte Fo-Tse, seinen Feind, in folterndem Gewahrsam gehalten, und dieser war wie durch ein Wunder entsprungen und in sein eigenes Fürstentum zurückgekehrt.

Fo-Tses Tod verkündete der Tyrann als seinen sehnlichsten Wunsch. Wer ihm dessen blutendes Haupt in den Saal brächte, vor dem würde ehrfurchtsvoll sich die Wache teilen, er dürfte, die Trophäe schwingend, bis vor das Antlitz des Herrn treten, damit sich dieser daran ergötze . . . Im Augenblick aber, da er über das abgeschnittene Haupt vorgebeugt frohlocken würde — könnte man ihm den Dolch ins Herz stoßen . . .

Dies war die einzige Möglichkeit. Ku-King, der junge Held, reiste zu Fo-Tse, der sein Freund und Verwandter war, und setzte ihm auseinander, wessen blutiges Haupt unerläßliche Vorbedingung sei für die Rache.

Aber Fo-Tse freute sich und sprach: „Die Meinen hat der Kaiser ermordet, mich gedemütigt und gequält. Ich bin ihm Rache schuldig. Darum nimm mein Haupt in den Dienst deiner Rache."

Sprach's und entleibte sich. Nachdem er ihn geköpft, eilte der Rächer mit dem Haupte zum Tyrannen ...

Die schlimmsten Grausamkeiten chinesischer Geschichte lassen sich auf den Einfluß von Kaiserinnen und Prinzessinnen dämonischen Wesens zurückführen, ja ihnen wird die traurige Erfindung von Qual um Qual, von sadistischer Lust an Folterns um des Folterns willen zugeschrieben.

Nirgends erscheint die Dämonie des Weibes so unheimlich, so furchtbar, und nirgends ist ihr der Mann so untertan wie in Turandots Heimat. Weit entfernt davon, den Mann mit milderen Regungen zu beeinflussen, ist sie es, die solche milderen Regungen bei ihm bekämpft — auch ist sie kriegerischer als er und liebt es, für tapfer zu gelten. Der letzte große Kaiser Chinas war ja auch eine große schreckliche Kaiserin, deren letzte Tage wir noch erlebten, Tsen-Hi, die „Unerschrockene" ließ sie sich nennen.

Die Kaiserinnen ältester Zeit scheinen oft den Gemahl auf seinen Kriegszügen begleitet zu haben, besonders wenn es skythische Fürstentöchter waren, hochgemut zu Pferd und von wilder Tapferkeit.

Durch solche Ehen versuchten die chinesischen Monarchen, wie auch die Assyrer, Meder und andere taten, Verwandtschaftsbande zum Schutz aufzustellen gegen die ständigen Überfälle der Horden; doch hat diese Politik wenig gefruchtet, vielmehr den Thron in noch größere Gefahr gebracht.

Ein Kaiser kehrte vom Kriegszug heim und fand, daß sein Minister während seiner Abwesenheit, um sich beliebt zu machen, für ihn einen herrlichen, weitläufigen Palast erbaut hatte. Doch der Fürst war so unerwartet früh gekommen, daß

keine Zeit mehr gewesen, Auffahrt und Zugang des Palastes von den zahlreichen Toten zu säubern, denn grimmige Fron hatte rücksichtslos mit dem Leben der Arbeiter geschaltet, und die Opfer lagen, wo sie zusammengesunken. Dem Kaiser graute es vor dem allzu gefälligen Höfling, und dieser fühlte schon sein Haupt recht unsicher, zitternd vor der Ungnade seines Herrn, als er am nächsten Morgen berufen wurde, über sein Werk zu berichten.

Überraschend erhielt er Lohn und Lob statt Tadel und Tod. Der Kaiser war umgestimmt von der Gemahlin, die inzwischen ruhig über die Leichen steigend das Gebäude besichtigt und Gefallen daran gefunden hatte.

Eine andere Kaiserin, Mai-Hi, begnügte sich nicht mit so lächelndem Gleichmut für die Opfer ihrer Prachtliebe. Zu ihrer Befriedigung gehörte die Freude raffinierter Qualen, die sie ersann. Ihre Gärten, ihre unterirdischen Gemächer sind Orgien der Grausamkeit geweiht. So läßt Mai-Hi Teiche mit Branntwein anfüllen und ihre Opfer darauf in Lustbarken fahren; sobald sie betrunken genug schienen und man sich an ihrer Tölpelei sattsam ergötzt hatte, wurden sie in die Flut geworfen, wo sie untergehen mußten.

Neue Foltern ersinnt Ta-Ki, die Gattin des berüchtigten Chow-Sin (angeblich 1154—22), der übrigens nicht nur wegen seiner Laster, sondern auch wegen seiner Luxuserfindungen von den Altchinesen seiner Zeit angefeindet wurde. Er soll die Sitte eingeführt haben, die Nahrungsmittel statt mit dem Finger mit Elfenbeinstäbchen zum Munde zu führen*).

Auch soll Chow-Sin eine neue frevelhafte Musik bevorzugt haben. Seine Gemahlin begnügte sich keineswegs mit der weitgehenden Eleganz des Hofes, mit Tänzen und fabelhaften Gastereien in Palästen und Gärten, die nach Art des Schlaraffenlandes Hügel und Lauben aus Gebratenem und Gebackenem hatten, Bäche und Teiche aus gebranntem Wasser und süßen Säften . . . all dieser Dinge Kitzel reizte sie nicht

*) Man vergleiche, wie Heinrich III. von Frankreich die Sitte annahm, sich der Gabel zu bedienen und die Empörung der zeitgenössischen Moralisten. (Gleichen-Rußwurm, „Sonne der Renaissance".)

mehr. In Gnade kam man bei der schönen Fürstin nur durch Erfindung neuer, entsetzlicher Foltern. Dinge, ähnlich der Eisernen Jungfrau und anderer Marterwerkzeuge des europäischen Mittelalters kamen in China auf. Als sich das Kaiserpaar nicht nur damit belustigte, Leute aus dem Volke also zu martern, sondern auch die Höchsten des Landes vor höhnischer Grausamkeit nicht mehr sicher waren — wie sie Iwan der Schreckliche in Moskau und nach ihm die Kommunisten des 20. Jahrhunderts übten —, entstand endlich siegreiche Empörung.

Mit dem Kaiser war man bald fertig; als es sich aber darum handelte, Ta-Ki zu töten, zeigte sich ein unerwartet schauerliches Hindernis. Ihre Schönheit war so groß, daß niemand in dem gequälten Land zu finden war, der sie hinrichten wollte. Ein Strahl ihrer Augen — die gezuckte Waffe entglitt, die Hand zog sich scheu zurück. Um sich der Teufelin zu entledigen, holte man den ältesten Mann im Reiche. Aber selbst dieser duckte sich vor der Schönen. Man verband ihm die Augen und wollte seinem Schwertstreich die Richtung angeben, doch keiner in der Versammlung brachte einen Laut über die Lippen, so gebannt war jeder von dem Zauber der schrecklich schönen Erscheinung. Da stürzte der Greis mit den verbundenen Augen plötzlich vor, Ta-Ki wollte ihm lachend wehren, glitt aus und fiel in sein Schwert.

Solchen Teufelinnen und den ihnen entsprechenden boshaften Fürsten stehen in der chinesischen Geschichte, licht vom tiefen Dunkel abgehoben, Gestalten voll aufopfernden Pflichtgefühls entgegen, die sich dem Heilandcharakter nähern. So jener gute Kaiser, der, über eine Dürre verzweifelt, die sein Land heimsuchte, beschloß, sich selbst den Göttern zu opfern, um sie zu versöhnen und den Fluch zu bannen.

In feierlichem Zuge, alles in der chinesischen Trauerfarbe weiß gekleidet, weiße Ochsen vor dem Todesfarren des Kaisers, zog das freiwillige Opfer zum Altar im Hain. Doch als er sich näherte, war sein Gebet schon erhört, ein prasselnder Regen ging nieder, und in wunderbarer Üppigkeit grünte die verdurstete Flur.

Diese teils abschreckenden, teils erbaulichen Sagen der Urzeit zu sammeln und eindrücklich zu fassen, stellte sich zur Aufgabe Konfutse (Confucius).

Denn dieser große Mann kam zuerst auf den Gedanken, den Schiller an der Schwelle unserer Zeit vom Altertum übernahm und überzeugend vertrat, der dann aber wieder verloren ging und jetzt erst allmählich von neuem ins Leben tritt, der Geschichte sei das Erziehungsamt des geschichtlichen Menschen anvertraut in guten und bösen Beispielen, dem Regierenden und dem Volk ein Spiegel, weil jede Vergangenheit auf die Zukunft weist.

Daß dieser große Gedanke des chinesischen Philosophen zwar grundsätzlich anerkannt wurde, aber nicht im Geist befolgt, sondern mehr und mehr nur dem Buchstaben nach, daß man die von Konfutse zusammengestellten, kanonischen Weisheitsvorschriften zu dürrer Pedanterie benutzte, darf dem Europäer nicht allzu chinesisch vorkommen.

Denn verfuhren wir nicht ebenso kleinlich und zopfig mit den Schätzen der antiken Literatur, wurde nicht der Geist der eigenen Klassiker — Schillers und Goethes erhabene Erziehungslehre und geschichtliche Weisheit — durchaus verkannt und ihre Werke der Jugend mit sinnloser Schulpedanterie vergällt?

Konfutse begnügt sich nicht, Chinas Plutarch zu werden; aus seinem historischen Studium schöpfte er den praktischen Plan einer großangelegten Sozialreform, folgerichtig knüpfend an den chinesischen Familiensinn, der Ehrfurcht vor Eltern und Ahnen verlangt, aber auch Ehrfurcht vor den Kindern, denen der Ahnenkult anvertraut ist und die somit für das Wohlbefinden der Dahingeschiedenen im Jenseits sorgen.

Der uralte und zuerst naturbedingte Typus des autokratisch potamischen Reiches sollte gemildert werden zu einer patriarchalischen Regierungsform, in welcher der Herr des Landes Vater des Landes sein mußte, konstitutionell durch eine Auswahl weiser Männer beraten, die lebenslanges Studium mit allen Zweigen der Bildung vertraut und zu fortwährender verständnisvoller Aussprache geeignet gemacht hat, so daß der

Kaiser nicht mehr launischer Eingebung noch den Intrigen von Weibern und Eunuchen verfallen durfte.

Diese Konstitution ist demokratisch, denn die beratenden Gelehrten konnten aus allen Ständen aufsteigen — eine Neuerung in der Entwicklung des geschichtlichen Menschen.

Eine weitere bedeutende Neuerung waren das Mißtrauen und der Widerwillen, die Konfutse dem Militarismus zugebracht. Man vergesse nicht, daß Fehden aus Blutrache seit Jahrhunderten China zerrissen.

Konfutses Pazifismus war Laotse vorangegangen mit Sprüchen wie diese: „Leben ist Güte." — „Wer nach dem ‚Sinn' (Tao) dem Menschenherrscher hilft, zwingt die Welt nicht mit Waffen; Waffen sind unheilbringende Geräte, nicht Geräte für den Edlen. Nur wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie."

Diese Weisheitsworte verstand Konfutse praktisch in Anwendung zu bringen, als er zur Macht gelangte. Er war der Ansicht, daß beständige Bereitschaft zum Krieg den Krieg selbsttätig herbeiführe und machte den merkwürdigen Versuch, der ihm durchaus gelang, durch Absage an Kriegsrüstung und Bereitschaft uralte Fehde zwischen den Herzogtümern Lu und Tsin*) dadurch zu friedlichem Austrag zu bringen, daß er in seiner Heimat Lu die Festungswerke schleifen ließ und das Tragen von Rüstungen verbot.

Der Herzog von Lu scheint ein urchinesischer Karl August gewesen zu sein, da er Konfutse zum Minister berief. Lu blühte unter dieser Leitung, was den Neid des früheren Feindes, des Herzogs von Tsin, erregte. Um Konfutses Macht zu brechen, ersann er ein schlaues Mittel. Er sandte seinem Nachbarn zum Geschenk achtzig der schönsten und in Liebeskünsten wohlerfahrenen Weiber und 120 prächtige Streitrosse.

Gegen den Wunsch seines Ministers nahm der Herzog von Lu das zu üppigem und kriegsbereitem Leben geeignete Geschenk an, und der treue Berater zog sich auf drei Tage grollend zurück. Da ihn der Herzog nicht rufen ließ, nahm er Abschied

*) Lu und Tsin waren Staaten in ungefährer Größe von Deutschland und Frankreich.

von Lu und begab sich auf lang dauernde Wanderung durch China.

Bald folgten ihm, der als „Kaiser der Gelehrsamkeit" galt, Tausende von Jüngern und Schülern, von denen 72 besondere auserwählt wurden und noch heute in den konfuzianischen Tempeln mit dem Meister als heilig verehrt sind.

Der Paulus dieses mehr politischen als religiösen Messias wurde aber um 371 Mengtse, der mit größtem Eifer die Lehren des Meisters verfocht, und dem zu danken ist, daß sie nicht in Vergessenheit gerieten, sondern sich stark verbreiteten und schließlich zu Chinas Staatskredo wurden.

Als solches behauptet sich der Konfuzianismus trotz dem Eindringen des Buddhismus (etwa um 50 n. Chr.) und trotz dem Mystizismus der Anhänger des Laotse, dem Taoismus, bis zum heutigen Tage, ja seine Grundlehren überdauern den Sturz der vieltausendjährigen Monarchie.

Dies ist eine der merkwürdigsten Langlebigkeiten der Geschichte.

Vergleichende Sprachstudien und mythologische Untersuchungen haben manchen überraschenden Parallelismus zutage gefördert. Ein vergleichendes Studium der sozialen, politischen und gesetzgeberischen Arbeit des geschichtlichen Menschen ist noch nicht in demselben Sinn getrieben worden. Gewiß brächten seine Ergebnisse manchen ungeahnten Weitblick.

An dieser Stelle scheint sich ein solcher verheißungsvoll aufzutun. Mir ist, als lugte ich atemschöpfend nach langem Aufstieg in ungeheuere Fernen und als enthüllten sich die Gesetze fernabliegender Gestaltung.

Mächtige Gedankenwellen wirken ziemlich gleichzeitig an allen Stätten, wo der Mensch geschichtlich reif genug geworden ist, um deren Einfluß offen zu sein, auch ohne unmittelbare Übertragung der Gedanken von einem Volk zum andern oder noch ehe solche Übertragung unmittelbar stattgefunden. Es scheint, als wären sie telepathisch erreicht und bestimmt.

Gerade das geographisch so lang abgeschlossene, unverkennbar eigenartig angelegte China eröffnet den Blick auf diese

Gleichzeitigkeit weltumfassender philosophischer Epochen am deutlichsten.

Sozialreformen allgemein gesetzgeberischer Art werden von verschiedenen Führern in gewissen wichtigen Augenblicken der Geschichte in verschiedenen Ländern angebahnt. Es geschieht entweder in der Überzeugung, daß der Mensch von innen heraus gebessert werden muß, um eine äußere Besserung, Lösung und Erlösung geschichtlicher Fragestellung zu erlauben. Oder der Philosoph legt mehr Nachdruck auf die äußere Ordnung und Besserung. Er erwartet, daß von da aus auch der inneren Tugend, der Besserung im einzelnen Vorschub geleistet werde.

Die Erfahrung der Geschichte lehrt, daß beide Richtungen verschmelzen sollten, da sich einseitiges Vertrauen auf die eine oder andere Richtung nicht genügend bewährt hat und meist zu Schwärmerei oder Pedanterie entartet.

Doch trotz dieser durch die unvollkommene menschliche Natur bedingten Entartung ist jeder derartige Anstoß wertvoll gewesen und hat den geschichtlichen Menschen unendlich bereichert.

Ihre Wirkung erreichte die eine oder andere Richtung, gesetzgebend durch das Zusammengehen mit mystischen Regungen, die bald deutlich, bald weniger deutlich ihre Macht bekunden. Sie bereichern und verfeinern die Stufen des Gemüts, die das Mysterium des Menschen erklimmen muß — ungeheuere Stufen, wenn man den demütigen Anfang des Menschentums bedenkt.

Die erste geschichtlich wahrnehmbare und unvergeßlich emporgehobene Welle zeigt sich in den Mystikern Griechenlands, Aneximander (611—545) und Pythagoras (um 580).

Ihnen ähnlich, ergreifend ähnlich ist Laotse im ferngelegenen China (um 600) und weist gleich Pythagoras auf Harmonie als Ideal. Vorausgeschritten war um ein Jahrhundert der erste jüdische Mystiker Jesaias, ebenfalls ein Sozialreformer, dann kam (um 605) Jeremias, das Ideal des Jesaias weiter ausbauend. Und ihnen zu Häupten scheinen ähnliche Denker in Ägypten zu thronen.

Die zweite große Welle ist noch deutlicher und in der Wirkung unverkennbarer. Sie umfaßt die für das Menschentum unvergeßlichen Namen Sokrates (476—399) und Platon (427—399) in Griechenland, dann Konfutse (gestorben 478) und Buddha (gestorben 480). Ihr Gemeinsames ist ein demokratisches Ideal.

Gegen Privilegien, die nicht des Geistes sind, haben sie einmütig Ungeduld und wollen eine neue majestätische Ordnung des Daseins für den reifen, geschichtlichen Menschen.

Fast zeitgenössisch träumt ein Platon, träumt ein Konfutse seinen Idealstaat. Buddha klagt gleich den jüdischen Propheten den Reichen an und nimmt den Geringen in Schutz. Ihnen scheint es möglich, das ewige Getöse des Kampfes mit Hilfe von Gesetzlichkeiten zu ersticken; sie sind Feinde dumpfer Unterordnung und Entsagung, welche die großen orientalischen Despotien ermöglichte.

Die uns nächste und zunächst spürbare dritte philosophisch gesetzgebende Welle bereitet mit dem Mystizismus alexandrinisch-jüdischer Philosophie, der neoägyptischen Religiosität, welche der Isis neue Tempel baut und in den Herzen errichtet, und der neupersischen, die den so einflußreichen Mithraismus bringt, das Eindringen des mystischen christlichen Gedankens vor und die Sozialreform, die er anstrebt.

Gleichzeitig kommt ein großer Wandel über China. Zur selben Stunde, als Christus im Westen zu wirken beginnt, sickert auf ähnliche Art im fernen Osten eine neue Religion ein. Buddha wird unter dem Namen Fo begrüßt und aufgenommen.

Dieselbe Rolle, wie Kaiser Konstantin in Europa, fiel im Osten einem chinesischen Fürsten zu, der den Buddhismus zur Staatsreligion machte — ein indischer war ihm lang vorhergegangen.

Solche Analogien der allgemeinen geistigen und seelischen Entwicklung, solch übereinstimmende Phasen des wunderbaren Prozesses, den ich geschichtliche Menschwerdung zu benennen versuche, sollten nie aus den Augen verloren werden.

Unkenntnis ist stets Ungerechtigkeit. Allzu kindliche Vorstellungen über den fernen Osten, über dessen einstige und heutige Lebensbedingungen verursachten höchst unpolitisches Vorgehen und bedauernswerte Frevel der Europäer, an deren Folgen man nur mit Bangen denken kann.

Die wohlgelungenen Annäherungsversuche kluger Jesuiten an China im 17. und 18. Jahrhundert wurden durch den Fanatismus anderer Ordensbrüder zunichte gemacht, das 19. Jahrhundert erbitterte, statt zu versöhnen. Chinas Haß gegen Europa wuchs. Wunderleistungen eines fremden, aber doch ergreifenden Schönheitswollens — Pekings Kunstheiligtümer wurden von Europas sonst untereinander feindlichen, nur wie böse Buben im Unfug einigen Brüdern in Scherben geschlagen. Es sind Scherben, an denen sie vielleicht noch alle bluten müssen.

Große Gedankenwellen gingen schon im grauen Altertum, als kein Verkehr oder nur notdürftiger, seltener Verkehr bestand, unsichtbar gebieterisch, unwiderstehlich über See und Land.

Nicht gleichgültig ist, was ein Drittel der denkenden Menschheit denkt und fühlt; die Stoßkraft einer einheitlichen Gedankenwelle von China aus muß überwältigend sein. Ihre Stoßkraft hat sie schon an Rußland erprobt, das zum Teil von Mongolen und deren Mischlingen bewohnt, geistig den Zusammenhang mit China immer deutlicher zeigt. Rußlands wilde Fanatiker ähneln auffallend den T'aiping und anderen Sekten Chinas. Sie sind auch von Chinesen wirksam unterstützt. Und seine bedeutenden Denker, wie ein Tolstoi, denken und lehren in auffallender Übereinstimmung mit den chinesischen Philosophen.

In manchem Bösen und in manchem Guten fließen China und Rußland zusammen; sie können nicht anders, seit ihre geographischen Bedingungen sie nicht mehr trennen, sondern binden, seit die große Mauer fiel. Sie müssen das Streben haben, in der Gedankenwelt einen Riesenkompler zu bilden, und die Frage des einen kann nicht ohne die Frage des anderen beantwortet werden.

Vielleicht sollte ein weitblickender, westlicher Politiker vor allem guter Sinologe sein.

16. Wie der Dichter Indra schuf.

Welches Naturereignis, welche Bedrängung, welche geheimnisvolle Wanderlust trieb die Arier, unsere Stammverwandten, eines Tages aus Baktrien und Sogdien, aus den Tälern hinweg, die zum Stromgebiet des Oxus und Yaxartes und dadurch zum Kaspischen Meer gehören, um den Flüssen entgegengesetzter Richtung zu folgen dem Indischen Meere zu?

So treten diese, die Bedeutung des Oxus und Yaxartes verwischend, in die königliche Reihe der großen Ströme, die bestimmend wurden für den geschichtlichen Menschen*).

Der Arier Wanderung scheint, nach den Hymnen der Vedas zu schließen, keine Flucht, kein stürzendes Vordringen gewesen zu sein, sondern ein langsam zähes Weiterwandern im Vertrauen auf Götter, die — wie in schönen Märchen — ihren Lieblingen jede Art Sieg erlauben.

Zwischen den ältesten Vedahymnen und den jüngsten liegen viele Jahrhunderte, und liegt der ganze Wanderzug, die schicksalsschwere Durchquerung des asiatischen Kerngebirges, die Wahl, welche die Wasserscheide stellt, und ein langer Aufenthalt zuerst im nördlichen Gebiet des Indus, dessen Klima an das gewohnte Gebirgsklima jenseits der Paßhöhe erinnert, endlich die letzte Verbreitung nach Süden — die tropische Landschaft mit aller Schönheit und Gefahr, mit göttlicher Üppigkeit und ihren Schrecken, das Gebiet des Ganges, das Deltaland. Zuerst scheuten sich die Neueingewanderten vor dem Meer, wie sich die Ägypter vor ihrem Meere scheuten.

Nur im letzten Ausläufer reicht die Wanderung übers Meer mit der Eroberung von Ceylon durch Rama. So wenig

*) Die Urheimat der indischen Arier, Sanskrit Arya, die sie selbst Airyanem Vardjo nennen, soll in der Gegend des Kur im Kaukasus gelegen sein. Vgl. Spiegel: Iranische Altertumskunde, James Darmesteter u. a. m.

wie die Ägypter wurden die Inder ein seefahrendes Volk und brachten ihre vielbegehrten Waren höchstens bis an den Strand für die Phönizier aus dem Westen und für die Malayen, die man Phönizier des Ostens genannt hat. Es sind die „Ophirwaren", die Salomon als großer Handelsherr einführt. Sanskritnamen bezeichnen ihre indische Herkunft. Solche Märchenschätze ließen den Traum vom reichen Indien nicht mehr ruhen.

Auf Sanskrit ist das Zinn benannt, dieses für die Gewinnung der Bronze so wichtige Metall, auch verschiedene Tiere, wie Affen und Pfauen, und kostbare Spezereien, deren die Götter, die Fürsten und die Toten bedurften.

Nach langen Umwegen und durch manchen Zwischenhandel gelangten solche Schätze nach dem Westen.

Die Abgeschlossenheit des von den Ariern eingenommenen Gebietes ähnelt derjenigen Ägyptens, nur ist Indien unendlich größer, eine Halbinsel, die Europa gleicht.

Auch ist die Abgeschlossenheit strenger, denn die Zivilisation am Nil war durch die Halbinsel Sinai mit der Zivilisation des Euphrat und Tigris zu verbinden, mit Europa durch Kleinasien und dem ausgestreuten Samen der Inseln im ägäischen Meer, dem freundlich lächelnden, das Schiffe wie zu Spazierfahrten lud.

Dagegen ist der inselose bengalische Golf von geifernder Grimmigkeit, so berüchtigt, daß die Enge zwischen dem Roten Meer und dem Ozean von den Arabern „Babel Mandeb", Todespforte, genannt wurde. Gegen Asiens Festland ist Indien versperrt durch die höchsten Berge der Welt. Sie zu durchqueren, mußte für jene ersten bergauf und bergab wandernden Arier ein ungeheures Unterfangen sein, dessen Verwegenheit sie als auserlesen kühn und klug zeichnet, und den Rassenstolz begreiflich macht, der sie vom Anfang ihres geschichtlichen Daseins an beseelt.

Die Stammwurzel „ar" deutet darauf, daß die Arier sich selbst als Ehrenmänner bezeichneten, die gesinnt waren, seßhaft und ehrenhaft Landbau zu betreiben.

Der Arier rühmte sich des Ehrgefühls und der Schönheit,

er zählte stolz Rassenmerkmale als besondere Göttergeschenke auf, so die edle Nase, wie sie auch Gott Indra zu eigen, den blonden Flaum des hellen Körpers im Gegensatz zum dunklen, glattglänzenden Körper anderer Rassen.

Sein Profil ist interessant wie das semitische, drückt jedoch noch mehr Überlegenheit, ja Überhebung aus, wenn es tadellos geschnitten ist. Je schärfer, adlerhafter es war, desto mehr galt es als Zeichen der Erlesenheit.

Außer auf die Macht von Ehre und Schönheit legt der Arier vor allem Wert auf die Macht von Rausch und Begeisterung.

Indra, der Donnergott, sein Lieblingsgott unter vielen Göttern, ist der Gott des Rausches, der Begeisterung, der die Trägheit durchglüht, wie er die Trockenheit besiegt. Aufleuchten des Gedankenblitzes in der müden Schwüle des Gemüts wie der Gewitterfackel, lachend männlicher Entschluß, der die Sprödigkeit der Unfruchtbaren zu Fall bringt. Indras Trinkfestigkeit wird gerühmt. Sein erster Trunk als Kind war nicht Milch, sondern das feurige Somagetränk, und davon angefeuert, setzt er die Menschenwelt in Bewegung, ein jauchzend kühner Pfadfinder und Wandergott.

Auch der Feuergott Agni ist Wegemacher der Arier, hilft ihnen, das Dickicht des Urwaldes zu durchdringen. Waldbrände voran, gehen sie ihren heldischen Pfad. Sie wagen Freund zu sein mit dem gewaltigen Donnergott, der im Schlachtgetümmel das Sonnenrad entführt, mit Indra, dem Herrn über die furchtbaren Wetter des Himalaya, erhaben an Schrecken über die Gewitter der Alpen, wie dessen Gipfel jene unendlich überragen.

Indien scheint gelockt zu haben, wie später Italien die Germanen unwiderstehlich lockte. Die Arier gingen ihrer Sonnensehnsucht nach. Ihr Mythos erzählt, Indra öffne die Mauern der Berge, spalte ihre schräg aufragenden Grate und wölbe seinem Volk des Durchgangs feierliche Tore.

Kabul und Kandahar sind jene Pforten, die von Persien her nach Hindostan führen. Sie gaben den persischen und griechischen Eroberern Durchgang, wo die eigene Sippe, die weißen Arier, vor Jahrtausenden schon durchgezogen.

Doch die Arier reisten nicht mit ungestümem Drängen als Eroberer, obwohl sie Kämpfe genug mit eingesessenen Völkern zu bestehen hatten, sondern gingen Schritt für Schritt vor. Die Schritte waren Jahrzehnte und Jahrhunderte, denn es schoben wohl immer mehr Stämme nach, Schritte von mystischer Feierlichkeit, wie man sie tut, wenn man eine Heimat sucht.

Nachdem Indra, der Starke, selbst wie ein Gastherr die Pforte geöffnet, sollten an der Schwelle neuer Heimat gefährliche Wasser den Wanderzug hemmen?

Man war im Bereich des Indus und seiner Nebenflüsse, in seinem von wunderbaren Strömen reichgeäderten Land. Sieben Flüsse gaben den Namen „Saptasindu" (Heptopotamien). Später zählte man, da zwei bald zusammenfließen, nur fünf Ströme und nannte das Gebiet „Panjab" (Pentopotamien). Die Flüsse, und besonders der Sindu (Indus), genießen in dem gewaltigen Strombecken, dem sie Reichtum geben, göttliche Verehrung, denn welch herrlichen Eindruck muß die Macht ihres Gefälles, die Fruchtbarkeit ihres Geländes den Fremden machen, die das träge Schleichen des Oxus und Jaxartes und deren stete Bedrohung von Wüstensand in Erinnerung haben, oder den Worten der Väter entnehmen!

Begeistert ruft der Wanderer den Strömen Preis entgegen und bittet um ihre Huld. Den Indus nennt er „ewige Jugend", „immer spendende Fülle, gnädig für Mensch und Tier". Beredt wendet sich der Hymnendichter an diese Flüsse, bittend, sie mögen Einlaß gewähren und dem weither gewanderten Volk Furten bieten. Er schmeichelt ihnen gewandt und benutzt dazu die nächstliegenden Gleichnisse, indem er sie mit heiligen Kühen vergleicht.

Die mitgewanderten Kühe waren der kostbarste Besitz des Volkes, nach seiner Meinung ohne Zweifel göttlich. Darum wird die Gnade des Regens immerfort verglichen mit dem triefenden Euter der Milchkuh und jedes üppig spendende Gewässer entsprechend einer gütigen, göttlichen Kuh zugeschrieben. Sie wird zum Sinnbild jeder feuchten Spende der

Fruchtbarkeit, der Regenwolke, die von göttlichem Finger gemolken wird, der Quelle, die hoch in den Bergen von der Wechselwirkung zwischen Sonne und Wasserdampf geheimnisvoll gespeist ist, — bereits ein wissenschaftliches Märchen, denn es dünkt dem Arier fromm, zu wissen und zu erkennen.

Dringt man in den tiefen Sinn der poetischen Einkleidung, so wird — aus einer Hymne der ältesten Zeit geschlossen — ziemlich klar, wie der Zug nach Indien ersten Anstoß empfing.

Die Stämme in Baktrien und Sogdiana (Samarkand) litten unter anhaltender Dürre, die ihren Landbau zuschanden machte, und wanderten, als sie von einem Gebiet hörten, in dem Quellen und Flüsse unversiegbar seien, mit allem, was ihnen an Herden geblieben war, dürstend und hoffnungsvoll nach Südost, nicht unähnlich dem wandernden Volk Israel.

Indra wird zum „Herrn der Kühe" (der Quellen), und die Kühe sind „in den Berghöhlen verschlossen". Auf Indras Ruf quellen sie hervor mit ihrem Segen. In der Tat sind die weiß schäumenden Wasserfälle im Gebirge, die das Auge des Durstigen entzücken, nicht der schäumenden Milch zu vergleichen?

Den Begriff des Wandergottes läßt die lange arische Wanderung erscheinen. Indra ist solch ein Wandergott — Wotan vergleichbar in der skandinavischen Mythologie — er wird des öfteren der Wanderer genannt, „der auf Reisen begriffen ist", er reitet auf seinem guten Roß durch die Lüfte.

Der Götterglaube Bruder Japhets wie Bruder Sems war zuerst und zunächst eine Auseinandersetzung mit den Rätseln der Natur, der Wunsch, sie zu begreifen und ihnen nah und näherzukommen.

Daher war der Urbegriff der Gottheit nicht sehr verschieden zwischen der ältesten hebräischen Gottesanschauung El, der sich in den mannigfaltigen Naturkräften der Elohim auflöst, ohne sich zu verlieren, und Ahura der Perser, oder Asura der Inder, jener Gottnatur, die sich in einzelne Kräfte ausladet, um dadurch sichtbar oder merkbar zu werden.

Die Übereinstimmung verlor sich, als ein Teil der Arier nach Indien abwanderte. Bei den Persern spaltete sich der

Begriff von Ahuras Gottnatur in die zwei entgegengesetzten Welten von Gut und Böse (Ormuzd und Ahriman), indes bei den indisch gewordenen Ariern kein solcher Dualismus entstand. Es gab kein schematisch streng geschiedenes Reich von Gut und Böse, überhaupt wenig Moralisierung. Einesteils blieb die Empfindung naturhafter, andererseits vertiefte sie sich durch Beobachtung, man möchte sagen, wissenschaftlich liebevolle Ergründung der Natur; man erkannte, wie schwer es sei, die Unterscheidung von Gut und Böse streng durchzuführen, da die Naturerscheinungen beides sind. Feuer und Wasser sind zugleich wohltätig und zerstörend.

Von Dunkel und Geheimnis sind Gut und Böse für diese Grüblernaturen umwebt. Das Wissen um Gut und Böse, das Gewissen, spricht am deutlichsten in der Nacht, und der Nacht (Varuna) beichtet der Arier und gesteht seine Schuld. Sie gebietet über die Reue. Ähnlich sind im griechischen Mythos die Erinnyen, die den Schuldigen verfolgen, „Tochter der Nacht".

Die persische Idee der notwendigen Mitarbeiterschaft des Menschen am göttlichen Werk geht bei den indischen Stammesbrüdern noch weiter und reift zur stolzesten Gottidee, die je geträumt wurde.

Mag nach und nach Entartung eintreten, so daß die Priester wie Zauberer oder Medizinmänner beschwörend handeln und Geister bannen, sie den menschlichen Wünschen untertan zu machen, der ursprüngliche philosophische Grundgedanke des Ariers von einem innigen und notwendigen Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Götterwelt und Menschenwelt gehört zu den erhabensten geistigen Eroberungen des geschichtlichen Menschen.

Also erobernd, erwacht ihm das Bewußtsein der Göttlichkeit menschlichen Künstlertums; denn hat der Gott den Dichter geschaffen, so schafft dieser am Gott. Er hilft ihm sich auszudrücken, seine Unaussprechlichkeit auszusprechen und erlöst ihn aus einsamer Unnahbarkeit.

Die Gottheit ist Kraft und Stoff, sie hat aber den Drang, Schönheit und Liebe zu werden.

Dazu braucht sie den Menschen. Das ist sein eigentlicher Zweck. So meint der Vedendichter, wenn er sich rühmt, Indras Rosse angespannt zu haben, wenn er seine Götter zum Trinkgelage lädt um Agnis freien Altar, und nachdem er das heilige gegorene Getränk „Soma"*) seinen Göttern zugetrunken, sie wie Gäste auf den Rasen lädt, freundlich unter den Opfernden Platz zu nehmen. Ein Vertraulichsein mit der Götterwelt, wie es kein Volk wagte, und wie es auch der Inder späterer Zeit, von fremden Götzen betört, nicht mehr in seinem Herzen fand.

Im Grunde genommen ein frommes Liebesbekenntnis dichterischen Gemüts, vielleicht jenem ähnlich, das Franz von Assisi stammelte, als er den verlorenen Weg zur Natur wiedergefunden hatte und sich seinem Dichtertraum überließ von Schwester Sonne, Bruder Wasser und Bruder Tod.

Die Veda lehrt, daß man den Göttern zu gefallen liebenswert sein müsse, „wie sich der Jüngling dem Gegenstand seiner Liebe liebenswert zu machen sucht". Die Götter lieben „preisende Stimmen, wie Jünglinge die Stimme der Mädchen lieben, die ihnen schmeicheln". Kraft und Mut, um den Menschen gebeterfüllend zu spenden, gibt den Göttern der Gesang. Was wären sie ohne ihre Sänger?

Manu, die Verkörperung der denkenden Menschheit, hat Vivaswat zum Sohn, der die Form sichtbar macht, und Savarna zur Tochter, „jene, die Farbe mit sich trägt". Form und Farbe gehen vom menschlichen Erkennen aus, Form und Farbe kann nur der Mensch den Göttern geben. Er ruft die Wiedergeburt Agnis, des Feuers hervor, er ist offenbar daran beteiligt, daß dieser Gott sichtbar und segenspendend ins Leben tritt. Wenn die sakralen Hölzer, die symbolisch Agnis Eltern darstellen, unter ergreifenden Zeremonien aneinander gerieben, den Wunderfunken ergeben, ruft die Gemeinde im Chor: „Seht, Sterbliche gebären das Unsterbliche!"

*) Soma (Haoma der Perser) ist eine Pflanze, die bei Mondschein von den Frauen gesammelt wurde, unter Zeremonien zum Gären gebracht, in ekstatischen Rausch versetzte. „Soma gibt den Rausch und mit dem Rausch alle Güter." Die Mondgöttin hieß auch Soma.

Solche Verantwortung und solches Schöpfertum des Menschen, der zur Erkenntnis gereift ist, wird zur stolzen Bejahung und zur unverkennbaren Eigenart arischen Wesens.

Mitten in eine Natur gelangt, die das erdrückendste an Reichtum bietet, den Menschen vernichtet durch die Größe ihrer Berge, Ströme und Pflanzenwelt, erhebt sich Bruder Japhet stolz und behauptet, deren Schönheit und Erhabenheit bestehen nur in seinem Willen, seiner Vorstellung, er allein könne die Natur aus verwunschener Einsamkeit erlösen und die Götter durch den Kuß seiner Liebe wecken, ohne den sie ewig schlummern müßten.

Der tragischen Schönheit, in die er hineingeraten, ruft er ein kühnes: „Wach auf zur Liebe!" entgegen.

Stolz brüderlich ist sein Anschmiegen an die Natur, er läßt sich von ihr nicht demütigen noch unterdrücken wie andere Menschenstämme.

Dem Übermaß und Überschwang der tropischen Üppigkeit setzt er bewußt die Verehrung des Maßvollen entgegen, ihrem Chaos von Stimmen die gebieterische Klarheit deutlich bedachter, rhythmisch schwebender Worte, und rühmt sich des Wortbesitzes als des wichtigsten aller Zauber, der ihn verwandt mit den Göttern macht. So ernennt er Ila, die Tochter Manus (des Menschen), zur Mutter und Amme Agnis, des Feuers. Der Hügel, der getürmt wird für den Opferbrand des Altars, heißt Agnis Wiege, die Ila mit Hilfe der brüderlichen Menschen bereitet. Wenn die Flamme das Antlitz derer, die den Opferbrand umschreiten, mit ihrem Schein verklärt, gehören sie, wie Agni selbst, zu den „Strahlenden" und sind in seine Gemeinschaft aufgenommen.

Ein seliges Erhobensein, ein seliges Erhabensein bringt „das Wort", das namengebende und somit Herrscheramt übende Wort. Es rühmt sich: „Ich bin Herrscher über allen Reichtum und jede Weisheit. Ich sage Dinge aus, wichtig für Menschen und Götter. Ich gebe dem Vater Ursprung und wohne ihm zu Häupten. Alle Welt durchdringt meine Macht, ich durchwehe sie und umfasse die Himmel."

So ist im Rig-Veda — der ältesten Hymnensammlung,

die vermutlich weiter zurückreicht als das ehrwürdige Dokument der Denker Irans, das Zend-Avesta — schon die mystische Rolle des Logos vorgezeichnet.

Anderen Völkern war der Schöpfer ein gebietender Despot, ein geschickter Handwerker, ein unheimlicher Zauberer, dem Arier ist er ein Künstler, ein Dichter, er nennt ihn deutlich den ersten, den ältesten Dichter (Kavi purânam).

Alle Götter und Göttinnen, die, vom Wort ausgehend, einzelne Strahlen seines Wesens sind, werden Dichter und Dichterinnen. Darum sind Hymnen, deren menschliche Verfasser man vergessen, als von diesem oder jenem Gott verfaßt, angeführt. Welche stolze Bruderschaft für die menschlichen Dichter!

Es dichtet der Gott des Wohlgeruchs, die Göttin der Schönheit, die Göttin der Harmonie (Frau Maaße bei den Minnesängern), es dichtet der Gott verliebter Liebe Kama, ähnlich neckisch und pfeilbeschwert wie der griechische Eros, es dichtet auch Yama, der Tod, und dessen wehmütig in sich gekehrte Zwillingsschwester Yami.

Diese göttlichen Genossen sterblicher Dichter bauen mit ihnen die Edelsteinpaläste und pflanzen mit ihnen die herrlichen Gärten der indischen Paradiese. Sie können einander nicht entbehren.

Vom Priesterdichter und vom Dichtergott ist die Kindheit des Ariers betreut. Stoz singt Vamâdeva: „Unsere Ahnen haben die Gestalt der Götter geschmiedet, wie der Werkmann das Eisen zu Gestalt hämmert."

Dem Arier ist das Wort das Herrschende und der Anfang aller Dinge. Der Rausch, es hinreißend zu brauchen und gleichzeitig von ihm gebraucht zu werden, an der Sprache zu bilden und von ihr Bildung zu erfahren, göttliche Gefährte zu bauen und sich von diesen Traumgefährten hoch emportragen zu lassen, ist arische Erfindung.

Von der Traumwelt größter Erdenüppigkeit, schnellsten Wachstums, fortwährender erstaunlicher Wiedergeburten umgeben, entdeckt der zum Inder gewordene Arier die Wirklichkeit des Traums.

Er scheidet ihn nicht mehr von der Geschichte — denn webt und lebt der Traum nicht in ihm und von ihm?

Dynastien großer Träumer und Philosophen sind ihm wichtiger als Dynastien weltlicher Herrscher, die zufällig mehr Elefanten und Trabanten haben als der Nachbar.

Genügend scheinen ihm die Ungerechtigkeiten irdischen Lebens erklärt und ausgesöhnt durch die Lehre der Wiedergeburt, und der weltliche Ehrgeiz ist überhöht vom Ehrgeiz des Geistes und der Liebe, vom leidenschaftlichen Wunsch, diese zu ihren weitgespanntesten Möglichkeiten zu bringen.

Göttlich ist, was berauscht und begeistert. Daher gilt „Soma" für göttlich, und das schöne Wort, da es gleich gegorenem Trank begeistert, muß göttlich sein.

Welche Empfindung, die Wunder von Tag und Nacht durch Sang zu Wundern zu machen, Tier und Pflanze einzukreisen, um sie noch einmal zu erschaffen dadurch, daß sie schöne Namen bekommen und in dichterische Beziehung zueinander gesetzt werden.

Solche Eroberung der Welt durch Schaffen der schönsten Sprachen ist in Indien und Griechenland wahrscheinlich im gleichen Zeitraum erfolgt.

Die älteste Technik, mit der die menschliche Sprache verfuhr, war die einsilbige, deren reichsten Typus das Chinesische bildet, deren armseligsten die Urbevölkerung Indiens sprach — ein Idiom, jenem der Australneger gleich. Sie werden darum von den Ariern verachtet und „ohne Sprache" genannt.

Reicher ist die Technik, die analog jener ihrer Metallarbeiten die Söhne Tubalkains, das Volk der Schmiede, einst geschmiedet. Sie heißt in der Sprachgeschichte „agglutinierend", das ist anlötend. Von außen wird nach Bedarf etwas angefügt. Ein reicheres Verfahren als das eintönig einsilbige, gibt es jedoch der Sprache etwas hartes, metallisch glänzendes.

Weiches, warmes Leben hat die von innen heraus unwiderstehlich treibende und biegende Sprachform, die dritte, am spätesten zur Welt gekommene, die Sprache der Flexion. Ihre Blumen verhalten sich zu jenen der agglutinierenden wie die natürlichen zu den schnörkeln geschmiedeten Eisens.

Die Flexion erlaubt feines und feinstes Ausprägen des Gedankens, Rhythmik, die sich in Musik vollendet, ja sie bringt es dahin, daß die Poesie nichts anderes ist als ein „Nichtwiderstehen" gegen die Lockungen der Musik — selig verliebte Hingabe.

Indiens Herrlichkeiten singen alle in Indiens Sprachbau üppig verschlungen und blühend. Die bald zarte, bald strenge Abwechslung griechischer Landschaft, ihre Lichtwunder, das „unzählige Lächeln" ihrer Meereswogen schaffen mit an der biegsamen Herrlichkeit griechischer Laute.

Zur großen geschichtlichen Verantwortung Bruder Japhets gehört dieses Wunder der Sprache, der Urwaldreichtum indischer Idiome, der klare Tempelbau des Griechischen, später die wuchtige Säulenmajestät des Latein, und endlich die bis ins feinste sich verästelnden Möglichkeiten der neuen europäischen Sprachfamilien.

In unseren Tagen beging man den Frevel, die Sprachen als feindliche Dornenhecken zwischen den Völkern anzusehen, indes die Forschung längst erwiesen, daß sie geschwisterlich sind, beredt in dem Zeugnis uralten Gebens und Nehmens untereinander und eine Erinnerung an die Gemeinsamkeit einstiger Spiele, an jede Form der Geselligkeit, an jedes Streben der Kunst, in verwandten und wahlverwandten Worten ewig weiterklingend.

Zuerst trat die Sprachtechnik der Flexion bei Bruder Sem auf, zur Vollendung brachte sie Bruder Japhet durch die Mannigfaltigkeit des Zeitworts, durch den Sinn für Maß und melodischen Rhythmus.

Für den Semiten, den Chaldäer, war die heilige Zahl zum Ritus notwendig, um Götter herbeizurufen, für den Arier ist es das Wort.

Wie jene die Wissenschaft der Zahl in ihrer Urzeit begründet, so begründet er die Wissenschaft des Worts; ihr Studium ist für den Priester unerläßlich. Grammatik und Lexikon, Philosophie der Grammatik sind seine Erfindung, und die sechs arischen Sprachbücher sind den Büchern heiliger Überlieferung fest angegliedert.

Das wichtigste dieser sprachgesetzlichen Bücher (Vyakarana = Auflösung oder Analyse) beschäftigt sich wissenschaftlich mystisch mit den Urelementen der Sprache und wird dem Grammatiker Panini zugeschrieben.

Da der Erfolg eines Opfers von der richtigen Anwendung der Ritualworte, Gebete und Hymnen abhing, war das Studium des Wortes religiöse Übung.

Ein grundlegender Unterschied, der immer wieder wichtige Stellen der Geschichte erklärt: Für Bruder Sem ist die Zahl vor allem weltschaffend und weltbewegend, für Japhet ist es das Wort.

Dem Semiten bringt die Zahl Ordnung in das Chaos — ihm bedeutet Chaos nur Unordnung. Dem Arier heißt Chaos „das Gähnende", das Geöffnete, ein fruchtbarer mütterlicher Schoß, der sich erschließt. Das Wort als Ausdruck für Maß, als Offenbarung der Schönheit ist dem Chaos gegenüber das befehlend Kunstlerische, das Wählende und rhythmisch Wägende.

Ziemlich gleichzeitig wird die eigentümliche Majestät dieser Weltanschauung Japhets grundlegend zum Ausdruck gebracht bei asiatischen und europäischen Ariern, in Indien und Hellas. Dies geschieht voll rauschender Begeisterung über den Zauber eigener Sprache in den Hymnen vedischer „Rishi" und in jenen geheimnisvollen orphischen Gesängen Griechenlands, die von ähnlich hinreißenden Sängern vorgetragen wurden.

Macht über Tier und Mensch, Macht über Götter wird ihnen zugeschrieben.

Vermutlich sind auch die Nachfolger der Hymnendichter, die Epiker in Indien und Hellas Zeitgenossen. Dort singen sie den Fall Trojas und hier die Eroberung Ceylons durch den Helden Rama*).

Zur Zeit Salomons fiel Troja und Indiens Wunder-

*) Indiens heroisches Epos Ramayana scheint vor der salomonischen Zeit und dem regelmäßigen Handel mit Ophir zu liegen. Zwischen dieser Zeit und den letzten Hymnen der heiligen Bücher „sruti" liegt eine größere Pause. Der Held Rama galt für einen Neffen des Vismamitra, eines der letzten und fruchtbarsten Hymnendichter.

vogel, der Pfau — gewohnt, vor indischen Prinzessinnen sein Federkleid zu breiten — wird das Wunder und Entzücken der königlichen Damen in Jerusalem. Ophirwaren kommen in den Handel, die indischen Arier sind also ans Meer gelangt und können Tauschhandel treiben.

Als die ältesten Hymnen der Rig-Veda tönten, waren sie noch nicht so weit vorgedrungen, denn unter den prachtvollen Naturschilderungen ist nie das Meer erwähnt, nur Flüsse und Berge sind besungen. Der Begriff des Meeres erscheint erst später im Denken und der Mythologie der Inder.

Bis auf diesen wichtigen Unterschied ist eine Gleichartigkeit ältester Anschauung und Lebensweise mit den Ahnen der Hellenen sehr wahrscheinlich. Die orphischen Dichter und die Dichter der Vedas üben ähnliche Wirkung. Das Haupt der Hymnensänger in Griechenland, Orpheus, dessen Lieder wilde Tiere und selbst die Wächter der Unterwelt bändigten, wird von unverständiger Wildheit zerrissen — damit erlischt sinnbildlich in Griechenland die höchste Macht und das Machtbewußtsein jener, die zuerst mit schönem Wort zu herrschen verstanden. Orpheus hat Gewalt über den Tod und über wilde Tiere. Wilde Menschen stehen jedoch unter dem Tier, denn der Sänger zähmt sie nicht, sie zerreißen ihn . . . heute noch zerreißen sie sein Herz und zerbrechen die Leier.

Die Tage der großen Epen, als der Sänger, um sich zu fristen, von Königshof zu Königshof ziehen und Kriegstaten besingen mußte, gehören späterer Zeit in Indien wie in Griechenland. Das Epos tritt an Stelle der begeisterten Hymne, die soziale Frage entstand infolge von Eroberungszügen, Verteilung der Beute und ungleichem Reichtum. Sie zeigt sich deutlich abhängig von geographischen Bedingungen.

Gleichsam vorbildlich für ihre einzigartige Lösung, die versucht wurde durch die Hierarchie der Kasten, ist die unvergleichliche Hierarchie der indischen Landschaft.

Götternah türmen sich die höchsten Berge der Welt, wie die höchsten Kasten, die Brahmanen und Kschatria, von denen es hieß, sie seien aus dem Mund und aus dem Arm Brahmas entsprossen.

Eine fruchtbare Mittellandschaft breitet sich zu ihren Füßen in ihrem Schutz und abhängig von ihren Strömen — die Vaisyas, aus Brahmas Hüften geboren, Bauern und Handwerker entsprechen ihr.

Tiefen zu Füßen ist die Niederung, der knechtischen Kaste vergleichbar; sie mündet in Wüste und Sumpf, wie diese in die Kaste der verfemten Parias münden.

Gerechtigkeit als Begriff zu fassen, als brennende Sehnsucht zu empfinden, als nötig für Götter und Menschen feierlich zu erklären, ist eines der großten Wunder in der Geschichte des Menschen.

Wir werden wohl nie vollkommen erfahren, wie sich dieser Begriff bildete, wie diese Sehnsucht zutage kam, wie dieses stolzeste Attribut des Göttlichen und Menschlichen in Gemüt, Geist und Seele bedeutender Einzelner zuerst entstand und sich von da aus verbreiten konnte.

In Ägypten und später bei Ägyptens Schülern, den Griechen, erscheint der Begriff „Gerechtigkeit" architektonisch als wohlersonnenes Maß, als gewaltiger Rhythmus, als Gleichgewicht gegliederter Teile. Ägyptische Landschaft hat Architektur, griechische Landschaft ist durchaus architektonisch, und der hierarchische, architektonisch gegliederte Gedankenbau, der sich in diesen Ländern mit Errichtung des Gerechtigkeitsgedankens beschäftigt, ist wohl von solchem Landschaftsstil nicht unbeeinflußt geblieben.

Indiens Gerechtigkeitstraum ist dagegen vegetativ zu verstehen, ein mächtiges, unwiderstehliches und logisches Wachsen, sich Entwickeln. Sein „Karma" ist die Folgerichtigkeit organischen Wachstums.

Eine Wagschale der Götter ist nicht nötig, denn das Wesen trägt seine Blüte und Frucht nach seiner Art unentrinnbar in sich, und ein Wandern von Leben zu Leben bringt den Ausgleich.

Im Lauf der Jahrtausende haben Religion und Sitte der Inder die Reinheit des ersten schöpferischen Gedankens freilich verloren; sie überluden ihn mit seltsamen Fratzen, nach

denen später das System eingeschätzt wurde. Die mächtigen Reformen, die entgegenwirkten, mußten ihrerseits die ursprüngliche Reinheit auch nicht zu wahren.

Wenn es in der Geschichte ein Gesetz gibt, das keine Ausnahme zuläßt, so ist es jenes, daß der Sieger schließlich immer vom Besiegten geistig umklammert wird.

Durch langes Ringen eines Volkes mit einem anderen, einer Weltanschauung mit der anderen werden Volk und Weltanschauung von dem Fremden, das sie zu überwinden glaubten, angesteckt und überwuchert.

Dieses Schicksal sahen die Arier vor Augen, als sie in langsamem Ringen die Urbewohner des Landes verdrängten, und wahrscheinlich machte sich bereits manche Zersetzung bemerkbar, als das Gesetz des Manu die Kastenordnung einsetzte, um die Reinheit des arischen Stammes zu schützen. Die 89. Hymne der Rig-Veda enthält die erste Nachricht der Kastengründung; sie heißt „Purusscha Sikta" und soll den Upanishaden zeitgenössisch sein.

Nicht weit entfernt von den Tagen, da Griechenland zuerst von Drakon, dann von Solon Gesetze empfing und die Satzungen der Thora in Israel gültig wurden, erscheint in Indien das Gewohnheitsrecht, das sich langsam gebildet unter dem Namen „Manava dharma sas-tra" als heiliges Gesetzbuch. Seine immer spitzfindigere und mehr veräußerlichte Auslegung durch zünftige Gelehrte wird später von Buddha bekämpft, ähnlich wie Christus die Deuteleien der Schriftgelehrten Israels angriff.

Im europäischen Mittelalter kommt der arische Gedanke sozialer Gliederung ähnlich, wenn auch nicht so scharf geschieden wie bei den Stammverwandten zur Geltung. Er wird hauptsächlich damit durchbrochen, daß die geistliche Würde nicht wie in Indien erblich ist, sondern auf demokratischer Grundlage steht, und daß Mischehen mit Familienmitgliedern emporgekommener Neureicher möglich sind, was man zur Reinhaltung der Kaste in Indien zu hindern sucht.

Ähnlich wie sie Manus Gesetz vorzeichnete, waren aber die idealen Obliegenheiten der Stände bei den Ariern Europas

gedacht. Manus Satzung schreibt den Brahmanen Dichtung und Musik vor. Der oberste, geistliche Stand vertritt das Volk bei der Gottheit und sucht sich ihr möglichst zu nähern durch Pflege seiner Bildung. Einst hatte der geistliche Stand in Europa ähnliche Obliegenheiten. Die waffentragende Kaste, Europas Ritter, Indiens Kschatria, beschützen das Volk, wachen über Gerechtigkeit und haben ein frommes, ja mystisch entsagendes Leben zu führen. Das arbeitende Volk soll im jeweiligen Beruf, den Gott gibt, treu und gewissenhaft sein und Almosen spenden. Dazu gehören (nach Manu) der Vaisya Pflichten, und also verlief das Leben des arbeitenden Volkes in Europas Mittelalter.

In der Folge teilten sich die vier Hauptkasten Indiens in eine Menge Unterkasten, je nach Landschaft, Beruf und Familienbeziehungen.

Wie die Juden immer wieder durch fremde Frauen fremde Götzen annahmen — denn das Weib gibt dem Kind die ersten religiösen Ideen —, so ging es den Ariern.

Der wunderbar tiefe und edle Gottesbegriff, den sie aus klarer Bergheimat mitgebracht, wurde von den Gewächsen der Niederung wie von grünen Armen gefangen und eingesponnen.

Unverkennbar ist der Einfluß mongolischen Aberglaubens, Materialisierung und Fetischdienst in der spätindischen Götterlehre durch den Einfluß jener „Dasyu", der ursprünglichen Bevölkerung, deren Götzen häßlich und plump wie sie selber waren.

Die Verachtung, die der vornehme Arier den Ureinwohnern erwies, scheint nicht ungerechtfertigt; denn auch die Stammesverwandten der Dasyu, die Chinesen, verachteten diese Stämme und behandelten sie ebenso wegwerfend. Dennoch fand allmählich Vermischung statt. Mongolische Frauen haben ja stets, auch wenn sie häßlich sind, dämonischen Zauber. Die Dasyu verstanden überdies auf Handelswegen viel Reichtum zu erwerben und kirrten dadurch die weißen Eroberer.

Seltsam vergröbert erscheinen durch den fremden Einfluß die zarten und erhabenen religiösen Begriffe der Arier. Ihre wissenschaftlich mystische Verehrung des segenspendenden

Wassers wird zu dem schwerfälligen Wasseraberglauben, der sie zu phantastischen Wallfahrten nach dem Ganges treibt, mit dessen Wasser Sterbende genetzt werden nach feierlichem Ritus. Immer wunderlicher erscheinen neugebildete Götter, die Trimurti, Krisna, Wisnu und Siwa, mit absonderlichen Gebräuchen, sie zu ehren.

Die mystische Poesie der Ehe, die von den Veden herrlich geschildert ist, wird zu lächerlichem Formelkram, das Wesen der Kaste, ursprünglich ein gewaltiger und warmherziger Fortschritt, versteinert grotesk wie eine Pflanze, die man in Kalklösung taucht.

Ursprünglich war die Stellung der Sutra, der niedrigsten Kaste, die eben aus jenen Dasyunachkommen bestand, nicht so ungerecht gedacht, wie es später erscheint. Für die Sitten des Altertums, die verlangten, ein unterlegenes Volk gänzlich zu vernichten, war die Aufnahme, welche die Sutra als niedrigste Kaste fanden, voll Gnade und Milde. Im Vergleich zur Bibel war die Ansicht tolerant, daß die Sutra nicht von Brahma verworfen seien und ihm nicht gänzlich fern ständen, da sie auch von ihm ausgingen, allerdings nur aus seinem Fuß und deshalb zu niedrigster Hantierung bestimmt.

Grausame körperliche Strafen, wie sie andere Völker anwendeten, waren bei den Ariern nicht gebräuchlich, sondern die Möglichkeit des Staatsbetriebs, die Unterordnung und Überordnung gewährleistete das höchst entwickelte Selbstgefühl, das „Aufsichhalten" des einzelnen und des Standes.

Die vorgesehenen Strafen waren in der Hauptsache seelischer Art. Die Angst, die eingeflößt wurde, war die Angst vor dem Scherbengericht, vor dem Ausgestoßenwerden aus der eigenen Gesellschaft, vor dem „Verlieren der Kaste".

Je höher die Kaste, desto verzweigter und feiner war ihr Ehrenkodex, desto empfindlicher und ausgeprägter ihr „noblesse oblige". Der Höhersiehende mußte sein Hochstehen dadurch erkaufen, daß er wirklich hoch stand in Sittlichkeit und Bildung.

Unter anderem zeitigte diese Einteilung eine peinliche Ehrbarkeit der vornehmen Frau. Man mußte sie nicht —

wie sonst im Orient — durch Eunuchen bewachen lassen, die weibliche Tugend war durch den Begriff der Kaste am besten geschützt, denn ein Verlust der Tugend war gleichbedeutend mit dem Verlust der Kaste. Die fortwährenden leisen und feinen Opfer, die Anstand und Sitte der Auserlesenen verlangten, steigerten den Begriff der hochstehenden Frau und des hochstehenden Mannes bis zu einer Vollendung, die sonst nirgends im Altertum geahnt wurde. Sie schufen das Herrentum und die Würde der Dame*). Indessen bei kastenlosen Völkern oft das gesamte weibliche Geschlecht zur Niedrigkeit herabgedrückt wird, blieb es in Indien, wenigstens bei den höheren Ständen, viel länger dem männlichen gleichberechtigt, genoß poetische Verehrung und schritt in freier Selbständigkeit zur Gattenwahl (Sayamvara). Zuweilen erteilte die indische Dame dem Sieger im Turnier Herz und Hand als Preis. So gewann Gautama Buddha als jugendlicher Ritter die schönste Prinzessin.

Die Würde des Weibes ist einer der Grundgedanken, die unter Bruder Japhets Stirne schlummern, und die Monogamie, in der sie am deutlichsten zum Ausdruck kommt, ist in der Urzeit des Ariers entstanden, in der die Frau als Herrin des Hauses gleichberechtigt neben dem Herrn des Hauses thronte und mit ihm zusammen das häusliche Opfer priesterlich feierte.

17. Der arische Staatsgedanke.

Die überwältigende Macht und Pracht der tropischen Landschaft ist unzertrennlich von der Vorstellungswelt, die den indischen Arier bestimmt, als er das Ziel der Wanderung erreicht, in dem gewaltigen, dem Indus und Ganges untertanen Gebiet Heimat findet und sein Leben nach dem Gebot

*) Dame kommt aus dem Sanskrit „dam" (latein. Domina) Erst spät, durch fremde Einflüsse bedingt, erscheint die Polygamie in Indien. Dagegen sind in ältesten Dichtungen Fälle von Polyandrie verzeichnet. Eine Anzahl von Brüdern teilt sich in den Besitz einer erlesenen Gattin, wie es scheint, brüderlich.

der neuen Heimat einrichten muß. Der großartigsten Pflanzenwelt Üppigkeit und nimmerrastende Wunder erfüllen seine Phantasie, umschlingen, umlauben und umduften den Reichtum seiner Gedankenschöpfungen mit dem Geheimnis mystischer Gestaltungskraft.

Tropische Zauberlandschaft will, daß alles Geschehen und Erleben sich in schwer zu enträtselnde Naturmärchen wandelt. Jedoch ist die indische Geschichte grausam genug, vielleicht insofern grausamer noch als das Erleben anderer Völker, weil sie sich seelisch tiefer einsenkt, und ein Zartgefühl, eine dichterische Anlage, eine reiche Phantasie das geschichtliche Werden des Volkes durchranken.

Anders, innerlicher als in anderen alten Reichen erlebt der geschichtliche Mensch in Indien sein Schicksal und macht vor unendlicher Zeit Qualen, Zweifel und Enttäuschungen durch, die seine Stammverwandten in Europa viel später erlitten und teilweise noch heute an sich erfahren, nur nicht so poetisch darstellen, sondern verzweifelt stammeln in den verschiedenen, dem alten Dichteridiom fern gewordenen Sprachen.

In grauer Vorzeit erlebt der Inder jene entsetzliche Enttäuschung, die der moderne Mensch zu ahnen beginnt: das trostlos Unfruchtbare des kriegerisch zu höchst gespannten Eifers, die seelische Niederlage, die nicht einmal den Sieger schont. Ergreifend berichtet die Mahabarata, wie ein Stamm mit Hilfe des Kriegsgottes gegen einen Bruderstamm gefochten und ihn besiegt, aber statt sich des vernichtenden Sieges freuen zu können, scheuten die Sieger entsetzt vor der Bruderleiche zurück. Sie hatten Freude und Kraft des Lebens verloren.

Lange vor dem Europäer erlebt der Inder den Machtrausch der Wissenschaft und auch die Enttäuschung, die seelische Niederlage des Wissens, das unbefriedigt läßt.

Darum jubelt so mancher Buddha zu, der sich rühmt, Erleuchtung zu bringen, die Qual unbefriedigten Wissensdurstes abzutun wie jeden anderen irdischen Durst.

Ursprünglich war es nicht seine Absicht, die Überlieferungen zu verneinen, sondern er wollte das rein religiöse Erleben vom politischen Bau der Kasten sondern.

Der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft, den die bedeutendsten Völker des Altertums kannten, blieb Indien nicht erspart, sein gewaltiges Auf- und Abwogen der Macht und herrschenden Weltanschauung spiegelt sich in Dichtungen, welche die beiden Rama zu Helden haben und in den Legenden, die Buddha umspielen.

Geschichtliche Begebenheiten und Mythen von Sonne und Wasser sind unlösbar darin verstrickt.

Vielleicht steht zu Beginn der Sage von Rama, in der Brahmanen und Kschattryas blutig um die Vormacht kämpfen, ein Sängerkrieg, denn einer der letzten Vedendichter erwähnt feindliche Nebenbuhlerschaft mit einem anderen. Beider Nachkommen sind Helden eines phantastisch ausgeschmückten gewaltigen Ringens.

Ein Wunderkönig, der die weltliche Macht verkörpert, gilt für unbesiegbar. Er hat tausend Arme, die tausend Schwerter schwingen und ungeheuere Heere mit Streitwagen und Elefanten, die von seinen tapferen zehntausend Söhnen geführt werden. An der Spitze seiner Getreuen lädt sich dieser König zu Gast bei einem heiligen Greis, der in der Einsamkeit lebt und betet und nur eine Kuh besitzt. Allein die Kuh ist göttlich — eine Allegorie auf die heilige Macht des priesterlichen Amtes. Sie gibt so viel Milch, daß der König mit allen seinen Mannen bewirtet werden kann. Undankbar raubt der Gast das heilige Tier. Jedoch der Greis ist der Vater „Ramas mit der Axt", eines jugendlichen Helden von größter Schönheit im Sonnenhaar, eines Siegfried, David oder Sonnengott, der zornentflammt die heilige Kuh wieder erobert, obwohl ihm der König 17 Heere entgegensendet. Samt den 10000 Königssöhnen schlägt er diese in die Flucht, stellt sich dem tausendarmigen Herrscher zum Zweikampf und tötet ihn. Die Söhne üben Rache, indem sie den heiligen Greis beim Gebet überraschen und ermorden. Wieder zieht Rama aus und erobert die Zwingburg der Kschattryas*). Nach endgültigem Sieg

*) Die indischen Feudalherren hatten solche erbaut und „pura" genannt. Aus dieser Sprachwurzel stammen „burg" und griechisch „polis".

feiert er ein Reinigungsfest, setzt die Brahmanen zu höchster Würde ein und zieht sich auf den geheimnisvollen Berg Meru zurück.

Eine zweite Sage erzählt, daß die beiden obersten Kasten einen Vergleich schlossen, oder die Ksattryas später wieder überhand nahmen, denn ein zweiter Rama erscheint. Der erste begegnet ihm mit einer göttlichen Armbrust und fordert ihn auf, sie im Zweikampf zu erproben. Der Antagonismus der beiden Rama löst sich in mystisches Geheimnis auf, da der entschnellte Pfeil dem ersten Rama den Weg zu seinem Thronsitz, dem himmlischen Berg, abschneidet.

Die dritte große Gefahr für den Brahmanenstolz erstieg aus Buddhas Lehre. Doch er konnte nicht gänzlich überwunden werden, denn Brahmas Gesetz hatte sich aus dem Charakter und den Schicksalen des Volks gebildet.

Der Arier ist vor allem stolz, und nichts kann ihm größere Strafe dünken, als von seinem Stolz etwas hergeben zu müssen, in diesem oder einem fernen Leben zu Niedrigkeit (michada) herabgedrückt zu werden.

Mit Schmerz mußte er erleben, wie mancher Stamm diesen Stolz durch Blutmischung verlor und die eigentümlich reichen Geisteseigenschaften des Ariers einbüßte.

Als Schranken gegen weitere Vermischung hatte er deshalb die Kasten aufgerichtet. Zum erstenmal in der Geschichte ist mit eiserner Konsequenz versucht, priesterlichen und weltlichen Adel als Vorrecht des Blutes, als Kostbarkeit des Menschentums fanatisch streng zu hüten, das Eindringen von Gemeinheit, das affenartige Hinaufklettern von Emporkömmlingen ein für allemal unmöglich zu machen, aber auch die Tyrannei eines einzelnen auszuschließen, wie sie große Despotien aufweisen, denn sie ist dem Edlen ebenso verhaßt wie die Vorherrschaft wimmelnder Gemeinheit.

Der indische Kastengeist wollte ursprünglich das soziale Leben durch das Räderwerk einer wohlabgestuften Hierarchie, einer Über- und Unterordnung in wirkendem Schwung erhalten.

Ohne Oberherrschaft im Sinn einer durch den Strom gebotenen Autokratie will diese soziale Gliederung dringende

Arbeiten des Wasserteilens und andere dadurch ermöglichen, daß die unumstrittene Macht herrschender Klassen — herrschend, weil sie Schutz nach außen durch die Krieger (Kschattryas) und Schutz der Götter durch die Priesterschaft (Brahmanen) gewähren — genügenden Druck auf die unteren ausüben, um die gemeinnützige Arbeit sicherzustellen.

Der arische Staatsgedanke bringt die Neuerung, daß zum erstenmal erreicht wird, die menschliche Gesellschaft durch innere Beweggründe zu regieren, durch Standesehre, Standesbewußtsein und Standespflicht.

Ursprünglich fremd ist dem arischen Staatsbau der orientalische Despotismus, ebenso die Herrschaft ehrgeizigen Gelehrtentums wie in China, die Herrschaft ehrgeiziger Priester, die sich als Volkstribune geben wie in Israel.

Naturfromm und von der Natur belehrt würde der indische Arier die Idee von der menschlichen Gleichartigkeit als tollen Frevel und größtes Verderben für das sittliche Leben betrachtet haben.

So bunt, unabsehbar bunt ist das Völkergewimmel in Indien, daß einem König nachgesagt wurde, er habe unter seinem Sonnenschirm (gleich Zepter) 118 Völker vereinigt.

In diesem unabsehbaren Gewimmel konnte die Kaste am besten Ordnung und Arbeitsteilung bringen durch grundsätzliches Sondern von Stand zu Stand und Entwicklung innerhalb des geerbten Berufs.

Seine große Tierliebhaberei und besonders die Liebhaberei für edle Pferde machte es dem Arier selbstverständlich, daß sich auch der Mensch nur durch besondere Züchtung in einem generationenlangen Stammbaum in seiner Art vollenden könne. Jedes Abwenden von diesen Gesetzlichkeiten der Natur schien unfromm. Man sah edle Elefanten, edle Pferde durch sorgsame Züchtung entstehen, man sah aber auch den indischen Ritter höchste Ritterlichkeit erreichen, je reiner sein Blut war, den Weisen, je reiner sein Blut, desto leichter den Gipfel der Philosophie erklimmen, man sah den Handarbeiter, je reiner sein Blut, desto mehr erlesene Kunstfertigkeit erreichen, Musseline, fein wie Spinngewebe, und Kaschmire in Farben bereiten,

die eines Göttersitzes würdig. — Die Kaste steigerte jedes Können und jedes Sein ins Märchenhafte.

Den Vaisyas, dem eigentlichen Volk, war das Studium der Weisheit nicht untersagt, es war nur ungebräuchlich, da die eigene Standesehre genug Verpflichtungen auferlegte. Nur dem Sutra, dem rassefremden und sprachfremden Mitglied der untersten Kaste blieben die heiligen Schriften verwehrt, um Mißbrauch und Mißverständnis zu verhüten.

Das Prestige, dessen Zauberkraft allein dringender Not gegenüber die notwendige, starke Regierung gibt, zentralisierte sich in Indiens Stromgebiet nicht wie im Gebiet des Nil, des Euphrat, des Hoangho in einer Person, in dem absoluten, mit Göttlichkeit begabten Monarchen, sondern verteilte sich auf die Mitglieder der oberen Stände, indem die Kaste der Brahmanen jene Attribute der Heiligkeit in Besitz nahm, die bei anderen Völkern ein Pharao, als „Sonnensohn", ein chinesischer Tin „Sohn des Himmels" für sich behauptete.

Wie das kleine Farrenkraut ein verzwergter Abkömmling seines Urtypus, des mächtigen Farrenbaums der Vorwelt ist, so war Europas „Gottesgnadentum" ein armseliger Ausläufer pharaonischer Göttlichkeit. Ähnlich waren Europas Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit winzig im Vergleich zur Majestät des arischen Staatsgedankens, wie er sich im indischen Kastenwesen offenbart. Sie stellt in Indien die ihm notwendige, weil natürlich bedingte Staatsform dar.

Bruder Japhet entwarf sie, seinem eigentümlichen Genius folgend, als auch er an die Aufgabe herantrat, in fruchtbarer, aber gefahrvoller Flußniederung dauernde Reiche zu gründen.

Feste Staatsform hatte sich noch nicht als notwendig erwiesen, solange die Arier in geringer Anzahl paradiesische Täler, wie etwa in Kaschmir, bewohnten, bevor sie an die Gangesmündung gelangt waren, und die ältesten Hymnen der Rig-veda kennen daher die Kasteneinteilung nicht und spiegeln einen idyllischen Kommunismus wider.

Denn Paradiese brauchen keine zwingende Staatsform, sie erleben oder träumen stets arkadische soziale Verhältnisse.

Die feste Staatsform erscheint, wo die Natur gebieterisch strenge, gemeinsame Arbeit unter entsprechender Leitung fordert. Von Priestern wird diese Form gedeutet als eine von Gott oder Göttern offenbarte. Sie wahren die alten „heiligen Schriften" und lassen es natürlich zum Heil des Volks nicht an frommen Lügen fehlen, um diesen Schriften genügend Achtung zu verschaffen. So wird das Gesetz des Manu, die kodifizierte Kasteneinteilung als Offenbarung der Götter gepriesen.

Es ist „Gesetz der Gerechtigkeit" übersetzt worden, doch es handelt sich nicht um Gerechtigkeit im Sinn des Ägypters oder Semiten, die keine unverrückbare Kaste voraussetzen, sondern, wie auch bei den Indogermanen, eher um Rechte, Vorrechte, Gerechtsame, um Gebrauchs- und Gewohnheitsrecht.

Die naivste, eine vor Naivität pathetische aristokratische Abgeschlossenheit übte Gautamas Vater, der den schönen und glücklichen jungen Prinzen vor der Kenntnis jeden Elends und jeder Niedrigkeit bewahren wollte. Er ließ ihn so streng abgrenzen von Tod, Leid und Krankheit, daß ein Übermaß von Glück den Königssohn unruhig machte.

Gautamas Abgeschlossenheit und sein glücklich vornehmes Dasein, umgeben von getreuen Dienern, umgaukelt von schmetterlinghaften Gespielinnen, die holdselige Gemahlin, um ihn gerankt wie eine blühende Liane, dies alles kann als Symbol des hoch über gemeinem Leben und dessen Prosa stehenden Aristokratentums gelten, das in Indien ausgereift war und eben darum die alliebende, erlesen edle Seele des Königssohnes zur Reife brachte. Er übertrat des Vaters Gebot, entfloh der Gefangenschaft des Glücks und ging den grausamen Wahrheiten entgegen, die ihm gütig vorenthalten waren.

Sie belehren ihn, auf daß er lerne, andere zu belehren. In den heiligen Büchern heißt Buddhas Flucht „Das Begebnis der großen Entsagung".

Seltsames Wachstum, Erblühen einer ungeahnt wundervollen Blume auf stacheligem Zweig!

Gerade die harte Kaste machte Buddhas Weichheit des Gemüts möglich. Durch ihre Abgeschlossenheit hatte sie den Kö-

nigssohn so feinfühlig heraufgezüchtet, daß seine allgemeine Liebe unwiderstehlich hervorquoll.

Gerade die Vorsicht des Vaters, ihn vor dem Anblick jeder Häßlichkeit und jeden Leids zu bewahren, machte die plötzliche Offenbarung von Elend, Krankheit und Tod so quälend eindrucksvoll, daß Gautama beschloß, solche Häßlichkeiten zu besiegen und mit diesem Gedanken unter dem Wunderbaum rang, bis er die acht „Pfade des Heils" entdeckte, die aus dem strengen Gehege der Kasten ins Freie führen, in einen Garten, wo alle willkommen sind, in ein Land der Liebe mit erfrischenden Früchten für alle. —

Vielleicht war so großer Traum nur zu träumen, angeregt von der Feierlichkeit des heiligen Baumes*), der für sich allein den Wunderbau eines grünen Domes vollbringt, die Riesensäule des Stammes in der Mitte, die Zweige, die er unzählig als Luftwurzeln entsendet, gleich schlanken Säulen, die den Rundbau regelmäßig vollenden.

Auf den seligen Höhen, die der todesschweren, sumpfigen Üppigkeit der Niederung entsteigen, weht eine balsamische Luft von durchaus berauschender Macht, die keine Worte schildern können. Wälder eindringlich duftenden Heliotrops und Reseden senden Weihrauch empor, der jede Sehnsucht einwiegt, Völker bunter Vögel umflattern bunte Blumenwohnungen, und überall blitzt Edelsteinsprühen, als hätten Göttinnen ihr Geschmeide aufgelöst und verloren. Hier ist jeder menschliche Reichtum arm gegenüber dem verschwenderischen Füllhorn der Natur.

Menschlichen Irrtum des Strebens meiden, ihm entsteigen, wie man aus Niederung, deren feuchte Hitze den Entschluß lange gelähmt, emporgelangt zur Frische paradiesischer Höhen, ihre freien Lüfte trinken, ihre süßen Früchte sorglos auf der Zunge schmelzen lassen, von ihren Düften dichterisch berauscht sein — solches Erlebnis macht Nirwanaträume möglich, Nichtigkeit alles dessen, was wild, leidenschaftlich, krank und verpestet in der Niederung blieb — Seligkeit des Aufstiegs, des

*) Ficus religiosa.

Aufatmens, des Nurseins und daher Nichtseins, nie mehr Seins, was man einst mit Schmerzen gewesen.

Fälschlich ist das Ziel der Buddhisten „Nirwana" mit Auflösen in nichts übersetzt worden. Ein solches Ziel der Frömmigkeit, der auserlesenen Opfer hätte wohl niemals so hinreißend wirken können und Millionen gläubig begeistert.

Nirwana ist ein vieldeutiges Wort. Negativ bedeutet es freilich ein Auflösen in Nichts, das endgültige Aufhören qualvollen Strebens und Dürstens mannigfacher Art. Positiv bedeutet es ein Stillewerden der Seele, eine Vermählung mit dem Göttlichen, die unsagbare Seligkeit des mystischen Erlebnisses*).

Ein neuzeitlicher indischer Weiser, der vielfach an Buddha erinnert, Saddhu**), behauptet ebenso, ein Nirwana errungen zu haben, eine Seligkeit, der irdische Schmerzen und Sehnsüchte nichts mehr anhaben können.

Gautama erzählte seine Offenbarungen in den Tälern östlich von Benares, weit vom Ursprung der alten Veden. Doch geistig nähert er sich noch einmal deren Ideal eines einfach, ohne schwerfällige Staatsverfassung gelebten Lebens in teilfreudiger Freundschaft.

Nicht naiv im Sinn der einstigen Sänger, sondern nachdenklich, bewußt und künstlich wird ein idyllischer Kommunismus geträumt und träumerisch von Buddha mit seinen Jüngern gelebt, die Kaste und Besitz entsagen, indes sie durch Gefilde wandern, die zu den schönsten und gesegnetsten der Erde gehören.

Buddhas Wandergebiet umfaßt üppig fruchtbare Wälder und Triften, auch freundliche Hügelländer zu Füßen der Vindhyaberge mit einem Klima, das zum Leben im Freien, zum Predigen, Dichten und Träumen in der Natur einlädt.

---

*) Über die Bedeutung des Nirwana (in Pali Mundart Nibbana) vgl. in den Aufzeichnungen „Petaka", die Buddhas Lehre enthalten, und in den Kommentaren und Fortsetzungen dieser ältesten Aufzeichnungen, zahlreiche Stellen.

**) Saddhu durchzog Indien und Tibet siegreich mit seinen Predigten und sammelt nunmehr auch in Europa Jünger.

Wie Platon seine Schüler unter Platanen anweist, so lehrt Buddha unter Mangobäumen und verspricht den Gläubigen, wenn sie sich von der Welt abscheiden und mit dem Walten der Natur einig werden, ein seliges Nirwana, nämlich den Zustand des Entzückens ähnlich wie der, „den ein über und über weißblühender Hain mit seinem Duft gewährt".

Er spricht von glücklicher Armut und paradiesischem Frieden — in einem Paradies.

Angesichts so beglückender, reich spendender Natur ist dem zart und tief empfindenden Gemüt alles Übel des Lebens besonders widerwärtig, alle Häßlichkeiten erscheinen besonders empörend.

Leidenschaftlich wünscht der Edle zu heilen, was krank ist, zu stillen, was stürmisch tobt, um den Menschen in Einklang zu bringen mit der Schönheit der Natur.

Nach Buddhas Tod begann eine soziale Umwälzung, indem die feudale Macht durch schlimme Fehden erschüttert wurde, besonders zwischen den Radjas von Maghda, Kosambi und Srawasti. Als Alexander der Große (325 v. Chr.) bis zum Hyphasis vorgedrungen war, besuchte ihn ein vom König von Maghda niedergeworfener Rebell aus der Volkskaste. Nach der Ermordung des Königs von Maghda bemächtigte sich dieser Abenteuerer an der Spitze verschiedener Pendschabstämme des Thrones und dehnte das Reich aus mit Hilfe einer nationalen Erhebung, die ihm erlaubte, auch den Statthalter der indischen Provinz Seleukos zu besiegen. Er nannte sich Chandrajupta, der vom Mond beschützte, Sandracottos hieß er bei den Griechen.

Ein Enkel dieses glücklichen Abenteuerers war Asoka, der sich bewußt auf das Volk der niederen Klassen stützte, als er den Buddhismus zur Staatsreligion machte.

Soweit der Buddhismus reicht, wird sein Name verehrt gleich dem eines Konstantin oder Karls des Großen. Er nannte sich Weltmonarch, da sich sein Reich über ganz Indien erstreckte und Indien für die Welt galt in demselben Sinn, wie Europa dem Europäer die Welt war. Säulen- und Felseninschriften, die mühsam entziffert wurden, sind in dieser Welt verstreut und künden die Majestät eines frommen Herrscher-

tums, das dem Herrscher den Beinamen des Herzensgütigen eintrug. In diesen Inschriften rühmt sich Asoka, Königreiche gewonnen zu haben nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch die milde Gewalt des neuen Glaubens, durch die Offenbarung von Buddhas Wort.

In bedeutenden Konzilen (das bedeutendste zu Patna) wurde die neue Lehre festgesetzt, und Missionen verbreiteten sie mit begeistertem Eifer. Eine der merkwürdigsten Inschriften weist darauf hin, daß der Buddhismus nicht nur nach Ceylon und dem Osten, sondern auch nach dem Westen bis Antiochia einen Vorstoß unter Asoka gemacht, nach eben demselben Antiochia, wo stets ein regsamer Austausch von Waren und Gedanken stattfand, wo sich eine große Judenkolonie entwickelte und später das Christentum sofort starke Anhängerschaft fand. Gleichartigkeit zwischen den Seligsprechungen der Armut aus Buddhas und aus Christi Mund ist unverkennbar, der soziale Beglückungstraum trägt ähnliche Züge stillen Genügens. Ähnlich ist das poetische Leben und Lehren im Freien, Wandern von Hain zu Hain, sich lagern auf Höhen, die wunderbare Aussicht gewähren, wo die Jünger in feierlicher Runde zu Füßen des Meisters die Herrlichkeiten des Abends genießen.

Gleichsam begründet scheint manch auffallende Übereinstimmung durch den Schauplatz der Lehrtätigkeit, das Paradiesische einer und der anderen Landschaft*).

Fromm erzählten sich die Jünger Buddhas und Christi Legenden und vererbten dieselben mündlich, bis sie in Schriften vereinigt wurden, als der Stifter längst gestorben und Sicherheit über die wirklichen Umstände seines Lebens nicht mehr zu erlangen war. Mancher Anklang veranlaßte neuerdings die Forscher, zu untersuchen, ob irgendein wirkender

*) Man ist im Begriff, mögliche Zusammenhänge zu erforschen und hat unter anderem die seltsame Tatsache festgestellt, daß im frühen Mittelalter Buddhas Legende nach Europa geriet und so christlich umhüllte, daß der Sakia Muni unter dem Namen Josaphat in die Schar der christlichen Heiligen aufgenommen wurde. Sein Tag ist der 27. November. Sakia war Gautamas Familienname, Muni heißt der Weise.

Zusammenhang zwischen Indien und Israel zur Zeit Christi gewaltet habe und auf seine Lehre nicht ohne Einfluß geblieben sei, ja durch die Kraft arischen Denkens ihr den Mut verlieh, so entschieden gegen die Übertriebenheiten des Alten Bundes aufzutreten durch einen neuen Bund, den Gott nicht mehr mit Israel allein, sondern mit allen Völkern zu schließen gewillt war.

Es wurde angenommen, daß Christus zwischen seinem Knabenalter und der Taufe vor dem Prophetenamt, wo eine Lücke in den evangelischen Erzählungen klafft, Aufenthalt in Indien genommen oder mindestens jenen geistigen Verkehr mit indischen Weisen genossen habe, der auch bei räumlicher Entfernung Gedankenaustausch zwischen Eingeweihten erlaubt, wie es die indische Geheimlehre versichert. Diese Vermutungen sind gewiß von Interesse, denn über das Jünglingsalter Christi und die vorbereitende Zeit, die dem Entschluß zur Taufe voranging, fehlt jede Nachricht. Es ist nur gegeben, daß Johannes Einfluß gewann, und daß dieser zur Sekte der Essener gehörte. Diese Essener hatten Ähnlichkeit mit indischem Büßertum und glaubten an die Wiedergeburt, an das noch einmal Geborenwerden in geistigem Sinn, wie es die Taufe sinnbildlich ausdrückt.

Zart und schön erinnern die wunderbare Taube und der Begriff von der Heiligkeit des Wassers an Indien.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß geistige Beziehungen wichtiger Art zwischen Bruder Sem und Bruder Japhet sich vor Christi Predigtamt gebildet, denn seit Alexanders Eroberung war Indien keine geschlossene Welt, und auch Israel konnte sich nicht der angebrochenen neuen Zeit und dem allgemein verbindenden Hellenismus verschließen. Israels griechische Landesfürsten, die Seleuziden, pflegten Verkehr mit Indien, wo griechische Baumeister damals die Steinbaukunst einführten.

Der Bericht eines ihrer Gesandten, Megasthenes, der bei König Sandracottos beglaubigt war, ist noch erhalten. Er beweist, daß die Verbreitung von Buddhas Bettelorden das Kastenwesen keineswegs zerstört hatte. Es bestand fort als politisches Gesetz. Religiös wurde durch die Kritik des

Buddhismus das Brahmanentum geläutert, wie der Katholizismus nach der Reformation, und suchte mit Erfolg den Weg zur reinen Tradition der Veda zurück.

Megasthenes nennt die erste Kaste Philosophen und Dichter. Die arische Einstellung, den Dichtertraum als das Höchste auf Erden zu betrachten, hatte sich trotz aller sozialen und religiösen Kämpfe erhalten und ging trotz aller Schicksale nie verloren. Noch heute grüßt Indien den Dichter wie einen Heiligen mit Vertrauen und kindlicher Verehrung. Geheimnisvolles, vieltausendjähriges Vermächtnis der Dankbarkeit gegen den ersten Lehrer, den ersten Sänger, dessen Lippen Indiens herrliche Natur zu begeistertem Sang geöffnet, der ihrer Majestät die Majestät des schönen Wortes entgegengestellt und sich gerühmt hat, bildend an der Gestalt der Götter teilgenommen zu haben.

Angesichts der Gleichgültigkeit, ja des zunehmenden Widerwillens der Europäer gegen edle Poesie, angesichts der Verwegenheit, mit welcher Leute ohne sittlichen Ernst sich Dichter zu nennen erkühnen, ist es schwer, sich nur annähernd einen Begriff zu machen von der Wichtigkeit der Poesie für geschichtliches Werden und Schicksal der Nachkommen Bruder Japhets im fernen Altertum.

Macht des Gesanges weckte zu geistigem Leben. In ältesten Zeiten arischer Überlieferung ist der Dichter Priester, der Priester Dichter und hat kein anderes Amt als das, den Menschen seiner Würde zu belehren und ihn stets an seine Würde zu erinnern.

Würde in der Gemeinschaft mit Göttern, die durch das schöne Wort gestiftet wird, den Ewigen das liebste Weihegeschenk.

Würde in der Gemeinschaft mit Menschen — also ermahnt der Hymnensänger: „Euer Wollen, der Wunsch euerer Herzen sei einträchtig, euere Seelen mögen eine der anderen Sprache verstehen, also wird das Glück euer sein."

Endlich Würde im Tod. Das abergläubische Grauen vor dem Tod und den Toten mit den seltsamen Gebräuchen, die

Furcht und Schmerz mit sich brachten, ist dem Dichter und Priester der arischen Urzeit fern.

Indes der ursprüngliche Glaube der Perser sich dahin verirrte, daß man nicht wagte, die Toten der Erde zu geben, um deren „Reinheit" nicht zu verletzen, und sie lieber von Geiern verspeisen ließ; indes andere Völker Rang und Stand durch Einbalsamieren zu wahren suchten, indes Geisterbeschwörungen verschiedener Art das Andenken der Verblichenen schändeten, verstand es der urzeitliche Arier allein, dem Toten gegenüber gelassene Würde zu wahren und dadurch die Verstorbenen aufs höchste zu ehren.

War ihr Leben menschenwürdig, so war es auch götterwürdig, und sie haben im Tod wie im Leben ein Recht, auf die Götter wie auf vertraute Gastfreunde zu bauen und von ihnen nur Gutes zu erwarten.

Unverbrüchlich ist die Zusammengehörigkeit zwischen Gast und Gastfreund, und der Tod löst sie nicht.

Diese stolze Zuversicht kann die sechste Stufe des Gemüts genannt werden, die der geschichtliche Mensch erreicht, und wird bezeugt vom Totensang eines der ältesten arischen Dichter.

Der Sang vom Tod (Mrytiu-mors):

Auge, kehr heim zu deiner Heimat, der Sonne,
Atem, geselle dem Kreis dich der Brüder, den Lüften,
Denke weiter, Gedanke, im Sinnen der Götter!
Du aber, Erde, nimm sanft
Zu dir, was irdisch und dein ist,
Nimm wiegend in Mutterarm auf,
Den wir deiner Liebe vertrauen.
Siehe er flüchtet
Müde zu dir wie ein Kind
In die Falten des Muttergewandes.
Falte sie zu, die Falten deines Gewandes,
Breite sie sanft über ihn,
Den wir deiner Liebe vertrauen.
Sei lind zu ihm, faß ihn behutsam an,
Wir wissen nicht, ob im Tod
Man wehleidig ist.

Traure nicht, Weib, mit lauten Gebärden,
Umarme das Leben des Gatten
Im Leben der Kinder.
Er verließ dich nicht, als er schied,
Er ist dein in den Söhnen.
Und es erbt sich in würdigem Haus
Weiter das häusliche Opfer
Und Gastrecht der Götter.

Schlußbetrachtung.

Thalassa! Nichts kann bedeutsamer sein als dieser Jubelruf der Griechen, die heraustretend aus Asiens phantastischen Wüsten, wo sie Fata Morgana oft genarrt, endlich das Meer, das wirkliche Meer erblicken — Weg zur Heimat, Bedingung höherer Gesittung.

Wasser ist das erste und letzte, das Grundbestimmende des Fortschritts auf Erden.

Im Kampf um Quellen, Brunnen, Flußmündungen und endlich um das Meer erfüllt sich unsere Tragödie.

Zum geschichtlichen Menschen wurden wir durch Kampf um Wasser und Kampf mit dem Wasser. Dieser Kampf ließ alle sozialen Fähigkeiten erstarken, denn er konnte nicht allein, auch nicht familienweise geführt werden; er bedurfte großer geordneter Verbände, umsichtiger Leiter, erprobter Technik und Übung vieler Künste.

Bewohner mittlerer Regionen, wo Regen regelmäßig und der Besitz von Quellen selbstverständlich ist, vergegenwärtigen sich schwer, wie der wichtigste Teil des Schauplatzes frühester Geschichte eben dadurch zum Schauplatz wurde, daß der Kampf gegen den Wüstendurst die Denkkraft aufs äußerste anhaltend antrieb.

Welche Tat ersten Denkens — in Persien das Wasser unterirdisch zu leiten, um keinen Tropfen der Kostbarkeit durch Verdunsten zu verlieren, in Ägypten durch geniale Technik regelmäßig zu wässern, endlich welch kühnes Spiel, wenn ein König von Babylon der fremden Gemahlin zulieb mit hydrau-

lischem Werk eine künstliche Gebirgslandschaft belebte, jene berühmten hängenden Gärten!

Man spielt schließlich mit dem beherrschten Element.

Wasser lehrt denken, und denken heißt herrschen.

Wer nicht denken kann und mag, wird beherrscht; alles, was Gedankenkraft nicht erobert, demütigt uns.

Das Wasser erlaubt keine Trägheit des Gehirns. Unser waches Leben weckte das Rauschen großer Ströme, die größte Beweglichkeit gab unserem Gehirn das Meer. Jenes, das mit dem unsterblichen Ruf „Thalassa!" von den zehntausend Griechen begrüßt wurde, hat einstmals dem begabten Insel- und Küstenvolk die reichste Lehre erteilt, es aufnahmefähig, mitteilsam, zum kühnen Forscher gemacht, zu Träumen der Schönheit angeregt.

Der Zauber des Meeres schaffte am typisch Griechischen, an jenem griechischen Ideal, das alle edlen Menschen mit Sehnsucht erfüllt und mit Hoffnung beschenkt.

Das fernere Schicksal des geschichtlichen Menschen hängt davon ab, ob sich die Völker, wie einst einzelne Stämme und Geschlechter, zusammentun, um friedlich schiedlich das Wasser und den Weg zum Wasser zu beherrschen, ob sie nach der Wüstenwanderung tragischen gegenseitigen Mißverstehens Verständnis dafür aufbringen, daß nur Einigkeit in Zukunft Lebensmöglichkeit für alle gewähren kann und daß sie rückwandernd von Mühsal, Verirrung und Blendwerk einander in die Arme fallen mit dem vieldeutigen Ruf des geschichtsreif gewordenen Erdbewohners:

Thalassa! das Meer!

Von Durstland her fanden die Arier den Weg zu den heiligen Strömen und empfingen deren Lehre. Sie flossen von der Höhe herunter wie die Ströme selbst und fanden endlich in Griechenland den Weg zum Meer und eine zweite Heimat auf dem Meer, dadurch aber den äußersten Ansporn zu geschichtlicher Tätigkeit, den der Mensch empfangen konnte.

Das Meer nahm den Hellenen und damit den Europäer in die Lehre, und wir sind noch nicht aus der Lehre des Meeres entlassen.

Wir Nachkommen Japhets müssen dieselbe höher deuten, als es einst die meerbeherrschenden Phönizier, die Söhne Tubalkains getan, um eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen, die würdig unseres zu höchst gespannten Ehrgeizes und Stolzes ist.

Wir sitzen nicht nur um das Mittelmeer „gleich Fröschen um den Teich", wie Platon meinte, wir sitzen um den Ozean, und die kolossalische Erweiterung des geistigen und wirtschaftlichen Verkehrs gestattet keine kleinlichen, veralteten Methoden des politischen Umgangs.

Mit dem Fortschritt der Geschichte wachsen die Meeresräume. Jede der großen Epochen hat ihr eigenes Meer, und jedes folgende ist größer als das vorhergehende. Vom Ägäischen und Jonischen Becken zum Mittelmeer im Altertum, in der Neuzeit vom Atlantischen Ozean zum gesamten Weltmeer. Und das Weltmeer ist vergleichsweise auf das Maß gebracht, welches das Mittelmeer für die Antike hatte. Es ist unser aller heimisches Meer — mare nostrum.

Der Bau des Festlandes, die Strömungen des Meeres, die Strömungen der Luft arbeiten unablässig wie seit Tausenden von Jahren am geschichtlichen Schicksal, das wir allein zu meistern meinen mit unseren Kriegen und sozialen Umwälzungen.

Erinnern wir uns: Durst nach Wasser, Sehnsucht nach Wasser lehrte zwingend die erste Zusammenarbeit, den ersten Zusammenschluß, die erste Ordnung, indem die Notwendigkeit von Über- und Unterordnung der Menschen erkannt wurde.

Einmünden muß dieser Durst, diese Sehnsucht zu höherem Durst, zu mystischer Sehnsucht, die bessere Ordnung, langlebigere und glücklichere Zusammenarbeit heischt, doch ohne schematische Gleichmacherei, denn solche abstrakte Ordnung läßt die Erde nirgends zu. *Die Mannigfaltigkeit des Schauplatzes verlangt Mannigfaltigkeit der Spieler.*

Als sich die Scholastik mit dem Gottesproblem beschäftigte, behauptete sie, diese Frage endgültig zu lösen; die Politik als Staatslehre behauptet dasselbe, indem sie sich mit dem Pro-

blem menschlicher Gesellschaft beschäftigt. Ähnliche Überhebung in beiden Fällen. Sie führt auf Abwege öden Spintisierens, denn die Scholastik versäumte einst bei ihrer pedantischen Untersuchung das Göttliche, und die Staatslehre der Politik versäumt heute das Menschliche.

Die Begriffe von Staat, Volk und Heim bringen so viel Schmerzen und lösen schließlich so viel Zweifel aus, daß wir von Zeit zu Zeit inbrünstig auflauschen, wenn eine Prophetenstimme ruft: „Selige Reiche sind nicht von dieser Welt. Wahres Heim ist nicht da, wo es immer bedroht und zerstört wird und du daraus vertrieben. Du gehörst nicht nur zu dem kleinen Volk, in das du zufällig hineingeboren bist. Die nächste, die geistige Geburt ist kein Zufall, du bist daran beteiligt und verantwortungsvoll, sie gibt dir Bürgerrecht in heiliger Gemeinschaft, die mit geographischen und etnographischen Grenzen nichts zu tun hat."

Die mystische Richtung, die also von irdischer Heimliebe lösen will, gerät in grellen Widerspruch mit der Politik, die den Menschen nur zum Bürger eines Staates macht, und der Streit dieser zwei Weltanschauungen vertieft die Tragik des geschichtlichen Menschen.

Ihn von seiner Tragödie befreien zu wollen, ohne ihn von seiner Größe zu stürzen, blieb bis jetzt Utopie. Seine Größe erreichte er nur durch sein bewußt und stets bewußter erlebtes Schicksal — jedes bedeutende Volk mußte beweisen, wie weit ihm Glück und Leid zuträglich sind.

Hier ist die Menschheit stets vor die Sphinxfrage gestellt worden, glücklich oder groß, vielmehr tierhaft zufrieden oder rastlos strebend, geschichtslos oder geschichtlich zu sein.

Ein Mittelding hat es bisher nur im gefälligen Märchen gegeben.

Auf unermeßlicher, widerspruchsvoller Wanderung gelangte der forschende Geist, das forschende Herz stets an ein fragendes Ungetüm, dessen Rätsel ungelöst blieb, an eine Wahl, die keine Wahl ließ.

Wie es scheint, erlebte Bruder Japhet diese Begegnung am deutlichsten.

Nicht kriegerische Talente — diese zeigen auch niedrige Stämme und die kriegerische Ameise, nicht religiose Vorstellungen — diese sind auch den einfachsten Naturvolkern zu eigen — machen den Jüngsten aus Noahs Geschlecht so merkwürdig. Es ist seine Fähigkeit, nicht nur sich der Umwelt anzupassen, sondern ihrer Herr und endlich ihr Herr zu werden.

Von je dünkt er sich erlesen und götterlieb; dieser Jüngstgeborene der Erde hat alle Unarten und Vorzüge des spätgeborenen Lieblings und ein hochfahrendes Auftreten gegenüber den älteren Erdbewohnern, die doch vor ihm viel ernste Arbeit getan.

Zuweilen erinnert die Rolle, die dem Arier schicksalhaft in der Geschichte zugefallen, beängstigend bis zu banger Sorge für den Denker, an den Mythos von Luzifer. Ein weißer Engel, der schönste und begabteste, Gottes Liebling, Stolz der Himmel und Träger des Lichts, aber von Hochmut besessen, endet in maßloser Überhebung gegen höchste Gesetzlichkeit und in Höllensturz.

Die Größe und Würde dieses Spätlings läuft stets Gefahr, sich in Dünkel und Aufgeblasenheit zu verkehren.

Wie Tantalos, einmal Gastfreund der Götter, dahin gedemütigt wird, nach Urväter Brauch zur Menschenfresserei zurückzukehren, wie der stolze Goldfürst Midas dahin erniedrigt wird, grotesk mit Eselsohren zu wackeln, ist Bruder Japhets unseliger Hochmut durch manche Rückentwicklung oder absonderliche Mißgestaltung seines Strebens gleichsam gewarnt, auf daß er sich wandle, solange noch Zeit ist. Er glaubte sich erhaben über Fabel und Mythos — und entrinnt ihnen nicht. Seine Fabel, sein Mythos ist nur beschämend niedrig geworden.

Wie die Landschaft den Heros des unreifen archaischen Menschen in Wesenheit setzt, seinen Berufsgott schafft, der ihm sein Ideal beschert, so wird der überreife Moderne beeinflußt von der künstlichen Landschaft, die er der Natur zum Trotz hochfahrend erzeugt.

Seine Großstadte bilden ihren Mythos, ihre Heroen und Berufsgötter, Häupter sozialer Sekten, Apachenführer und

von Detektivromanen verherrlichte Gestalten. Und auch diese wirken an ihrem Volk, geben ihm eigentümliche Ziele, unverkennbare Richtlinien und soziale Träume.

Alle lassen sich zurückführen auf geographische Bedingungen, auf ein schließlich aus tödlicher Monotonie zu romantischer Phantastik des Verbrechertums, oder zum Schwarmgeist sozialer Sekten überschlagendes Ideal des modernen Steinhöhlenbewohners, des überreifen Sohns der Zeit, der kein Stückchen Erde zu lieben und zu verehren weiß.

In der Heimkehr zum Mutterland, aller Völker Mutterland, im frommen Bestreben, der Erde Ehrfurcht zu erweisen und sie wohlbewässert zu schmücken als Gartenland, liegt für Bruder Japhet die Erlösung, der Aufstieg.

Unter den großen Lehrern der Menschheit sind die Pflanzen bis jetzt zu wenig anerkannt worden.

Liebe zur Pflanze, Pflege der Pflanze ist eine sittliche Forderung, die nicht ernst genug genommen werden kann.

Unter den geschichtlichen Rassen sind jene die bedeutendsten, die zur Pflanze das innigste Verhältnis fanden, sich vor allem der Majestät der Brotfrucht recht bewußt wurden und deren erhabene Lehre des Vorbedachts genossen, die Getreidevölker.

Aber die liebenswürdigsten, edelsten Eigenschaften eines Volkes blühen auf, wenn es sich nicht nur die Nützlichkeit, auch die zauberhafte Schönheit der Pflanzenwelt freudig zu eigen nimmt, wenn es lernt, Bäume und Blumen fromm zu verehren. Aus solcher Verehrung schöpft die Kunst wie aus unerschöpflichem Brunnen.

Bisher wurde der Höhepunkt jeder Kultur dem Erschaffen landschaftlicher Paradiese geweiht, wie der Traum des geschichtlichen Menschen das erste Paar in einen Garten versetzte und Gott als dessen Gärtner dachte.

Ohne solches Ideal — kein ernst zu nehmender Fortschritt. Das innigste Verhältnis zu Natur und Gott, der sicherste Weg, um Gottnatur zu gewinnen, ist die Andacht des Gartens.

Nichts ist erschütternder, als zu bedenken, daß ein geringer Teil von Geld und Mühe, von Aufopferung und technischer Geschicklichkeit, die zum Zerstörungswerk des Weltkriegs ver-

wendet wurden, genügt hätte, Europa in ein blühendes, fruchtreifes Paradies zu verwandeln, die Teilnahme an Gartenfreude, die Erziehung, die der erste Gärtner dem Menschen zugedacht, einem jeden Europäer zu gewähren.

Erstaunliches Wunder, ein vollkommen unbeachtetes und doch stets wiederkehrendes Wunder der Weltgeschichte! Nach furchtbarster Zerstörung pflanzt, wässert, pflegt und wartet der Geduldige aufs neue sein Land, und versucht der gedemütigten Erde ein Paradieslächeln abzuzwingen.

Ägyptens Götter, Chaldäas Götter, Persiens, Indiens, Griechenlands Götter verlangten einmütig Gärten und Haine von ihren hochgediehenen Völkern zum Beweis, daß sie dank ihrer Führung höheres Menschentum gewonnen. Ein Buddha ist blumenfromm, liebevoll haftet Christus Blick auf dem königlichen Schmuck der Lilie.

Schaffen von Gärten, vom bescheidensten bis zum stolzesten, ist die Palme nach dem Kampf, die der geschichtliche Mensch erreichen kann. Solches Schaffen ist unzertrennlich vom gereinigten Tempeldienst, der vor allem Blumen verlangt, denn er ist Ausdruck der Gastfreundschaft für Gott und der göttlichen Herablassung des Gastfreundes.

Womit können wir aber einen erhabenen Gastfreund mehr erfreuen, als indem wir ihm Kränze reichen und seinen Blick auf wohlbestelltes Land schweifen lassen und ihn zum Wandeln einladen in gepflegter Natur, auf daß er miterlebe, wieviel Liebe, Sorgfalt und Sinnen dies alles hervorgebracht?

Solche Schöpfung, die seligste und stolzeste Gastfreundschaft, von Mensch zu Mensch und von Mensch zu Gott erlaubt, ist das uneingestandene, doch ernste und innerliche Ziel aller Kräfte des geschichtlichen Menschen.

Gleichen-Russwurm, A.

Schicksale der Völker

D
16.9
.G55